UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

NOTICE: **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University. To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

JUN 2 8 1990

L161—O-1096

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/novellenderroman00floe

DP-2

HERTZBERG — NEW M[illegible] OD, INC. [illegible]DALIA ROAD, JACKS[illegible] [illegible]LLE, ILL. 62650

AYBX2 TITLE NO. | LOT A[illegible] [illegible]KET NO.

[illegible] | 07 | [illegible] | JC 00- | 15 S2

FLOECK*

NOVELLEN [illegible]ER RO[illegible] [illegible]ER*

42-28 830.93*F65@N*

13-15

01STX5

HEIGHT

00 000

CLOTH COLOR

0088 BRITTLE

CHARGING INFORMATION			
STUBBING		FRONT COVER	
HAND SEW	S	NO TRIM	
THRU SEW		PAGES LAMINATED	
THRU SEW ON TAPE		EXTRA THICKNESS	
HAND ADHESIVE		MAP POCKET PAPER	
LENGTHWISE		MAP POCKET CLOTH	
FOREIGN TITLE		SPECIAL WORK	
LINES OF LETTERING			

HEIGHT	PICA	WRAP
7	5	C/

SPECIAL WORK AND PREP.

AYBX2

TU
ADESTO

Novellen der Romantiker

(E. T. A. Hoffmann, Jos. v. Eichendorff, Ludw. Tieck)

Mit einer entwicklungsgeschichtlichen
Skizze und Einleitungen
herausgegeben
von

Prof. Dr. Oswald Floeck

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten und München
1912

830.93
F65n

Inhalt.

	Seite
A. Einleitung	1—67
I. Teil:	
1. Italienische und spanische Muster	1
2. Die Characters der englischen Wochenschriften	3
3. Vorstufen der Novelle im Deutschen:	
a) Moralische Erzählungen ernster und parodistischer Art	4
b) Märchenerzählungen	5
c) Spukgeschichten	6
4. Goethes Novellendichtung:	
a) Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten	6
b) Novellen in den „Wahlverwandtschaften“ und „Wanderjahren“	7
c) Novelle (1828)	8
5. Wielands Ansicht und Goethes Definition der Novelle	9
II. Teil:	
1. Unklare Äußerungen der älteren Romantiker über das Wesen der Novelle	10
2. Ludwig Tieck:	
a) Theorie	11
b) Erste und zweite Periode der Novellendichtung	14
3. Die jüngeren Romantiker und ihnen verwandte Dichter:	
a) Heinrich von Kleists Novellen.	24
b) E. T. A. Hoffmanns Erzählungen	29
c) Achim von Arnim	41
d) Clemens Brentano	47
e) Friedrich de la Motte Fouqué	50
f) Josef von Eichendorff	52
g) Adelbert von Chamisso	56
h) Wilhelm Hauff	58

761398

Seite

4. Die Novelle der nachromantischen Zeit:
   a) Überproduktion und deren nachteilige Folgen 61
   b) Stoffreichtum und Virtuosität der Technik 63
5. Roman und Novelle 64

B. Drei romantische Novellen, nach dem Erscheinungsjahr geordnet:
1. Meister Johannes Wacht von E. T. A. Hoffmann 68
2. Schloß Durande von Jos. v. Eichendorff . 141
3. Des Lebens Überfluß von Ludwig Tieck . . 198

Einleitung.

Die Erzählung ist eine ebenso wohlfeile wie natürliche Ergötzung und Erheiterung eines gesellschaftlichen Kreises, ein beliebter Zeitvertreib in alten und neuen Zeiten, bei rohen und zivilisierten Völkern. Irgendeinen Vorfall gut, lebendig und interessant erzählen können ist eine Gabe, die nicht jedermann eignet. Wer sich aber dieser Gabe erfreut, der ist überall gerne gesehen, jung und alt lauschen ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit, selbst der langweiligste Zirkel wird durch ihn belebt und erheitert.

Die Form der kurzen modernisierten Erzählung einer älteren Begebenheit oder eines charakteristischen Vorfalls aus dem täglichen Leben hat auch Giovanni Boccaccio, den man gemeiniglich als Vater der Novelle bezeichnet, bereits vorgefunden und es ist bekannt, in welch großem Umfange der Dichter des schlüpfrigen „Decamerone" die ungeheure Stoffmasse der hierher gehörigen mittelalterlichen Literatur, soweit sie ihm zugänglich war, für seine eigene Novellensammlung benützt hat. Sammlungen von Fabeln, Parabeln, Schwänken, Märlein, lockeren Geschichtchen und witzigen Anekdoten, wie der „Kalila ve Dimna" des Persers Bidpai, die „Sieben weisen Meister", das „Buch der Beispiele", die „Disciplina clericalis", die „Gesta Romanorum" die massenhaften französischen „Contes" und ‚Fabliaux", sind die unerschöpflichen Quellen der ganzen italienischen Novellistik Boccaccios und seiner Nachfolger, der Sacchetti, Masuccio, Straparola, Bandello u. a. sowie der großen Menge der Nachahmer in England, Spanien, Frankreich und Deutschland. Nichtsdestoweniger trägt der unübertroffene Meister der italienischen Novellistik den obigen Ehrentitel mit Recht, da er die Form der Novelle umgeschaffen und den völlig veränderten Bedürfnissen einer neu entstehenden Gesellschaft angepaßt hat.

Durch künstlerische Erweiterung und psychologische Vertiefung der kleinen Prosaerzählung kommt dann Cervantes, der unsterbliche Dichter des „Don Quijote", in seinen „Novelas ejemplares" in Betracht, dessen Erzählungen im Gegensatze zu dem graziösen Plauderton und der moralischen Nonchalance der italienischen Novelle gar manche, allerdings verborgene und dem Spürsinn des Lesers überlassene, nützliche Lehre enthalten.

In der deutschen Literatur führen verschiedene Zwischenstufen zum Begriff und zur praktischen Übung der Novelle. Zunächst machte sich, ebenso wie in Frankreich, am Ende des 17. Jahrhunderts die Übersättigung an den endlosen Hof-, Ritter- und Schäferromanen, der dominierenden Gattung dieses Zeitraumes, geltend und erzeugte das Bedürfnis und Streben nach Kürze. Auch an dem Fremdländischen hatte man gerade genug, um allen Ernstes — angeregt durch die Komödie und das Gesellschaftslied — das Heimische zu suchen, volkstümliche und nationale Stoffe, Abschilderung des Bürgerlichen und Gegenwärtigen herbeizusehnen. Dem Verlangen nach einer volkstümlichen deutschen Prosa, nach knapper Form und Wirklichkeitsdarstellung kamen einigermaßen die unter englischem Einfluß stehenden moralischen Wochenschriften entgegen, die bereits, wie z. B. der Hamburger „Patriot", Ansätze zu kleinen Erzählungen enthielten. Leider hat der Leipziger Literaturpapst Gottsched die natürliche Entwicklung dieser gesunden Keime dadurch unterbunden, daß er die Wochenschriften der Kritik dienstbar machte. So „kam die deutsche Prosa bis in die Tage Wielands aus dem Theorisieren, aus der literarischen Kampfstellung nicht mehr heraus"[1]).

Dem Mangel an knapper belletristischer Prosaliteratur mußten zunächst die massenhaft verbreiteten Robinsonaden abhelfen. Unter diesen verdient die viel gelesene „Geschichte der Insel Felsenburg" von J. G. Schnabel eine besondere Beachtung. Obwohl sie in der äußeren Form die außerordentliche Breite und gedehnte Anlage mit dem Romane des 17. Jahrhunderts teilt, so enthält sie, worauf schon Koberstein hinwies, die ältesten

[1]) Rudolf Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert, Halle 1897, S. 28.

novellenartigen deutschen Erzählungen, deren Motive teils den spanischen Novelas und dem Schelmenromane, teils Defoe entlehnt sind. Neben den Robinsonaden befriedigten Übersetzungen kleiner Prosastücke aus fremden Literaturen, wie z. B. die Sammlungen „Abendstunden" (seit 1760 bei Korn in Breslau ersch.) und „Neue Abendstunden", das gewöhnliche Lesebedürfnis. Man findet darin außer spanischem Gute Elemente der französischen Contes moraux.

Die Prosaformen der englischen moralischen Wochenschriften, namentlich die „Characters", erfuhren durch die deutschen Popularphilosophen selbständige Behandlung. Im „Teutschen Merkur" wurde der englische „Character" aus dem Gebiete der Theorie in das der Dichtung übergeführt, Wielands „Bonifaz Schleicher" (1776) wurde das Muster anderer Nachahmer.

Der humoristische Schriftsteller Peter Helfrich Sturz hat mit übergehung aller kritisch-didaktischen Tendenzen den „Character" zur Kunstform entwickelt und „eines der frühesten Muster leichter und eleganter Prosa" gegeben.

In den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts drangen die moralischen Erzählungen französischer Provenienz in zahlreichen Übersetzungen in Deutschland ein, bald folgten ihnen deutsche Nachahmungen; damit hat die einstige Freundin Wielands, Sophie La Roche, („Moralische Erzählungen im Geschmack Marmontels" 1782—84 und „Nachlese" 1788), den Anfang gemacht. Da auch das Schauspiel moralisierende bürgerliche Stoffe begünstigte, so steigerte sich die Flut dieser dichterischen Produktion ins Ungemessene. Verfassernamen, wie Eckartshausen, Christoph Starke, August Gottlieb Meißner, Kotzebue, Wilh. Gottlieb Becker seien nur vorübergehend, der viel geschmähte und besonders durch W. Schlegels Kritik vernichtete August Lafontaine aber ausdrücklich genannt, weil er die Schablone der moralischen Erzählung durchbrach und diese den Zeitbedürfnissen näher brachte. Diese soziale Seite der Erzählung hat dann Rochlitz noch weiter ausgebaut und vertieft. Bloß dem gesellschaftlichen Bedürfnisse trug eine andere Gruppe der moralischen Erzählung Rechnung, die sich, noch vor Lafontaine einsetzend, der liebens- und bemitleidenswürdigen Verbrecher annahm, eine Richtung, die, durch Montesquieu, Rousseau und

Voltaire angebahnt, an den jungen Stürmern und Drängern begeisterte Apostel gefunden hatte und in dem bekannten Motive von der verführten Kindesmörderin im Drama, in der Lyrik und auch in der Erzählung glorifiziert wurde. Aus der Hochflut dieser Kriminalgeschichten und Verbrecher- oder Selbstmörderbiographien erhebt sich als bedeutendes Produkt dieser Gattung Schillers „Verbrecher aus Infamie", das aber mit seinem schönen Pathos und trotz der psychologischen Zeichnung seines heldischen „Sonnenwirtes" „nicht recht aus dem Pragmatischen und Stoffartigen herauskommt und nebenbei sonderbarerweise in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes nichts weniger als ‚wahr' ist"[1]). Der Wendung zum Ernsten, die die moralische Erzählung genommen, folgte auch ein Rückschlag ins Romantische; hier sei als Hauptvertreter Christian Leberecht Heyne (Pseudonym Anton Wall) mit seinen „Bagatellen" (Leipzig 1783—85) genannt.

Wie in Frankreich die ernsthaft erzählten Feenmärchen durch die parodistischen „Contes licencieux" abgelöst wurden, so forderten auf deutschem Boden die moralischen Erzählungen mutwillige erzählerische Produkte — man kann sie mit Rudolf Fürst auch „Schwänke" nennen — heraus, deren Verfasser, an die Form der moralischen Erzählung anknüpfend, bloß auf Pikanterien und Unsauberkeiten aus waren oder aber parodistische Zwecke verfolgten. Ein typischer Vertreter dieser Gattung ist der berüchtigte Langbein; ein charakteristisches Produkt dieser Richtung sind die von Musäus begründeten, von Müller-Itzehoe und Tieck fortgesetzten „Straußfedern".

Endlich muß noch der Märchenerzählung gedacht werden, der Verwendung des übernatürlichen und Wunderbaren in der erzählenden Prosa. Im 18. Jahrhundert dominiert in Deutschland das französische und orientalische Märchen. In deutscher Übersetzung geht dieses jenem zeitlich voran, da man die national-französischen Feenmärchen in den interessierten Kreisen im Original las. Das pädagogisch-lehrhafte Interesse der Aufklärung an dieser exotischen Märchenwelt ist ganz selbstverständlich, zumal man sich aus solcher Übersetzungsliteratur morgenländische

---

[1]) Heyse-Kurz, Deutscher Novellenschatz, München bei Oldenbourg, ohne Jahr, Einleitung S. VI.

Sitten und Gebräuche spielend aneignen konnte — und lernen wollte man ja um jeden Preis. Den übersetzungen orientalischer Märchen, die durch August Bohses (Talanders) übertragung von „Tausend und eine Nacht" bereits 1730 inauguriert wurden und in der Voßischen Übersetzung und Bertuchs „Blauer Bibliothek aller Nationen" ihren Abschluß fanden, folgten erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als erste große Sammlung französischer Feenmärchen die Nürnberger Ausgabe des „Cabinet der Feen", alsbald die Perrault'schen Märchen und endlich wieder die Reproduktionen in der Bertuchschen Bibliothek, die gleichsam das Kompendium dieser fremdländischen Märchenliteratur in deutscher Sprache darstellt. Wie in Frankreich die Übersetzungen den freien Nachbildungen weichen mußten, diese aber bald unter Caylus, Hamilton und ganz besonders Crébillon einen parodistischen Charakter erhielten, so wird auch in Deutschland die Freude an der naiven Märchenerzählung satirisch ins Lächerliche gezogen. In Frankreich steht die Satire am Ende, in Deutschland am Anfang der Märchenliteratur. Die Feenmaschinerie wird Gegenstand der Darstellung. Das ungemein dehnbare und ins Unabsehbare variable Kompositionsschema des französischen Feenmärchens, die leicht anzubringenden melodramatischen Effekte, die angehängten Moralités der Perraultschen Märchen forderten einen Witzkopf und Dichterelegant wie Wieland geradezu heraus, diesen Märchennachbildungen den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Die ausführlichen Abhandlungen und haarscharfen, spitzfindigen Untersuchungen des Grafen Gabalis in seinen Entretiens sur les sciences secrètes über das Wesen der Sylphen, Gnomen, Ondinen und Salamander förderten die romantischen Abenteuer des Prinzen Biribinker im „Don Sylvio von Rosalva" zutage, die schon in Frankreich herrschende Mischgattung von Morgenländischem und Französischem zeitigte den Typus des Wielandschen Kunstmärchens im „Dschinnistan", einer Märchensammlung, die „eine angenehme Gemütserholung beschäftigter und eine unschuldige Zeitverkürzung müßiger Personen" bilden sollte. So steht das deutsche Feenmärchen ganz im Dienste des Aufklärungsgeschmackes. „Belustigung des Verstandes und Witzes" und moralische Belehrung sind die Angelpunkte,

worin sich diese „Phantasie"-Dichtung bewegt. Das Wunderbare ist bloße Dekoration.

Betriebsame Leute vom literarischen Handwerk ließen sich auch die ihnen willkommenen Anzeichen einer Märchenmode in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht entgehen, um sogleich im Dienste der Tagestendenz „Volksmärchen" aufzulegen, deren erste fünfbändige Sammlung von J. K. A. Musäus (1782—87) auch den vollen Beifall der famosen „Allgemeinen deutschen Bibliothek" errang. Obwohl der Herausgeber wirkliches Volksgut und mit Ausnahme der Libussa keine literarische Quelle benutzt hat, so nehmen doch in dieser Sammlung die eigentlichen Märchen einen untergeordneten Rang ein, auch ist der Ton der volkstümlichen Erzählung nicht beibehalten, sondern gereicht eher einem echten Aufklärungsphilister zur Ehre. Auch die Nachahmer des Musäus mit ihren teils witzig, teils sentimental erzählten „Volkssagen" wußten ihrer Zeit keine bessere Kost aufzutischen. Trotz aller Sucht nach dem Wunderbaren gerade beim untersten Lesepublikum war die Zeit für die echte Märchenerzählung, für das eigentliche Volksmärchen noch nicht gekommen. „Bei der übrigen Unterhaltungsliteratur, die unter der Etikette des Märchens hauptsächlich die neunziger Jahre überschwemmt, fällt selbst eine stoffliche Beziehung zum Volksmärchen weg: meist sind diese ‚Geistermärchen aus der grauen Vorzeit' Rittergeschichten mit Sagenelementen oder einer überall zusammengerafften Feenphantastik. Das Hauptcharakteristikum dieser obskuren Literatur bleibt die Wahllosigkeit und Ahnungslosigkeit dem Stofflichen gegenüber: man weiß gar nicht, was man unter den Händen hat, und stutzt es bloß für die Unterhaltung zurecht[1])."

In Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (1795) finden sich alle die alten Formen, die wir bisher als Vorstufen der Novelle kennen gelernt haben, das Märchen, die moralische Erzählung, der Schwank und die Spukgeschichte. Allerdings ist nun neuer Wein in die alten Schläuche gegossen worden. Das den Beschluß der Unterhaltungen bildende „Märchen" von der schönen Lilie

[1]) Richard Benz, Märchendichtung der Romantiker, Gotha 1908, S. 60 und Anm. 52, S. 243.

hat Ludwig Tieck für die neue Märchendichtung als Muster in Anspruch genommen. Goethe steht nach ihm „an der Spitze jener Märchendichter, die den still fortschreitenden Ton der Erzählung und die Unschuld der Darstellung, die wie sanft phantasierende Musik ohne Lärm und Geräusch die Seele fessele, in Deutschland zur Geltung brachten". Goethe hat den interpretationslüsternen Zeitgenossen mit seinem philosophischen Märchen viel zu schaffen gemacht. Schiller legte auf „die Auslegung solcher Phantasiewerke" geringen Wert und als „Rätsel", als ein Freispiel der Phantasie wird es wohl auch trotz allen scharfsinnigen Erörterungen und feinen Auslegungsversuchen neuerer Literarhistoriker zu gelten haben.

Die in den „Unterhaltungen", worin Goethe ein modernes Dekamerone anlegen wollte, zu Ende des 18. Jahrhunderts inaugurierte echte deutsche Novelle ist aus der Beschäftigung des Altmeisters mit den spanischen Musternovellen hervorgegangen; in diesen bekannte er einen wahren Schatz gefunden zu haben: „Wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserem Maße und in unserem Kreise selbst verfahren." Die Form der „Unterhaltungen" hat Goethe in der Absicht, gegen die boshaften Karikaturen des Cottaschen Taschenbuchs von 1801 die gekränkten Frauen zu verteidigen, in den „Guten Weibern" (Taschenbuch für Damen auf d. J. 1801) wieder aufgenommen. Andere Goethesche Novellen finden sich in den „Wahlverwandtschaften" (die unsterbliche Erzählung von den „wunderlichen Nachbarskindern") und in den „Wanderjahren" verstreut. Diese Erzählungen für die Wanderjahre sind in den Jahren 1809 bis 1821 einzeln erschienen und lassen die Grundlinien der alten Gattungen leicht wieder erkennen. Das Märchen „Die neue Melusine" (1817 veröffentlicht) hat Goethe schon Friederiken in Sesenheim erzählt. Den Zusammenhang mit der moralischen Erzählung zeigen folgende Novellen: Die Geschichte des „nußbraunen Mädchens" (August 1807 diktiert und schon damals Nachodine genannt — die „Schöne-Gute", zu der Goethes Freundin Barbara Schultheß Modell gestanden hat — 1816 erschienen); die Erzählung von St. Josef (ebenfalls 1807 diktiert); die ausgedehnte Novelle „Der

Mann von fünfzig Jahren", ein Kabinettstück ihrer Art, das Thema der Wahlverwandtschaften ohne tragischen Ausgang behandelnd (1818 erschienen); endlich die Erzählung „Nicht zu weit" (1821), ein düsteres Familienbild, verworren komponiert und bloß in den Grundzügen vorliegend. „Die pilgernde Törin" (1807 diktiert), eine Übersetzung aus dem Französischen, Entsagung lehrend, „Die gefährliche Wette" mit der Erzählung „Wo ist der Verräter?" (beide 1821 erschienen), jene eine bloße Unterhaltungseinlage, diese das literarische Gegenstück zur „Pilgernden Törin" und überdies ohne ersichtliche Beziehung zum Roman (wahrscheinlich 1810 verfaßt) kann man zur dritten Gruppe, dem „Schwank", stellen.

Einen alten epischen Plan Goethes, die „Jagd", zu Ende führend, erschien 1828 die „Novelle", eine Hof- und Tiergeschichte von reichem symbolischem Gehalte, die uns „den Sieg frommer mutiger Liebe über wilde Kraft ahnen und glauben" läßt, „nicht wie ein seltsames Wunder, sondern als ein ewiges Gesetz"[1]; sie bildet den Beschluß der Goetheschen Novellendichtung. Bloß hier und in den Wahlverwandtschaften hat Goethe den Namen Novelle öffentlich gebraucht, öfter aber in Briefen und mündlichen Äußerungen.

Wieland hat im „Hexameron von Rosenhain" (1805) in der „Novelle ohne Titel" das aus dem Spanischen stammende Motiv der Erziehung eines Mädchens in Knabenkleidern mit der Bestimmung, die Rolle eines jungen Erben zu spielen, — dieses Motiv fand auch in die moralische Erzählung, in den „Schwank" der Grosse und Konsorten und ins Drama (Halms „Wildfeuer") Eingang — behandelt und dabei die Definition der Novelle gegeben: „Bei einer Novelle werde vorausgesetzt, daß sie sich weder im Dschinnistan der Perser, noch im Arkadien der Gräfin Pembroke, noch im Thessalien der Fräulein von Lussan, noch im Païs du Tendre der Verfasserin der „Clelia", noch in einem andern idealischen oder utopischen Lande, sondern in unserer wirklichen Welt begeben habe, wo alles natürlich und begreiflich zugeht und die Begebenheiten zwar nicht alltäglich sind, aber

[1]) Albert Bielschowsky, Goethe, 2. Bd. München 1904, S. 497.

sich doch unter denselben Umständen alle Tage allenthalben zutragen könnten."

Mit der Wielandschen Ansicht über die Novelle deckt sich ungefähr die Definition, die Goethe im Gespräche mit Eckermann (vom 29. Jänner 1827) von der Novelle gibt: „Eine sich ereignete unerhörte Begebenheit." Aber schon in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" findet sich eine viel ausführlichere Charakteristik dieser Dichtungsart, obwohl hier nicht expresse von der Novelle gesprochen wird. Die Baronin verlangt nämlich die Erzählung einer „Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut gefunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gesinnung als nötig; die nicht stille steht, sich nicht auf einem Fleck zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken". So hat Goethe mit seinen Novellen nicht bloß vorbildlich gewirkt, sondern sich auch zur Theorie dieser Dichtungsart vernehmen lassen.

So vulgär und geläufig heutzutage die Bezeichnung Novelle ist, so ist sie doch erst etwas über ein Jahrhundert in unserer Literatur eingebürgert. Unmittelbar nach der Goetheschen Produktion in den „Unterhaltungen" setzt die theoretische Untersuchung ein. Blankenburg erwähnt 1796 in seinen literarischen Zusätzen zu Sulzers „Theorie der schönen Künste" den Namen „Nouvelle" nach dem Französischen; indes stammt der im Deutschen später von der Theorie und Praxis aufgenommene Terminus Novelle aus dem Italienischen und Spanischen. Naturgemäß mußten die Kunstrichter und Ästhetiker auch von daher ihre Kenntnis dieser literarischen Gattung schöpfen. Die ursprüngliche Vermutung, daß es sich bei der Novelle um wirkliche kleine Romane handle, wie Blankenburg meinte, wurde durch die Untersuchungen der beiden Schlegel bald erschüttert und man kam zu der zunächst unklaren Erkenntnis, daß der Begriff Novelle eine ganz besondere Art von Erzählung kennzeichne.

In seinem Boccaccio-Aufsatz (1801) suchte Friedrich Schlegel das Wesen der Novelle zu ergründen; wie den Roman nennt er sie „das wilde Naturgewächs der neueren Poesie", für die höheren Stände, für die feinere Gesellschaft berechnet, und findet ihre charakteristischen Merkmale im Grotesken und im Selbstbekenntnisse. Auf deduktivem Wege gelangt er zu dem Resultate, die Novelle sei eine Geschichte ohne eigentliches geschichtliches Interesse oder ein Selbstbekenntnis. Sie eigne sich dazu, eine subjektive Stimmung und Ansicht, und zwar die tiefsten und eigentümlichsten, indirekt und gleichsam sinnbildlich darzustellen. Zu dieser indirekten und verborgenen Subjektivität, sei sie eben darum besonders geeignet, weil sie übrigens sehr zum Objektiven neigt und das Lokale und das Kostüm, wiewohl sie es mit Genauigkeit bestimmt, dennoch gern im allgemeinen hält, den Gesetzen und Gesinnungen der feinen Gesellschaft gemäß, wo sie ihren Ursprung und ihre Heimat hat.

Eine genaue Abgrenzung des Romans gegen die Novelle dürfen wir von Friedrich Schlegel, aber auch von dem älteren Bruder Wilhelm nicht erwarten, der sich in den Berliner Vorlesungen (1803/4) mit beiden Gattungen beim Kapitel Boccaccio befaßte, wie denn überhaupt die Romantiker mit der genauen Unterscheidung der einzelnen Dichtungsgattungen und ihrer gegenseitigen Grenzbezirke nie sonderlich glücklich waren, sondern vielmehr darauf ausgingen, diese Grenzen möglichst zu verwischen. Bei den Alten, sagt Wilhelm Schlegel, seien Prosa und Poesie in der Blütezeit geschieden gewesen, der Roman, der Prosa und Poesie zugleich enthalte, könne daher nur am Schlusse der Entwicklung der antiken Dichtung betrachtet werden. Bei den Neueren werde die Mischung von Poesie und Prosa das Charakteristische, daher sei der Roman in der romantischen Poesie — er versteht darunter schon die Poesie der romanischen Völker — die herrschende Gattung. Ferner schließe sich bei den Alten die Geschichte an die Poesie an; daher folgt Herodot auf Homer. Bei den Neueren sei es gerade umgekehrt: Die Poesie sei in die Geschichte gezogen, Dante, Shakespeare und Camoens seien Geschichtschreiber ihres Zeitalters, durchaus nationale Historiker, die besten, die es geben könne. In der modernen Dichtung müsse es auch

eine eigentümliche historische Gattung geben, deren Verdienst darin besteht, etwas zu erzählen, was in der eigentlichen Historie keinen Platz findet und dennoch allgemein interessant ist: das immerfort Geschehende, den täglichen Weltlauf, Begebenheiten, merkwürdiger Art natürlich, die „gleichsam hinter dem Rücken der bürgerlichen Verfassungen und Anordnungen vorgefallen sind", also eine Gattung, die historisch Unwichtiges, aber doch Interessantes erzählt, das ist die Novelle. Eine gewisse Unklarheit über das Verhältnis von Roman und Novelle bleibt auch in dieser erweiterten Theorie bestehen.

Auch Schleiermacher hat sich sowohl im „Archiv der Zeit" als auch in den „Vertrauten Briefen über Friedrich Schlegels Lucinde" (1800) über den Roman geäußert, dessen Aufgabe zum Unterschiede vom Drama darin liege, eine soviel möglich vollendete Anschauung des inneren Menschen zu geben. Der Roman soll, indem er das Werden eines Charakters darstellt, die Masse der äußeren Begebenheiten, die doch allemal vieldeutig und unendlich sind, entbehren können; der Novelle will er gestatten, das Gemeine und Unwürdige mit auf den Schauplatz zu bringen. „Wilhelm Meister" gilt ihm bloß als Novelle, Friedrich Schlegels „Lucinde" dagegen als echter Roman.

Bei Novalis ist der Roman unter das Gesetz des Märchens gestellt. „Romantisieren" heißt bei ihm: „Dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben." Der Roman als die umfassende poetische Erzählung von menschlichen Begebenheiten läuft bei ihm auf ein tiefbedeutsames Märchen hinaus. Er müsse durch und durch Poesie sein, d. h. „alles sei darin so natürlich und doch so wunderbar, daß man glaubt, es könne nicht anders sein und als habe man bisher in der Welt nur geschlummert und es gehe einem nun erst der rechte Sinn für die Welt auf". Ein Urteil über die Novelle vermißt man bei Novalis.

Endlich hat sich auch Ludwig Tieck (1829) über die Novelle theoretisch geäußert, und zwar in der Vorrede zum elften Bande der Schriften (S. LXXXVI ff.). Seine Beschäftigung mit der Novelle fällt gerade in jene Zeit, wo er mit dem Dresdner Theater am meisten engagiert

war und sogar die Herausgabe einer dramaturgischen Zeitung plante. Seine Theaterkritiken für die Dresdner Abendzeitung (in den Jahren 1823/24) sind später unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" gesammelt erschienen. Man hätte nun von dem Dresdner Dramaturgen viel eher die lange schon angekündigten historischen Dramen aus der Zeit des 30jährigen Krieges als die Novellendichtung erwarten sollen, die mit dem Jahre 1821 in zweiter Periode beginnt. Nichtsdestoweniger ist seine theoretisch-kritische Tätigkeit im Dienste des Theaters seiner Novellistik zugute gekommen, indem ihm jetzt erst der Sinn für die künstlerisch dargestellte Gegenwart und Wirklichkeit aufgegangen ist. Die unmittelbare Gegenwart der Handlung gilt ihm als der höchste Gesichtspunkt, die wichtigste Forderung des Dramas. Aber diese unmittelbare Anknüpfung an die Gegenwart, ihr Hereinspielen in die Dichtung im Gegensatze zu der gestaltlosen Unbestimmtheit früherer romantischer Produkte wird nun auch auf Roman und Novelle, auf die Dichtung überhaupt ausgedehnt, die reale Wirklichkeit habe als der natürliche Boden der Poesie zu gelten. Zu dieser Wendung (um das Jahr 1820) in den theoretischen Ansichten Tiecks waren auch noch andere Umstände mitbestimmend. Der sentimentalen Nordlandsrecken und Ritterromane Fouqués, der bis dahin unbestrittene Triumphe gefeiert hatte, begann man allgemach müde zu werden. In der Literatur hatten E. T. A. Hoffmanns Gespenstergeschichten eine neue Richtung gegeben; allerdings beherrschten Contessa und Weissflog, dieser mit seinen Phantasiestücken, und namentlich der süßliche Clauren mit seinen schlüpfrigen Romanen das große Publikum. Aber schon hatten die Werke Walter Scotts überall in Deutschland Eingang gefunden und wurden mit Begierde gelesen; durch sie erfuhr die erzählende Dichtung den entschiedensten Anstoß zum Historischen, den Drang nach Realität.

Zunächst warnt L. Tieck an der oben genannten Stelle vor dem Mißbrauche des Wortes „Novelle", das für alles Mögliche, besonders für die kleinen Erzählungen und unbedeutendsten Geschichtchen in Anwendung komme. Er will den Terminus Novelle nicht für Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall oder gar Anekdote, sondern nur für etwas ganz Bestimmtes und Eigentümliches

gelten lassen. Als vollendete Muster schweben ihm Boccaccio, Cervantes und Goethe vor Augen; zumal von den „leuchtenden" Novellen des Cervantes spricht er mit wahrer Begeisterung. Und nun äußert er sich über die Eigenart und Idee dieser Dichtungsart folgendermaßen: „Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden als eine Erzählung, diese sich von Geschichte unterscheiden und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleineren Vorfall ins hellste Licht setzt, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter andern Umständen wieder alltäglich sein könnte. So erfahren wir es im Leben selbst, so sind die Begebenheiten, die uns, von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgeteilt, den tiefsten und bleibendsten Eindruck machen. . . . Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die echte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen anderen Gattungen der Erzählung unterscheidet."

Den bedeutsamen, charakteristischen Unterschied zwischen Novelle und Roman hat auch Tieck nicht hervorgehoben, wenn er auch gelegentlich für diesen eine besonnene Kunstanlage verlangt und deshalb Jean Pauls Romane nicht, wohl aber Wilhelm Meister als echten Roman gelten läßt, wofern man diesen nur nicht gegen den einzigen Don Quijote messen wolle. Im Gegensatze zum Drama und Roman billigt er der Novelle zu, daß darin manches in konventioneller oder echter Sitte und Moral Hergebrachte überschritten werden dürfe. Indes sowohl in theoretischer als auch praktischer Hinsicht hat Tieck später diese Unterschiede fallen lassen. In praktischer Hinsicht, da viele seiner spätern Novellen in Wirklichkeit nichts als Anekdoten und Geschichten sind; in theoretischer Hinsicht verzichtete Tieck später völlig darauf, einen allgemeinen

Begriff für alle Erscheinungen dieser eigentümlichen Gattung zu finden.

Soweit die Theorie des Romantikers Tieck. Schon Rudolf Fürst hat darauf hingewiesen, daß Tieck durch seine theoretische Ansicht von der Novelle mit dem 18. Jahrhundert enge verwachsen ist, „und zwar mit jenem Teil, der unseren modernen Begriffen am fernsten steht und der durch die besten Arbeiten Goethes und Wielands überwunden schien". Tieck verlege den Schwerpunkt in eine Frage des Stoffes, bestenfalls der Technik, er veräußerliche die Erzählung und entfremde sie ihrer höchsten Aufgabe, den Menschen zu zeichnen, wie er ist oder doch dem Dichter erscheint. Die „Technik der Wendepunkte", die man als konsequente Folgerung der „romantischen Ironie" betrachtete, findet sich schon bei Meißner. Tiecks Verdienst um die moderne Novelle wäre also kein besonders großes und wesentliches gewesen, wenn er sich ängstlich an die von ihm aufgestellte Regel gehalten hätte.

Tiecks erste Periode seiner novellistischen Produktion fällt in die Zeit seiner Mitarbeit an den „Straußfedern". In dem inneren Zustande „einer trübseligen und pessimistischen Resignation", worin er sich damals nach harten Seelenkämpfen befand, war er ganz haltlos und schwankend. „Er hatte sich müde gegrübelt und müde gerast. Wenn er die Summe zog, so lief dieselbe auf jene Weisheit Mortimers hinaus, auf das halb ehrliche, halb ironische Lob des Ordens der Dürftigen, Nüchternen, Mittelmäßigen. Sofern es ihm nun Ernst war mit diesem Lobe der sich bescheidenden Mittelmäßigkeit, so stand er ja ganz auf dem Boden der Nicolaischen Partei. Sofern er doch wieder diese Weisheit belächelte und bezweifelte, so mußte er ja ganz dazu gestimmt sein, sich mit bescheidener Satire gegen alles Exzentrische und also auch gegen die Exzentrizität der Mäßigkeit und der Aufgeklärtheit zu wenden. Und dies, in der Tat, ist genau der Standpunkt, von dem aus die Märchen, Anekdoten und Novellen der Straußfedern geschrieben sind. Sie sind geschrieben, wie jener launig-skeptische Mortimer geschrieben haben würde, wenn er Schriftsteller gewesen wäre" (Haym, Romantische Schule, 2. Aufl. Berlin 1906, S. 66 f.). Ganz im Dienste der „Nicolaischen Lohnschreiberei" entstehen Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Fran-

zösischen, aber auch selbständige Erzählungen mit aufklärerischer Tendenz und in leichtfertiger Behandlung. Am ehesten erinnert die Erzählung „Die beiden merkwürdigsten Tage aus dem Leben Siegmunds" an die spätere Manier der Tieckschen Novellistik. Schon in der Erzählung „Die Freunde" hat Tieck vom Wunderbaren Gebrauch gemacht; allerdings entschuldigt er sich sogleich: „Man soll dem Bruder nicht nur sein Leben, sondern auch seine Träume gönnen." Der echte Tieck kommt aber erst in den Märchen und Erzählungen des „romantischen Decamerone", im „Phantasus" (1812 ff.) zum Vorschein, in dessen Einleitung er zugleich seine Ansichten über das Märchen und seine Vorliebe für das selbst erfundene Naturmärchen, das ihm direkt als Maßstab für die Trefflichkeit der Märchendichtung gilt, ausspricht. „Der blonde Ekbert" ist eine merkwürdig-grauenhafte Erzählung, worin „das unmittelbare Hineinragen des Wunderbaren in die gewöhnliche, natürliche Wirklichkeit" nicht nur den Helden zum Wahnsinn treibt, sondern auch im Leser Grausen erzeugt. Während diese märchenhafte Erzählung in Jugenderinnerungen des Dichters an die Erzählungen der Mutter wurzelt, enthält „Der Runenberg" gleichfalls ein düsteres Märchen, einen seltsamen poetischen Nachklang naturphilosophischer Anschauungen. Prächtige Märchenstimmung schwebt über der lieblichen, treuherzigen Erzählung „Die Elfen", wogegen „Liebeszauber" und „Pokal" das Geisterhafte und Gespenstische in weniger krassen Erscheinungsformen vorführen.

Wir kommen zu Tiecks zweiter und eigentlicher Periode der Novellendichtung. „Die große Wirkung, welche Tiecks Novellen auf ihre Mitwelt ausgeübt haben, ist der heutigen Nachwelt kaum noch begreiflich; so viel man aber auch mit allem Recht an ihnen aussetzen mag: zu ihrer Zeit waren sie eine Tat; ein offener Bruch mit der falschen Kunst, zwei für sich gleichberechtigte Erzählungsgebiete, das Wunderbare und das Natürliche, das Märchen und die Wirklichkeit, zu beiderseitigem Schaden miteinander zu vermengen. Goethes recht ausdrücklich ‚Novelle' überschriebene phantastisch-mystische Erzählung von dem Knaben, der den Löwen mit Gesang bezähmt, schien diesen Mißbrauch zu rechtfertigen, und Tieck selbst

hatte ihm, besonders in einigen Erzählungen seines Phantasus, nur allzu sehr gehuldigt. Jetzt führte er die Novelle aus der Zaubernacht und Dämmerung der Romantik in das helle Tageslicht heraus."[1])

Die Eigentümlichkeit der Novelle gipfelt nach Tieck in zwei Dingen: erstens im Wunderbaren, das er aber jetzt nicht mehr in der Phantasiewelt, sondern im täglichen Leben finden will. Was Tieck in der Vorrede zu den Schriften des Novalis sagt: „Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Übernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen . . ." das wird ihm selbst jetzt Prinzip bei der Novellendichtung. Der rein menschliche Gehalt seiner Novellen ist daher ein geringer. Immer und überall ist er auf das Wunderbare, Absonderliche und Aparte aus, wie und wo es ihm selbst im Leben begegnete. Er schöpft aus eigenen Erlebnissen, namentlich köstliche Reiseerlebnisse und tolle Zufälle sind ihm eine wertvolle Fundgrube. Er schildert Narrenfiguren, Lächerlichkeiten und Übertreibungen. Es ist ihm weniger um die Erschöpfung und Durchdringung des menschlichen Seelenlebens als vielmehr darum zu tun, den plötzlichen Stimmungswechsel seiner Gestalten, die Virtuosität des Geistes- und Empfindungslebens aufzudecken. Modelle schweben ihm mehr in den episodischen als in den Hauptfiguren vor Augen.

Das zweite, worauf es ihm hauptsächlich ankommt, sind die sogenannten Wendepunkte, an denen sich die Erzählung unerwartet umkehrt; der erzählte Vorfall tritt in ein anderes Licht, schlägt ins Wunder oder in den Betrug um. Durch diese auffallenden Wendungen und Umkehrungen erhält die Novelle den spezifischen Unterschied von allen andern Gattungen der Erzählung. Darin erblicken wir eine Art der romantischen Ironie, die sich bei Tieck unter Solgers Einfluß entwickelt hat und auch an Shakespeare gerühmt wird. So sind Tiecks Novellen, wie Minor sagt, „Vexirbildern ähnlich; man weiß, es wird getaschenspielert werden und ist, sobald man sich weiter in die Novellen eingelesen hat, vor dem

[1]) Heyse-Kurz, a. a. O. Eltg. S. VIII.

Schalke auf der Hut“[1]). Dadurch ist aber auch das gläubige Vertrauen des Lesers, beziehungsweise Zuhörers, erschüttert. In diesem Punkte hat E. T. A. Hoffmann auf Tieck unverkennbaren Einfluß ausgeübt. Auch die meisten seiner Charaktere behandelt der Romantiker mit Ironie und er mußte sich deshalb den Vorwurf gefallen lassen, daß es ihm mit seinen Charakteren nicht ernst sei, einen Vorwurf, der ebenso berechtigt ist wie der andere, daß die geistreichen Gespräche von Personen, die sich nachträglich als platt und albern entpuppen, unwahr oder wenigstens unwahrscheinlich sind.

Wie in den Rahmengesprächen des „Phantasus“ wird auch in den Novellen viel debattiert; die verschiedenen romantischen Themen: Religion, katholischer und protestantischer Kult, Heiligenverehrung, Dichtkunst, Musik, Malerei kommen zur Sprache und werden in feinem, elegantem Konversationstone von verschiedenen Standpunkten beleuchtet; namentlich Tischgespräche sind beliebt. Noch aus seiner romantischen Periode stammt die von den beiden Schlegeln und Novalis überkommene Methode, die verschiedensten Gegenstände als Kunst zu betrachten, wie das Essen, das Reisen, das Tischgespräch selbst. Die Reminiszenz an den geselligen Kreis in Jena mit den interessanten Wechselgesprächen, dem freiesten Gedanken- und Gesinnungsaustausche, ferner die Eindrücke in dem feineren Gesellschaftskreise, den er in Ziebingen in der gräflichen Familie von Finkenstein antraf, endlich die Erinnerung an den literarischen Zirkel in Dresden, dessen Mittelpunkt Tieck war und der vielen seiner Freunde lebendiger, umfassender und beweglicher als irgend anderswo vorkam, haben wohl diese Novellengespräche, diese geistreichen Erörterungen, scharfsinnigen Beurteilungen, witzigen Einwürfe, vielseitigen Stoffe, die mit dramatischer Lebendigkeit rasch durcheinander geworfenen Fragen, die teilweise auch unbeantwortet bleiben, nachhaltig beeinflußt. Der Dichter selbst steht souverän über den streitenden Parteien und ihren Debatten, worin das Für und Wider erörtert wird. Seine eigene Meinung kommt nie ausdrücklich zur Geltung. Viel mehr

[1]) Tieck als Novellendichter, Akad. Blätter 1884, S. 139.

in Gesprächen als durch die Handlung enthüllen und entwickeln sich die Charaktere. In den Gesprächen kommt auch die satirische Tendenz der Novellen hauptsächlich zum Ausdruck. Eine Besonderheit der Tieckschen Erzählungstechnik in den Novellen liegt auch in der vergleichenden Methode: Verschiedenartiges wird unter einem Gesichtspunkte betrachtet; so werden z. B. die Augen der Tiere, die Eigenart der Blumen, der Künste in Parallelen erörtert. Bloß die ersten Novellen verraten eine größere Wärme der Darstellung. Hier läßt er auch öfters seine eigene Ansicht durch eine der Personen vortragen, so in den „Musikalischen Leiden und Freuden" durch den Grafen, in der „Verlobung" durch den Laien.

In bezug auf die äußere Technik ist die rasche Exposition — bald finden wir die Personen im anregendsten Gespräche beisammen — und die oft noch schneller herbeigeführte Lösung bemerkenswert. Typisch für die späteren Märchennovellen, aber auch für andere, ist die Gabelung der Handlung und Darstellung: die eine Handlung wird bis zu einem spannenden Momente geführt, dann auf diesem Punkte stehen gelassen und die zweite Handlung wird ebenso wieder einen Schritt vorwärts geführt, am Schlusse treffen beide Handlungen zusammen.

Nicht zum geringsten Teile verdankte Jean Paul dem bestrickenden Zauber seiner Naturschilderungen in den größeren, aber insbesondere in den minder barocken kleineren Werken den kolossalen, heute noch anstaunenswerten Erfolg beim deutschen Lesepublikum und namentlich bei der Frauenwelt. Obwohl nun Tieck, mit Jean Paul in enger Freundschaft verbunden, noch im „Phantasus" durch Manfred die Kunst des „phantasievollen, witzigen, ja wahrhaft begeisterten Jean Paul" verherrlicht und einen feurigen Appell an die deutsche Jugend gerichtet hat, diesen preiswürdigen Dichter nie zu vergessen, so verschmäht doch der Romantiker die damals, eben durch den Einfluß Jean Pauls, bei vielgelesenen Romanschriftstellern in Mode gekommenen Naturschilderungen; sie sind ihm jetzt — ganz im Gegensatze zu seiner früheren Richtung — schlechterdings verhaßt: „Nur keine Naturschilderungen . . . diese zusammengesuchte Mosaik ist ebenso lästig, wie die gelehrte Kleiderbeschreibung der Personen, oft der unbedeutenden . . . (im „Alten Buch").

Die historischen und die Kunstnovellen (in den „Gemälden" wird Dresden — auch eine Zeitlang ein lokaler Einigungspunkt der älteren Romantiker — genannt) haben ein bestimmtes Lokale und spielen sich in einer bestimmten Gegend ab. Sonst ist der Ort meist unbestimmt gelassen — die „Gesellschaft auf dem Lande" ist in der Mark Brandenburg örtlich und zeitlich (1801) lokalisiert — ein Gut, ein Herrensitz, eine deutsche Kleinstadt, ein unbekanntes Dorf in deutschen Landen. Die Zeit ist die Gegenwart, wie man aus den satirischen Zügen und Anspielungen erkennen kann. Diesen Hinweis auf die Gegenwart erfuhr Tieck noch in der ersten Epoche seiner Novellistik eben durch Jean Paul, der an ihm tadelte, „daß er allzu ausschließlich in der Vergangenheit lebe, um die Gegenwart darzustellen"[1]). Wie in Goethes „Wilhelm Meister" werden auch bei Tieck adelige und bürgerliche Gesellschaftskreise zueinander in Beziehung gesetzt.

Tiecks Novellen lassen sich in bestimmte Gruppen einreihen. Da sind zuerst die Zeitnovellen, worin er die Ausschreitungen der einstmals auf den Schild gehobenen romantischen Tendenzen bekämpft oder sich darüber in ironischer Weise lustig macht; ihr Inhalt ist reaktionär, z. B. in den „Gemälden" bekämpft er die geistlichen Gegenstände der Malerei, in der „Verlobung" die Frömmler, in den „Musikalischen Leiden und Freuden" das Unwahre im Kunstleben, den Mißbrauch der Musik. Der Dichter spottet über das Inkognito-Reisen (in den „Reisenden" wie in den „Gemälden"), ein auch im Lustspiel der Zeit beliebtes Motiv. Die satirische Behandlung eines Irrenhauses (in den „Reisenden") findet sich schon in den „Nachtwachen" von Bonaventura (1805). In der „Gesellschaft auf dem Lande" gewährt Tieck zugleich einen Ausblick auf seine reaktionären politischen Ansichten: er ergreift gegen Jungdeutschland Partei in der Gestalt Emmerichs und fordert die Pflege des Nationalsinnes. Die Novelle „Glück gibt Verstand" ist eine Absage gegen die ehemaligen romantischen Wünsche Friedrich Schlegels, der das Mittelalter wiederhergestellt wissen wollte („Nichts, das sich wiederholt, ist gleich; es ist ebenso

[1]) Dtsch. Nat.-Lit. 130. Bd., Jean Pauls Werke I, Einl. S. LXI.

töricht, das Griechentum wie das Mittelalter wieder herstellen zu wollen") und — in der „Europa" — die Forderung nach einem Geheimbunde der Besseren zur Vervollkommnung und Versittlichung der Menschheit aufstellte („Wer Gutes tun will, kann es auch ohne geheime Verbindung"). Die Erzählung „Waldeinsamkeit" — ein von Tieck selbst im „Blonden Eckbert" geprägter Terminus — bekämpft die Naturschwärmerei.

Die Künstlernovellen, worin nach Goethes Muster im „Tasso" Künstler zum Gegenstande der Kunst gemacht werden, bilden den Übergang zu den historischen Novellen. „Dichterleben" und „Tod des Dichters" sind Verherrlichungen Shakespeares und seiner Zeitgenossen, beziehungsweise der sagenhaften letzten Schicksale des Camoens. Shakespeare wird als bewußter und besonnener Lebenskünstler gefeiert.

Unter den historischen Novellen hat die leider bloß Torso gebliebene Novelle: „Der Aufruhr in den Cevennen" nicht nur bei den Zeitgenossen Tiecks ungeheures Aufsehen und den lebhaften Wunsch nach deren Fortsetzung und Vollendung erregt, sie ist auch in der Tat eine heute noch äußerst wirkungsvolle Erzählung und eines der bedeutendsten Tieckschen Produkte. Den Stoff, der die Hugenottenkriege behandelt, brachten ihm einige Dramen Sinclairs nahe. Der Dichter, der einen objektiven Standpunkt einnehmen wollte, wendet sich hier wie in den Zeitnovellen gegen jede übertriebene Religionsschwärmerei. Durch den Mund des katholischen Geistlichen Edmund Watelet (im Gespräche mit dem Helden Edmund Beauvais), der zwar am Katholizismus festhält, aber den katholischen Wunderglauben zurückweist — nach jener schrecklichen Katastrophe der Verwüstung durch die Camisards vergräbt er die wundertätige Muttergottesstatue — und das Wunderbare nicht in der Abweichung von den Naturgesetzen, sondern in diesen Gesetzen selbst findet, verrät uns der Dichter seine eigene Meinung. Andere hierher gehörige Novellen sind: „Der wiederkehrende griechische Kaiser", die schwächste darunter, und „Der Hexensabbath". Tiecks künstlerisches Prinzip in den historischen Novellen, die mit den Zeitnovellen in Form und Stoff manche Ähnlichkeiten aufweisen, will das beschränkt und nur unter gewissen Umständen geltende Historische zu allgemein

menschlicher Bedeutung erheben und dem modernen Leser die Vergangenheit und das Fremde nahebringen.

Die vierte Gruppe umfaßt Spuk- und Zaubergeschichten, wobei die Verbindung des Geisterwesens mit der realistischen Schilderung des Kleinlebens auf den Einfluß E. T. A. Hoffmanns hinweist. „Pietro von Abano" ist der Zauberer, der auch in Brentanos Rosenkranzromanzen sein Unwesen treibt, sein buckliger Diener entpuppt sich als Teufel. Trotz der Polemik Tiecks in seinen Novellen und kritischen Schriften gegen die Manier Hoffmanns einerseits, gegen die deutsche Schicksalstragödie und die französischen Mord- und Greuelgeschichten, namentlich der Romantiker, andererseits findet man hier den Dichter in einer ähnlichen Richtung befangen. „Der 15. November" verrät schon im Titel das literarische Vorbild, die Anlehnung an die Schicksalstragödie. Der hiefür charakteristischen Verbindung der Schuld mit dem sühnenden Untergange stellt Tieck hier und in den „Cevennen" den versöhnenden Ausgang zur Seite, wobei er diesen mit dem Anfang der Erzählung zeitlich oder örtlich verknüpft. An seinem Geburtstage wird der blödsinnige Fritzwilhelm wieder geheilt. Hierher kann man noch die Spitzbubengeschichten „Der Jahrmarkt" und „Die Wunderlichkeiten" zählen.

In einer fünften Gruppe wendet sich der Dichter gegen die jungdeutschen politischen Schriftsteller; auf sie wie auf die sich im Häßlichen und Grausamen gefallende französische Romantik und ihren Hauptvertreter Victor Hugo ist Tieck nicht gut zu sprechen; so z. B. bekämpft er im „Mondsüchtigen" die Verächter Goethes, in der „Vogelscheuche" die französische Romantik: Victor Hugo stelle uns ein Schlachthaus des Mordens und der Scheußlichkeit vor. Wie in Wielands Oberon ist hier das Elfenreich mit humoristischen Szenen aus der wirklichen Welt verknüpft. Neben manchen Zügen unwiderstehlicher Komik stehen Stellen bitterer Satire, worin der Dichter ihm verhaßte oder bedenklich erscheinende Bestrebungen vor sein Forum zieht und, Lob oder Tadel spendend, über literarische Cliquen älterer und neuerer Zeit, romantische Zunftgenossen oder ehemalige Freunde ein Gericht großen Stiles hält, aber auch seine dichterischen Zeitgenossen nicht vergißt. Wenn Müllner, Grillparzer und Hoffmann abfäl-

lig kritisiert werden, so lobt er hinwiederum seine Dichterfreunde Immermann, Uechtritz, Raupach und Ohlenschläger. Die eben im Wendtschen Musenalmanach wieder auftauchenden spöttischen Witzeleien des alternden Wilhelm Schlegel geben ihm Anlaß, der literarischen Verdienste dieses nicht gebührend anerkannten Brüderpaares Wilhelm und Friedrich zu gedenken. Durch die Doppelhandlung wie durch die literarische Satire ist ebenfalls die Märchennovelle „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein" gekennzeichnet. Der humoristische Ton wird auch hier öfter durch die herbe Satire unterbrochen. Wiederum polemisiert Tieck gegen die „rohmantschende" Schule in Frankreich und stellt ihr die wahren romantischen Dichter: Gottfried von Straßburg, Wolfram, Tasso, Ariost, Cervantes, Calderon, Shakespeare, Goethe, „der als Glanzgestirn den ewigen Frühling die Sonnenbahn heraufführt", entgegen; er polemisiert ferner gegen den „neuen Thersites" Müllner, E. T. A. Hoffmann, „den ausgezeichneten Gnomen", der auch die große Nation neu revolutioniert habe, gegen Börne, der bloß schimpfe, um zu schimpfen, endlich gegen Heine als Verfasser der Reisebilder, der allein unter den Dichtern alter und neuer Zeiten „die legitime, offizielle, durch alle Lebensepochen abgeschwächte blasierte Blasiertheit" noch zu erwärmen und aufzureizen vermocht habe, — die Spitze kehrt sich gegen den Diplomaten Metternich, dessen Lieblingsdichter Heine war.

Doch ist Tieck von der Literatur der Jungdeutschen nicht ganz unbeeinflußt geblieben; das verraten seine Novellen: „Die Sommerreise" — ihr liegt Selbsterlebtes zugrunde und sie ist gewissermaßen der praktische Beleg zu der im „Phantasus" vorgetragenen Kunstlehre des Reisens —, die reizende Erzählung „Des Lebens Überfluß", „Die wilde Engländerin" und „Eigensinn und Laune", eine nach anekdotischen Berichten abgefaßte Erzählung mit einer emanzipierten Heldin und schwülem, grobsinnlichem Inhalt.

Die sechste und letzte Gruppe umfaßt Produkte, die entweder inhaltlich auf die Bezeichnung Novelle nicht Anspruch erheben können, wie „Die Übereilung" — die kleine Geschichte, ein Beispiel unglaublicher Zerstreutheit, soll Fichte passiert sein — „Der Wassermensch", „Die Glocke

von Arragon", bloße Anekdoten, die durch Rahmengespräche zusammengehalten werden, oder in formaler Hinsicht eher Romane als Novellen genannt werden müssen, so „Der junge Tischlermeister", ein Lebenswerk des Dichters, dessen Wurzeln schon in das Jahr 1795 zurückreichen und das erst 1836 abgeschlossen wurde. „Wilhelm Meister" war das Vorbild dieses Romans, der eigene Reiseerlebnisse Tiecks auf seiner ersten gemeinsam mit Wackenroder unternommenen Reise nach Franken schildert. Am Schlusse dieser ganzen Produktion steht der zweibändige Roman „Vittoria Accorombona" (1840), ein farbenprächtiges Bild der Renaissancezeit, die dichterische Ehrenrettung einer emanzipierten Frau, die durch Charakter und Schicksal aus den konventionellen Bahnen getrieben wird; im selben Boden wie „Eigensinn und Laune" wurzelnd, zeigt diese Dichtung ihren Verfasser im Fahrwasser der jungdeutschen Tendenzen. Die theoretischen Gespräche sind abgedankt, dafür entwickeln sich die Charaktere in Handlungen. Sie ist Tiecks modernstes Werk.

Die Tieckschen Novellen von 1821 bis 1840 kann man mit der Bezeichnung „dialogische Novellistik" zusammenfassen; darin werden die verschiedenen Probleme und Ansichten der romantischen Zeit vom Standpunkte einer höheren Warte beleuchtet, aber auch Probleme des modernen Lebens hineingezogen und, wenn nicht gelöst, so doch verständig beurteilt. Die vielen Wandlungen, die Tiecks geistige Entwicklung von 1792 bis 1840 durchgemacht hat, von seiner Periode der Unreife durch die Aufklärung, die Mystik und romantische Schwärmerei hindurch bis zum Zeitpunkte seiner geistigen und dichterischen Vollreife etwa um das Jahr 1820, die durch viele Reisen, durch philosophische, historische und politische Interessen und Studien der vorausgegangenen Jahre vorbereitet wurde, haben auch in seiner Novellendichtung nachgewirkt; unverkennbare Spuren dieser Entwicklung sind hier allenthalben zu finden, weil sein Geist größeren Anteil an dieser Dichtung nahm als das Gemüt. Die Quelle der bunten und erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Tieckschen Novellen sind die verschiedenen inneren Wandlungen ihres Verfassers.

Die sieben Bände der ersten Sammlung (Berlin

und Breslau 1823 bis 1828) wurden 1835 bis 1842 auf vierzehn Bände vermehrt. Dazwischen liegt der „Novellenkranz", eine Ausgabe in vier Bänden — der Jahrgang 1833 fiel aus (1831 bis 1835). Eine vollständige Sammlung der Novellen in zwölf Bänden (bloß die „Vittoria Accorombona" fehlt) besorgte der Verleger der Schriften Tiecks, Georg Reimer in Berlin (1852 bis 1854). „Auch in unseren Tagen wird", sagt Minor, „kein gebildeter Leser dieselben ohne gehabten Genuß aus der Hand legen, aber ebensowenig wird er, an die moderne Novellenproduktion gewöhnt, sich eines Gefühls der Fremdartigkeit erwehren können. Heute . . . sind wir in der Lage, sie historisch zu betrachten und nicht bloß nach dem ästhetischen Genusse, den sie fortdauernd gewähren, sondern auch als bedeutende literarische Erscheinungen ihrer Zeit zu würdigen."

In das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts fällt die Novellendichtung Heinrich von Kleists. Den Zusammenhang seiner Novellen in stofflicher Beziehung mit der Erzählungsliteratur des 18. Jahrhunderts hat bereits Rudolf Fürst dargetan. Die Königsberger Novellen „Die Marquise von O." und „Das Erdbeben in Chili" zeigen Verwandtschaft mit der Schwank- und Anekdotenliteratur, beziehungsweise mit der moralischen Erzählung. Negerkämpfe, ein in der englischen Erzählungsliteratur vor Walter Scott beliebter Stoff, spielen in „Die Verlobung in St. Domingo" hinein. Die Spukgeschichte ist durch das „Bettelweib von Locarno" vertreten, die Legende in der „heiligen Cäcilie". Das dämonische Walten menschlicher Bosheit und Leidenschaft zeigt der mit unheimlicher Meisterschaft behandelte düstere Stoff des „Findlings", Einfluß der Rittergeschichten verrät „Der Zweikampf". Die soziale Erzählung, die, aus den humanitären Neigungen des 18. Jahrhunderts und der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung, der Rechtspflege, der gesellschaftlichen Zustände überhaupt emporgewachsen, in Schillers „Verbrecher aus Infamie" den ersten Höhepunkt erreicht hat, feiert in Kleists Meisternovelle „Michael Kohlhaas" ihre Auferstehung. Die alten Formen findet man also noch in Kleists Novellen, aber ein neuer, wunderbar sprühender Feuergeist belebt sie.

Gleich in seiner ersten Novelle, die einer Anekdote nach einer französischen Quelle nachgedichtet und

durch eine wirkliche Begebenheit in des Dichters damaliger Umgebung (1804) veranlaßt wurde, kommt seine meisterhafte Erzählungskunst trotz des ästhetisch unbehaglichen und abstoßenden Stoffes zur vollsten Geltung. In noch höherem Grade gilt dies vom „Erdbeben", „einer seiner rundesten und bewundernswertesten Schöpfungen" überhaupt, wie Otto Brahm in seiner preisgekrönten Monographie „Heinrich von Kleist" (Berlin 1885) sagt. Mit rücksichtsloser Offenheit und echt künstlerischem Realismus werden die Ereignisse der zwei Schreckenstage — Zerstörung der Hauptstadt Santiago durch das Erdbeben am 13. Mai 1647 — vor den Augen des Lesers enthüllt, indem der Dichter das erschütternde Schicksal und die Erlebnisse des Paares Jeronimo und Josephe während dieser zwei Tage aufrollt. Seine Absicht geht nicht dahin, dem Leser eine Beschreibung des grauenvollen Naturereignisses zu geben, sondern ihn mit den persönlichen Erfahrungen seiner Helden bekannt zu machen. Alles Geschehen wird daher in Handlung und Aktion umgesetzt. Der Dichter „entfaltet alles, was gerade dieses Paar in zwei Tagen durchmacht, und schildert die ganze Zerstörung nur aus ihrem Gesichtswinkel, zwei Linien ziehend und dann zusammenführend, mit einiger Ergänzung aus dem Mund anderer, zu ihnen gewandter Personen; er gibt kein solches Gemälde des Elementarereignisses, wie Manzoni eines von der Pest ausgearbeitet hat" (Kleists Werke, Bibliogr. Institut 1904 f., 3. Band, Erläg. S. 130). So fesselt der Dichter aufs höchste unser menschliches Interesse, indem er uns vom ersten Augenblicke der Zerstörung bis zu dem entsetzlichen Untergange des Liebespaares in ununterbrochener Reihenfolge alles bis ins kleinste Detail schildert, was diese zwei Personen Freudiges und Schmerzliches erlebt und erlitten haben. An ein geschichtliches Ereignis, wie im „Erdbeben", knüpft der Dichter auch seine Novelle „Die Verlobung in St. Domingo". Kleist, der im Jahre 1803 mit Pfuel eine Zeitlang in Paris lebte, hörte dort die Geschichte nebst ähnlichen Episoden aus den damals aktuellen Negerkämpfen auf Port au Prince erzählen. Bekanntlich hat Theodor Körner die Geschichte des farbigen Mädchens mit der „schönen Seele" im Trauerspiele „Toni" dramatisiert und durch die falsche Idealisierung der Heldin, unwahrscheinliche Motivierung der Handlung und die ungeschickte

Technik den ergreifenden Stoff völlig verzerrt. Der Chronik von Froissart, einer mittelalterlichen Quelle, die namentlich den jüngeren Romantikern eine Fundgrube poetischer Stoffe bot, ist „Der Zweikampf" nacherzählt. Auch dieser Erzählung liegt ein geschichtlicher Stoff zugrunde. Der Dichter beleuchtet darin den im Mittelalter allgemein verbreiteten frommen Aberglauben von der unfehlbaren Zuverlässigkeit und Richtigkeit des Ordals als absurd und wahnwitzig. In naiv gläubiger Darstellung behandelt Kleist in der „heiligen Cäcilie" die Geschichte der vier religiös fanatisierten Brüder, die zu Aachen in der Klosterkirche der Heiligen die Bilderstürmerei der Niederländer inszenieren wollen, aber durch die wunderbare und bezaubernde Gewalt der Kirchenmusik in ihrem Vorhaben gehindert werden. Eine der schwächsten Leistungen Kleists in der erzählenden Prosa liegt im „Bettelweib von Locarno" vor, wo die nicht schwerwiegende Schuld einer gewissen Herzenshärte des Schloßherrn mit der furchtbaren Strafe in keinem glaubhaften Zusammenhange steht. Die düstere Novelle „Der Findling" hat bereits der Geist der unerbittlichen Rache, der auch sonst manche erhabene und großartige Schöpfung der letzten Zeit vergiftet hat, dem Dichter in die Feder diktiert.

Derselbe Geist der inneren politischen Verbitterung gegen den Unterdrücker Deutschlands und seine Helfershelfer, der Haß gegen den rheinbündischen König von Sachsen, die Verquickung und Drapierung des Stoffes mit fremden spukhaften Elementen hat die hohe Kunstschönheit der meisterhaften Dichtung „Michael Kohlhaas" namentlich gegen den Schluß geschädigt, ihre innere Kunstform gesprengt und eine seiner herrlichsten Erfindungen durch diese von vornherein sicherlich nicht beabsichtigte Interpolation traurig entstellt. Läßt man diese Nachgeschichte, worin der Kurfürst von Sachsen in so eigentümliche Beleuchtung gerückt wird, weg, so bietet das tragische Schicksal des auf seinem zugespitzten Rechtsgefühl starr und eigensinnig beharrenden Michael Kohlhaas, der sich, im Innersten seines Herzens tief gekränkt, „der Welt in die Pflicht verfallen" fühlt und trotz seines edlen und reinen Wollens eben durch diese Pflichterfüllung in verbrecherische Schuld verstrickt, ein ergreifendes poetisches Problem, wie nämlich „das Wirrsal

und der Widerspruch des Weltlaufs in einer unverdorbenen Natur die tragische Wirkung hervorbringen können, eben diese Natur zum Unrecht, ja zum Verbrechen hinzureißen" (Adolf Stern, Gesch. d. neueren Lit., Lpz. 1883, 5. Bd. S. 432). Dieser einfache, biedere, naive Mensch, der allein und ganz auf sich selbst gestellt sein Recht gegen eine Welt von Verkehrtheit, Lüge und Bosheit verteidigt, ist ein Epigone des „Götz"; nicht nur die innere Verwandtschaft der beiden Helden, sondern auch das meisterhaft und plastisch dargestellte historische Kostüm, der trefflich wiedergegebene Ton des 16. Jahrhunderts sowie auch die sonstigen markanten Vorzüge der Kleistschen Prosa, die gerade in dieser Novelle am glänzendsten ins Auge springen, hätten Goethe für den Dichter und sein Werk einnehmen sollen. Indes hatte der große Weimarer für Kleist nie viel übrig, die „nordische Schärfe dieses Hypochonders" war ihm zuwider und so meinte er auch bezüglich des „Kohlhaas", es gehöre „ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen". Man kann aber dem Urteile des begeisterten Kleist-Verehres Otto Brahm vollinhaltlich beipflichten, wenn er schreibt, daß „der Kleistschen Erzählungskunst kein größerer Triumph möglich war, als daß dieses frei geschaffene Produkt einer starken Phantasie von gläubigen ‚Geschichtsschreibern' unsers Jahrhunderts als Wahrheit angenommen und weitergegeben wurde". Wie bekannt hat Kleist bloß eine Anzahl äußerer Tatsachen der alten Chronik von Peter Hafftiz entlehnt, was er selbst bereits im Titel der ersten Ausgabe zugegeben hat. Gleich dem Verfahren anderer Romantiker mit historischen Dokumenten hat auch Kleist von diesen chronistischen Aufzeichnungen in künstlerischer Weise Gebrauch gemacht, sich bald enger, bald loser daran gehalten, die Wendung in Kohlhaasens Schicksal mehr innerlich dargestellt und vor allem den Schauplatz geändert, beziehungsweise durch die Hereinziehung Sachsens erweitert.

Wie wir schon bei Tieck den heilsamen und nutzbringenden Einfluß der Beschäftigung mit dem Drama auf seine Novellenproduktion hervorheben konnten, so hat sich auch der Dramatiker Kleist auf Grund seiner Erfahrungen in der dramatischen Dichtung eine eigene Erzählungsform geschaffen, die in der Geschichte der No-

velle einen hervorragenden Ruhmestitel beanspruchen darf. Obwohl kein Freund des Theoretisierens hat Kleist sich auf die Unterschiede der dramatischen und erzählenden Dichtungsgattung sehr wohl verstanden und auch dem ihm von Pfuel als Tragödienstoff übermittelten Vorwurfe des Michael Kohlhaas sogleich die innerlich notwendige künstlerische Form der Erzählung gegeben. Die unbedingt objektive Darstellungsform zeichnet sämtliche Erzählungen des Dichters aus. Er selbst verschwindet fast ganz hinter den Tatsachen und Ereignissen, die er erzählen will; nur ganz gelegentlich verrät er seinen innern Anteil an dem Erzählten, seine Gefühlswärme für den Helden seiner Geschichte, so z. B. wenn er Michael Kohlhaas einmal einen „armen", dann wieder „einen sonderbaren und nicht verwerflichen Mann" nennt oder ihn mit einem herben Tadel dem Leser als „einen der rechtschaffensten und zugleich entsetzlichsten Menschen seiner Zeit" vorführt. Auch in anderen Erzählungen tritt er an gewissen Höhepunkten der Handlung einmal mit einem eigenen Urteile hervor, um gleich darauf wieder den Ereignissen das Wort zu lassen und hinter der Erzählung zu verschwinden. Ein moralisierendes Schlußwort ist bei ihm ebenso verpönt wie ihm auch im Verlaufe der Erzählung jede lehrhafte Absicht, jeder Ton, der dahin abzielen könnte, als unkünstlerisch erscheint. Mit epischer Ruhe wird die ganze Handlung in Haupt- und Nebenzügen geschildert, auch Nebensächliches mit Umständlichkeit behandelt, Details werden reichlich eingeflochten, innere und äußere Vorgänge in engem Rahmen geboten. Trotzdem verliert sich der Dichter nicht ins Breite, er gestattet sich keine Abschweifung, mit äußerster Konzentration schreitet der Vortrag weiter. Der Leser vertraut sich gerne der raschen und sicheren Führung an, die am Wesentlichen energisch festhält und die Hauptpersonen keinen Augenblick isoliert läßt. So wirken die Ereignisse mit unmittelbarster Lebendigkeit auf das Gemüt des Genießenden, die unbezwingliche Logik der Tatsachen, mit dramatischer Bildkraft und Wärme dargestellt, nimmt unser ganzes Interesse in Anspruch. Die Personen werden mit plastischer Schärfe charakterisiert, einige markante Züge genügen dem Dichter. Er läßt die Charaktere lieber durch Handlungen als durch Worte sich exponieren. Der Dialog ist bei ihm bedeutend eingeschränkt, die Sprache aber dann mimisch belebt.

Häufig wird die indirekte Rede an Stelle der direkten gesetzt.

Kleists Erzählungen erschienen 1810/11 in Berlin in zwei Bänden. Eine treffende Charakteristik der Kleistschen Erzählungskunst gibt Feuchtersleben und schließt sie mit den Worten: „Noch hat niemand eine Geschichte so erzählt, wie der „Kohlhaas" erzählt ist, — und wer das Wunder dieses Erzählens nur empfindet, dem ist der Geist der Novelle aufgegangen" (Sämtliche Werke, hrsg. von Friedrich Hebbel, Wien 1851, 3. Bd. S. 48 f.).

Ein Verehrer der meisterhaften Erzählungskunst Kleists war auch E. T. A. Hoffmann. Niemand habe „herrlicher bewiesen, wie ein Stoff bearbeitet oder vielmehr lebendig gestaltet werden kann", als der Verfasser der „vortrefflichen, klassisch gediegenen Erzählung von dem Roßhändler Kohlhaas" (Deutsche Nat.-Lit. 147. Bd. S. 150). Durch Kleist, Tieck, Arnim, Chamisso und besonders Jean Paul, der ihn mit einem freundlich anerkennenden Vorworte zu den „Phantasiestücken in Callots Manier" in die Literatur einführte, stark beeinflußt, ist Hoffmann durch die vorzügliche Novellensammlung „Die Serapionsbrüder" einer der wichtigsten Mitbegründer der deutschen Novelle geworden. Sein Dichterideal schildert er selbst im „Hund Berganza": „Es gibt so viele unter euch, die man Dichter nennt und denen man Geist, Tiefe, ja selbst Gemüt nicht absprechen kann, die aber, als sei die Dichtkunst etwas anderes als das Leben des Dichters selbst, von jeder Gemeinheit des Alltagslebens angeregt, sich willig den Gemeinheiten selbst hingeben, und die Stunden der Weihe am Schreibtische von allem übrigen Treiben und Tun sorgfältig trennen. Mir ist es schon fatal, daß man bei dem Dichter, als sei er eine diplomatische Person oder nur überhaupt ein Geschäftsmann, immer das Privatleben — und nun von welchem Leben denn? — absondert. Niemals werde ich mich davon überzeugen, daß der, dessen ganzes Leben die Poesie nicht über das Gemeine, über die kleinlichen Erbärmlichkeiten der konventionellen Welt erhebt, der nicht zu gleicher Zeit gutmütig und grandiös, ein wahrhafter, aus innerem Beruf, aus der tiefsten Anregung des Gemüts hervorgegangener Dichter sei. Ich möchte immer etwas aufsuchen, wodurch erklärt würde, wie das, was er verkündet, von außen hineingegangen sei und den Sa-

men gestreut habe, den nun der lebhafte Geist, das regbare Gemüt zur Blüte und Frucht reifen läßt."

Schon der erste Biograph Hoffmanns, Hitzig in Berlin, hat die Plauderei „Des Vetters Eckfenster" als „Schlußstein und Schlüssel seiner übrigen Werke" bezeichnet. Hier sieht man deutlich, wie die Eindrücke des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens seine Dichterphantasie befruchteten. Die „Kraft des Schauens", die genaue Beobachtung ist die Hauptquelle seiner Dichtung. Dichterische Gebilde, die nicht aus dieser Quelle geflossen sind, erscheinen ihm kalt und frostig. Auf Spaziergängen, im Gasthause, an öffentlichen Plätzen stellte er seine Beobachtungen an; wo er selbst nicht beobachten konnte, benützte er die Resultate fremder Beobachtung. Durch Motivierung des entweder selbst oder von andern Beobachteten entstanden die meisten seiner Erzählungen. Sein Verhältnis zur Welt des Wunderbaren, des Gespensterhaften und des Spukes ist viel intimer als bei den anderen Romantikern, auch Tieck nicht ausgenommen. In der „Brautwahl" verteidigt der Dichter durch Lothar seinen Hang, das Wunderbare und Märchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu versetzen: „Sonst war es üblich, ja Regel, alles was nur Märchen hieß, ins Morgenland zu verlegen und dabei die Märchen der Dschehezerade zum Muster zu nehmen. Die Sitten des Morgenlandes nur eben berührend, schuf man sich eine Welt, die haltlos in den Lüften schwebte und vor unseren Augen verschwamm. Deshalb gerieten aber jene Märchen meistens frostig, gleichgültig und vermochten nicht den inneren Geist zu entzünden und die Fantasie aufzuregen. Ich meine, daß die Basis der Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt sein müsse im Leben, so daß jeder nachzusteigen vermag. Befindet er sich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem fantastischen Zauberreich, so wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in sein Leben hinein und sei eigentlich der wunderbar herrlichste Teil desselben. Es ist der schöne, prächtige Blumengarten vor dem Tore, in dem er zu seinem hohen Ergötzen lustwandeln kann, hat er sich nur entschlossen, die düstern Mauern der Stadt zu verlassen." Liebevolles Verständnis und gerechte Beurteilung läßt Adolf Bartels dem „Gespenster"-Hoffmann zu teil werden: „Die anderen

Romantiker träumen ihre Geschichten, sehr deutlich und farbig oft, Hoffmann lebt sie, und daß er seine Gestalten bald unter die Beleuchtung seines scharfen Verstandes stellt, bald seinen barocken Humor mit ihnen sein Spiel treiben läßt, stört keineswegs die Wirkung, sondern verstärkt sie noch, da wir darin immer nur neue Versuche erblicken, sich ihrer zu erwehren. . . . Was Hoffmann auszeichnet, ist, daß er etwas Unheimliches und Grauenhaftes gerade in der Welt des Philisteriums empfindet, daß der von den anderen Romantikern gemachte Unterschied des Reiches der Wunder und des Reiches der Trivialität bei ihm wegfällt, das eine bei ihm ohne feste Grenze in das andere übergeht, ja, das Reich der Trivialität bei ihm als das eigentliche Reich der Wunder erscheint" (Gesch. d. dtsch. Lit., Leipzig 1905, 1. Bd. S. 640 f.). Hoffmann selbst hat einmal sein Verhältnis zum Wunderbaren folgendermaßen charakterisiert: „Gewiß ist es, daß das anscheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren sproßt und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht sehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüten hervorsprossen."

Was ihm das alltägliche Leben an wunderlichen Erscheinungen und Gestalten versagt oder unerklärt läßt, das holt sich der Dichter aus jenem geheimnisvollen Zwischenreiche, dessen Erforschung sich der Mesmerismus, Somnambulismus und verwandte Bestrebungen der damaligen Zeit zum Ziele setzten. Besonders stark hat der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert (1780—1860) mit seinen Hauptwerken „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" und „Die Symbolik des Traumes" auf Hoffmann gewirkt, was viele Erörterungen im „Öden Haus" in den „Serapionsbrüdern" und an anderen Stellen bestätigen: Die Lehre vom Magnetismus, die ganz in das Gebiet des Geisterhaften hineinstreift, habe den unendlichsten Reiz für jeden Poetisch-Gesinnten . . . auch der Traum, gewiß die wunderbarste Erscheinung im menschlichen Organismus, dessen höchste Potenz eben der sogenannte Somnambulismus sein dürfte, gehöre ganz hierher. Im Zusammenhang mit der Mystik Jakob Boehmes und den naturphilosophischen Ideen der romantischen Zeit steht die Einführung der Elementargeister in Hoffmanns Märchenerzählungen, z. B. im „Goldenen Topf", im „Fremden Kind"; zu den „Bergwerken zu Falun" gab

ihm eine einfache Beschreibung in Schuberts „Ansichten" den Stoff an die Hand.

Allerhand seltsame Vorkommnisse und wunderliche Gestalten flossen ihm auch aus literarischen Quellen älterer Zeit zu. Er verquickte sie mit eigenen Erlebnissen und Begegnungen und machte daraus völlig neue Produkte. „Alte Chroniken sind die schönsten, reichsten Fundgruben für Erzählungen, Märchen, Novellen und Dramen." So erklärte er selbst, die Anknüpfung des Wunderbaren an das tägliche Leben aus den Märchen der Tausend und einen Nacht, „jenem ewigen Buche", gelernt zu haben. Er kannte nicht nur die Gesta Romanorum, sondern benützte auch Christoph Wagners Gespensterbuch (1511). Hafftitz' Microchronologicum (1595), woraus Kleist den Stoff zum „Kohlhaas" entlehnte, hat Hoffmann zu den Erzählungen „Der Teufel in Berlin" und „Die Brautwahl" verwertet. Joh. Christoph Wagenseils Nürnberger Chronik (1697) verdankte er die Stoffe zu den Erzählungen „Der Kampf der Sänger", „Das Fräulein von Scudery" und teilweise zu „Meister Martin".

Daß Hoffmann bei seinem eminenten Zeichen- und Musiktalent auch von den Künsten manche Anregungen erhielt, ist selbstverständlich. Der Komponist der Fouquéschen Undine und zahlloser Musikstücke, der Verfasser der „Kreisleriana", der musikalischen Novellen „Ritter Gluck" und „Don Juan", des Aufsatzes „Beethovens Instrumentalmusik", des Dialoges in den Serapionsbrüdern „Der Dichter und der Komponist" darf unter den theoretischen Vorläufern Richard Wagners mit Ehren genannt werden. „Zum Musiker", sagte er einmal am Anfange seiner musikalischen Schriftstellerei zu seinem Freunde Kunz, „bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner frühesten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir innewohnende Genius der Musik kann mich aus meiner Misere reißen" (Dtsch. Nat. Lit. 147. Bd. S. 135). In einer seiner besten Erzählungen „Die Fermate" „schildert er sich selbst in dem musikliebenden Knaben, den nach strenger kontrapunktistischer Schulung zum erstenmale der Zauber italienischen Gesanges ergreift. Ein Eichendorffscher Taugenichts folgt er den zwei Sängerinnen, die in ihrer ganzen Primadonnen-Launenhaftigkeit ihn mißhandeln". Ins Reich der Musik führt er uns im „Rat Krespel" und im „Kampfe der Sänger".

Durch seine Begabung für die bildende Kunst steht E. T. A. Hoffmann in der Reihe jener zahllosen für mehrfache Kunstgebiete schaffenden Künstler, als deren hervorragendste Vertreter Goethe, Gottfried Keller und Conrad Ferd. Meyer gelten können. Hoffmann selbst legte sich einmal, einer Notiz im Plozker Tagebuche zufolge, die Frage vor: „Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde?“ (Siehe Arthur Kahlheim, E. T. A. Hoffmann, Leipzig 1908, S. 272, Anm. 146.) Schließlich hat doch die Muse der Poesie bei ihm den Sieg davongetragen; aber das allen Romantikern schon ihrem Grundprinzipe nach von dem einen romantischen Kunstgeiste, der in allen Künsten lebendig sei, gemeinsame Hinübergreifen in andere Künste, die von ihnen theoretisch verteidigte und praktisch geübte Vermischung verschiedener Kunstgebiete und -gegenstände hat auch Hoffmann in seinen Poesien gern und eifrig befolgt. Namentlich hat er den berühmten italienischen Maler, Musiker und Dichter Salvator Rosa in sein Herz geschlossen und den ihm kongenialen Meister in der „geistvollen, von wahrem Humor und glücklichster Erfindung getragenen“ „Novelle“ Signor Formica verherrlicht. Hier gebraucht der Dichter das einzigemal die Bezeichnung Novelle und er will darin die gemächliche und anmutige Breite, die in den Novellen der alten Italiener, vorzüglich des Boccaccio, herrscht, nachahmen, aber er fürchtet, „den eigentlichen Novellenton nur hin und wieder, vielleicht gar nur in den Überschriften der Kapitel getroffen“ zu haben. Artur Kahlheim erwähnt mannigfache Parallelen zwischen dem italienischen Maler und dem deutschen Dichter, „zumal beide Virtuosen der Kunst und (in gewissem Sinne des Lebens von der Legende sehr bunt ausgeschmückt worden sind“. Nach dieser Novelle hat Karl Wilhelm Kolbe der Jüngere (1781—1853) eine Illustration verfertigt. Dessen Gemälde hinwiederum haben die Phantasie des Dichters befruchtet. Diese Bilderbeschreibungen sind in der romantischen Zeit eine durchaus nicht seltene Erscheinung. Von Heinses „Ardinghello“, worin Raffaelsche Kunstwerke geschildert werden, dem Tieckschen Roman „Sternbalds Wanderungen“, der so warm für Dürer und Giotto eintritt, dem Gespräch Wilhelm Schlegels „Die Gemälde“ im Athenaeum, seinen Gemäldesonetten, die

im Anschluß an die Dresdner Gallerie entstanden sind, dem Brentanoschen Erstlingswerke „Godwi", den dramatischen Werken Zacharias Werners „Söhne des Thales" und „Weihe der Kraft" zieht sich eine ununterbrochene Linie zu den Hoffmannschen Novellen „Die Fermate", „Doge und Dogaressa", „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" u. a. Zu der „Fermate", worin „Poesie, Musik und Malerei zu einem einzigen verschmelzen", hat das Bild des Berliner Akademieprofessors Johann Erdmann Hummel „Die Gesellschaft in einer italienischen Locanda", das der Dichter auf der Berliner Kunstausstellung i. J. 1814 sah, Anregung gegeben. Indem Hoffmann das Hummelsche Bild getreu beschreibt, gibt er in der Novelle die Vorgeschichte der auf demselben dargestellten Personen; auch seiner glühenden Sehnsucht nach dem Lande der Kunst und Schönheit und nach einem freien, ungebundenen Künstlerdasein gibt er darin Ausdruck. Die Kolbeschen Bilder „Doge und Dogaressa" und „Die Böttcherwerkstatt" schwebten Hoffmann bei den anderen oben genannten Novellen vor Augen. Kolbe war ursprünglich ein Schüler Chodowieckis; aus seinen Gemälden spricht „die Neigung zu einer etwas phantastisch-theatralischen Ausdrucksweise; er liebte Beleuchtungseffekte absonderlicher Art, die durch glührotes Licht und natürlich durch eine Fülle Mondlicht herbeigeführt wurden" (Sakheim, a. a. O. S. 116). Der Dichter bemerkt selbst im Gespräche mit den Serapionsbrüdern, daß er sein ganzes Schreibzimmer mit pittoresken Ansichten von den Straßen und Plätzen Venedigs ausgeschmückt gehabt habe. „Man darf hinzufügen," sagt Sakheim, „daß die Bilder alter venezianischer Meister, die er in Dresden und Berlin gesehn, viel zur Schöpfung dieser aus Erlebnis und Kultur hervorgegangenen leidenschaftlichen und doch vornehmen Erzählung beigetragen haben. . . . In der Novelle blüht nun das ganze mystische Empfinden und der ganze prunkende Goldglanz jener Kunst auf. Der Prunk, die pompöse Kultur der Prozessionen, die wie ein selbstbewußter, stolzer Schrei des Glücks sind, Frauen mit goldschimmernden Haaren, wie ein Zierat des Lebens, schöne, kecke Jünglinge mit leidenschaftlichem Blick und langem Haar, reich geschmückte Häuser mit exquisit verziertem Interieur, volle packende Akkorde; aber alles ist doch bei Hoffmann gedämpfter, deutscher (wie denn ja auch die Novelle

nicht im Cinquecento, sondern im 14. Jahrhundert spielt). Es gibt aber eine ganze Reihe von abgeschlossenen Bildern in ‚Doge und Dogaressa'." So z. B. die Fahrt des Bucentoro mit dem Dogen an Bord, der Sturm, die Gestalt der Dogaressa. „Sie tritt nicht üppig-junonisch hervor, nicht wie von Tizian oder Paolo Veroneſe gemalt; wohl aber liegt in ihr der mystisch-sehnsüchtige Zug Tizianischer Frauenbildnisse. Dagegen dünkt mich der Doge Marino Falieri ein echter Tizian."

Auf dem Kolbeschen Bilde „Böttcherwerkstatt" beruht der „Meister Martin", der sich unter den Hoffmannschen Erzählungen auch heute noch der größten Beliebtheit erfreut. Sakheim hat auf die Verwandtschaft dieſer Novelle mit „Doge und Dogaressa" hinsichtlich der Methode bereits hingewiesen. Auch hier finden sich prächtige malerische Situationen, z. B. wie der Maler Reinhold und der Erzgießer Friedrich miteinander Bekanntschaft schließen, wie sie im Hause des Meisters mit den übrigen Zechgenossen um die Wette singen, der Spaziergang Meister Martins mit seinen Gesellen und vor allem die Schilderung des holden Meistertöchterleins, der schönen Rosa, wobei der Dichter an die Meisterwerke des großen deutschen Malers Albrecht Dürer erinnert. Hervorgehoben zu werden verdient die feine Bemerkung des genannten Literarhistorikers, „daß von den drei Gesellen, die in der Böttcherwerkstatt arbeiten, . . . kein einziger ein wirklicher Böttcher ist, sondern daß es lauter verkappte Bewerber um des Meisters Martin Töchterlein, der sie nur einem Böttcher, einem Küfer, geben will, also *romantische Utilitaristen* sind".

Außer diesen Novellen und Erzählungen findet man bei Hoffmann noch eine echt romantische Mischgattung, die bereits Tieck mit Vorliebe gepflegt hatte: die Märchennovelle. Das Märchen „Der goldene Topf" ist eines der charakteristischsten Werke Hoffmanns überhaupt und wurde seiner Vorzüglichkeit und Eigenart wegen allein von Carlyle der Übersetzung und Aufnahme in sein Werk „German Romance" (Edinburg 1827) für würdig gehalten. „Das Märchen", meint er, „habe mehr von den Fehlern, aber auch von den eigentümlichen Vorzügen des Autors und gebe ein treueres Bild seiner Individualität als seine anderen Arbeiten." Der Dichter selbst hat sich auf dieſes eigentümliche Produkt seiner Phantasie viel zugute getan.

Er schrieb seinem Verleger: „Gott lasse mich nur das Märchen enden, wie es angefangen, ich habe nichts Besseres gemacht, das andere ist tot und starr dagegen, und ich meine, daß das Sichheraufschreiben zu etwas Ordentlichem vielleicht bei mir eintreffen könnte!" Das Märchen ist teils aus literarischer Quelle geflossen (James Beresfords „Menschliches Elend", von Adolf Wagner ins Deutsche übersetzt, Bayreuth 1810), teils hat ein in Bamberg lebendes Original dem Dichter Anregung zur Abfassung gegeben, die in der ersten Niederschrift noch zu Bamberg erfolgte. Während der Belagerung Dresdens wurden die bereits fertigen komischen Szenen umgestaltet, das Ganze erschien als dritter Band der „Phantasiestücke" in Bamberg 1814. Den Schlüssel zum Verständnisse des Märchens bilden die Schlußworte: „Ist denn überhaupt des Anselmus Seligkeit etwas anderes als das Leben in der Poesie, der sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur offenbaret?" Der Student Anselmus ist ein Stück Hoffmanns selbst. In seiner Seele ruht ein Funke heiliger Poesie. Seine ideale Anschauung vom Zusammenhange zwischen Kunst und Leben kommt fortwährend mit der nüchternen Prosa des Alltagslebens in Konflikt. Dieses Hoffmannsche Märchen versinnbildet uns überhaupt die ganze Gattung des romantischen Wirklichkeitsmärchens. „Das Phantasiereich ist dogmatischer Ausdruck einer ganz bestimmten Kunstanschauung. Das Leben in der sogenannten Wirklichkeit ist nicht der wesentliche Zweck des Menschen. Zwar ist er aus einem ursprünglich höheren Zustande, in dem er ganz mit Natur und Gottheit eins war, in das traurige, nüchterne Dasein einer Welt hinabgesunken, die nur materielle Interessen kennt, in der alles dem regelnden Verstand und der betriebsamen Nützlichkeit huldigt. Aber es gibt einzelne reine, kindliche Seelen, über die der betäubende Betrieb des Alltags noch keine Macht gewonnen hat. Denen offenbart sich in Feiertagsmomenten die höhere Welt, das Reich der Poesie. Glauben und Liebe zu dieser Welt müssen sie durch Kampf und Prüfung bewähren, die Ausgeburten der Nüchternheit und Materie als böses Prinzip besiegen: dann haben sie sich selbst zu Gliedern jenes Geisterreichs gemacht und erlangen die ewige Seligkeit der Poesie. Das ist die Grundanschauung, die sich, mehr oder weniger deutlich (d. h. begriff-

lich klar) ausgesprochen, durch alle Märchen Hoffmanns hindurchzieht; und alle diese Märchen sind im Grunde nichts anderes als eine Allegorie der Poesie" (Richard Benz, a. a. O. Seite 144 f.).

Den kindlich naiven Märchenton hat Hoffmann bloß einmal getroffen, im „Fremden Kind". Dieses sowie das folgende: „Nußknacker und Mausekönig" hat Hoffmann für Hitzigs Kinder in Berlin gedichtet. Hermann Kurz stellt den „Nußknacker" den besten deutschen Märchen an die Seite. Wenn man von dem barocken Schluß und dem eingeschalteten satirischen „Märchen von der harten Nuß" absieht, könnte man ihm rechtgeben. Georg Ellinger bezeichnet das „Fremde Kind" als eine „geistvoll ersonnene und namentlich im ersten Teile lebhaft und anschaulich erzählte allegorische Dichtung. Der Grundgedanke erinnert an den „Nußknacker": das poetische Kind empfindet einen inneren Widerwillen gegen die kalte und tote Schulgelehrsamkeit. Der Repräsentant dieser Poesie, die in der Kindesseele schlummert, ist das fremde Kind, das aus einem unbekannten und nicht zu findenden Lande, wo seine Mutter als Königin über ein Reich voll Pracht und Glanz herrscht, kommt und die beiden Kinder besucht. Daher weiß es nicht nur den Vertreter der aufgeblasenen Schulgelehrsamkeit in die Flucht zu schlagen, sondern es tröstet und erhebt auch die Kinder in ihrem schweren Unglück und ist ihnen im späteren Leben ein treuer Begleiter" (E. T. A. Hoffmann, Hamburg-Leipzig 1894, S. 137). Ein drittes „Kindermärchen" (nach der Bezeichnung des Dichters) ist „Die Königsbraut", wobei man etwa an den Einfluß von Goethes „allerliebstem Märchen: Die neue Melusine" denken darf.

Noch zwei andere von Hoffmann als Märchen bezeichnete Dichtungen „Klein Zaches genannt Zinnober" und „Meister Floh" gehören hierher. Im erstern ist es dem Dichter mit der Verwendung des Zauberspukes nicht um ein bloßes Freispiel der Phantasie zu tun. Mit dem mißgestalteten abscheulichen Däumling, der sich alles fremde Verdienst aneignet und die eigenen Fehler von sich auf andere abwälzt, brandmarkt der Dichter den Typus des rücksichtslosen, brutalen Emporkömmlings. Der Student Balthassar, der mit Hilfe des guten Geistes Prospero Alpanus den bösen Zauberspuk Zinnobers besiegt, ist ein dem Studenten Anselmus im „Goldenen Topf"

geistig verwandtes Dichtergemüt; das ihm von Alpanus geschenkte Landgut ist „bloß ein allegorischer Ausdruck für das herrliche Besitztum, welches ihm im Reiche der Poesie zugefallen ist“ (Ellinger a. a. O. S. 146). Die Hoffmann ganz besonders eigentümliche humoristische Kraft in der Ausmalung mancher Situationen und Zeichnung der Haupt- und mancher Nebengestalten bewährt sich auch in diesem Märchen; doch ist der Durchführung der humoristischen Idee eine gewisse „unerfreuliche Bitterkeit“ beigemischt, weshalb sich „viele durch die Satire gekränkt fühlten“ (Dtsch. Nat.-Lit. 147. Bd., S. 147).

Hoffmanns Novellen, mit der „Fermate“ beginnend, sind zuerst einzeln in verschiedenen Taschenbüchern und Kalendern in den Jahren 1816 bis 1824 und dann zum Großteil (22 an der Zahl) unter dem Titel „Die Serapionsbrüder“ in vier Bänden (Berlin 1819 bis 1821) erschienen. Wie die Novellen in Goethes „Unterhaltungen“ und Tiecks „Phantasus“ sind sie jetzt durch einen Rahmen zusammengehalten, Freundesgespräche, die teils sich an die vorgetragenen Novellen anschließen und dieselben mit offenherziger, freimütiger Kritik begleiten, teils wertvolle Kunsturteile allgemeinerer Art und bemerkenswerte Äußerungen über das Verhältnis der Künste, über verschiedene auffällige Erscheinungen des Lebens oder die damalige Zeit interessierende wissenschaftliche Fragen enthalten. Wie in Goethes Unterhaltungen die große Revolution den Hintergrund bildet, so spielt in den „Serapionsbrüdern“ der Krieg, der große Freiheitskampf beständig herein; daran knüpfen sich die äußeren Schicksale der Freunde, die bald in Berlin zusammengeführt, bald aber wieder für längere Zeit durch Napoleons Rückkehr getrennt werden; in den Reden und Unterhaltungen der engverbundenen Freunde spielen die Wechselfälle des Krieges keine unwichtige Rolle, in ihnen widerhallt auch die Freude über die Neuordnung und allmähliche Konsolidierung der Verhältnisse. So zeigt sich der Dichter „betreff der Rahmengebung entschieden Tieck überlegen und gibt seinem Werke kulturhistorischen Wert, mag er in anderm auch weit hinter Tieck zurückstehen“. Diese Art der Einkleidung ist dem Dichter zugleich ein wirksames Kunstmittel, die nötige Stimmung für seine Erzählungen zu erwecken; sie wachsen so organisch aus dem Rahmen heraus. „In dieser harmonischen Übereinstimmung der

einschließenden mit der eingeschlossenen Handlung werden Hoffmanns Rahmenerzählungen auch von den besten neueren Arbeiten der Art, wie von Theodor Storms Schimmelreiter oder Conrad Ferdinand Meyers Hochzeit des Mönches nicht übertroffen" (Ellinger a. a. O. Seite 179).

Hinsichtlich der Komposition seiner Novellen bevorzugt der Dichter „ein bestimmtes Schema katastrophischer Erzählung". Ein auffallendes Faktum, eine befremdende Tatsache wird an die Spitze gestellt und erst gegen Schluß erhält der Leser die Aufklärung. Die Charakteristik zeigt seine Neigung zum Plastischen, Körperlichen und Greifbaren. Innere seelische Vorgänge dokumentieren sich durch äußerliche Handlungen des Helden oder sie werden durch Bilder und Vergleiche aus der Körperwelt veranschaulicht. Wo er sich durch Heranziehung des Gespensterhaften, des Zaubers und Spukes zu weit vom Boden der Wirklichkeit entfernt, können wir ihm heute keinen Glauben mehr entgegenbringen. Anders verhält es sich, wo er nach und aus dem Leben schildert oder wenn er den Helden mit charakteristischen Zügen der eigenen Persönlichkeit ausstattet. Da fesselt er, stärker als die andern Novellisten der Romantiker, das Interesse auch des modernen Lesers. Da ihm nach seinen eigenen Worten Farben, Töne und Düfte nur als verschiedene Äußerungen des gleichen harmonischen Geistes erscheinen, der durch die Natur hindurchwehe, so liebt er in seinen Produkten aus der Frühzeit gleich den übrigen Romantikern kombinatorische Stilelemente (Tonwirkungen werden auf das Farbenreich, Farbenwirkungen auf das Reich der Töne übertragen) und Analogien aus den verschiedenen Natur- und Kunstgebieten. In der späteren Zeit treten diese charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner Dichtersprache zurück, er befleißt sich jetzt, auf dem Höhepunkte seiner poetischen Produktion, eines objektiven referierenden Tones, ohne aber in den Ton der Nüchternheit zu verfallen. Die Sätze fließen in breitem Periodenbau dahin, auffällig ist seine Vorliebe für absolute Partizipialkonstruktionen und die durchgängige Manier, die ersten Worte der direkten Rede auch nach dem eingeschobenen „sagte er" stets zu wiederholen, offenbar um auf den Leser mit möglichster Deutlichkeit zu wirken. Die Werke, die sich dem Jahre 1822 nähern, wo Hoffmann bereits seinem Siech-

tum anheimfiel, so Prinzessin Brambilla, Die Irrungen, Die Geheimnisse, zeigen nicht nur stofflich Zerfahrenheit, „ein Nebeln und Schwebeln mit leeren Schatten auf einem Schauplatz ohne Boden und ohne Hintergrund", wie schon sein Freund Jul. Ed. Hitzig tadelnd bemerkte, sondern auch stilistisch eine gewisse Zerflossenheit, einen schwankenden Charakter.

Die wunderbare Kunst des Kolorits, deren sich Hoffmann selbst rühmte, hat er sowohl hinsichtlich des Stiles als auch bei der Zeichnung seiner Phantasiegestalten meisterhaft bewährt. Heine schrieb diesbezüglich an Detmold am 28. Juli 1827: „Die Nachtseite der Poesie hat Hoffmann leuchtend dargestellt. Hoffmann und seine Gespenster sind um so entsetzlicher, da sie am hellen Mittag auf dem Markte spazieren gehen und sich wie unsereiner betragen." „Mit verwogener Keckheit ruft er die Geisterwelt in die Schranken und weiß die Luftbilder des aufgeregten Geistes zu erfassen und zu gestalten, daß jedes Auge, mit Sehkraft begabt für dergleichen, sie wirklich im Leben schaut und daran glaubt. So lebt er in seinem einheimischen schwarzen Zauberwald und bildet Geschichten, die in ihrer kecken Tollheit das Herz zerschneiden." Neben einer „vorzüglich lebendigen, ja ganz exzentrischen Phantasie", die er selbst als Erbstück von seiner hysterischen Mutter her erkannte, eignet seinem Wesen ein ganz köstlicher, urwüchsiger Humor, der in innigster Verbindung und Kreuzung mit seiner scharfen Beobachtungsgabe und seinem tiefen Blicke für die Zwiespältigkeit und die Misere des Lebens die Ironie und das Barocke erzeugt, womit die Kunst Hoffmanns ihre höchsten Triumphe feierte. „Die Ironie," sagte er selbst, „welche, indem sie das Menschliche mit dem Tier in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Tun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste."

Hoffmann erntete bei dem Lesepublikum seiner Zeit einen unbeschreiblich großen Erfolg; doch fehlte es nicht an verurteilenden, ablehnenden Äußerungen namentlich aus literarischen Kreisen. Jean Paul in späterer Zeit (1821), Tieck, Heine, Wilhelm Müller, Wilhelm Grimm, sie alle haben sich, obwohl teilweise durch Hoffmann stark beeinflußt, wie Heine und Tieck, mit größerer oder geringerer Berechtigung und Schärfe gegen Hoffmanns Manier ausgesprochen; freilich darf man nicht übersehen,

daß auch persönliche Gründe, wie z. B. im Urteile Wilh. Müllers, mitsprachen.

Bekannt ist Hoffmanns Einfluß auf die französische Schauerromantik, deren Vertreter gerade das von Goethe, Carlyle und sogar Jean Paul verurteilte Krankhafte und Extreme seiner Poesie als deutsche Eigenart erkennen und nachahmen wollten. Aber auch bedeutende deutsche Dichter der unmittelbar folgenden und auch späteren Zeit des 19. Jahrhunderts — erwähnt seien Hauff, Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Theodor Storm — haben von ihm mannigfache Anregungen erhalten. Mit eindringlichen Worten warnte Heinrich Laube als Vertreter des „Jungen Deutschlands" vor der Nachahmung Hoffmanns, des Callotisten: „Seine Schriften sind der schauerlich schöne Ball, wo Himmel und Hölle in heißen Küssen miteinander schwelgen, wo rosenrote, schöne Engel mit schwarzen, grinsenden Teufeln tanzen, wo dem Zuschauer vor Entzücken die Zähne klappern. Und solche Schreibart, der Abdruck, der Originalabdruck einer in Glückseligkeitsdrang zersprengten Brust sollte nachgeahmt werden! O tut das nicht, es schmerzt des Toten wunde Brust; zerrt nicht an der Schönheit seines Elends, es ist ein Diebstahl, den Ihr an ihm begeht, buhlt nicht mit seinen Schmerzen — Hoffmanns Seele, die bis zum krankhaftesten Wehsein *liebte*, hat nie gewollt, daß ein anderer eben so schreiben solle, als er, denn er schrieb nicht willkürlich so, er mußte es. Geht mit Tränen im Auge an dieser von Schlangen tödlich umgürteten Laokoonstatue im deutschen Pantheon vorüber, aber kopiert ihn nicht, laßt ihm sein Bild allein: diesen Vorzug, allein E. T. A. Hoffmann zu bleiben, hat er mit seiner innersten Qual bezahlt. Betrügt die Hoffnung seiner liebevollen Seele nicht, daß niemand solche Schmerzen affektieren könne. Die Manier seiner Schreibart war sein Fluch; achtet die Götter, tastet den Fluch nicht an." (Moderne Charakteristiken, Mannheim 1835, 2. Bd. S. 184 f.).

An Goethes Muster hat sich Achim von Arnim gebildet, dessen Novellen zu den besten Leistungen der Romantiker in dieser Gattung gehören. Wilh. Grimm charakterisierte bei der Besprechung der „Kronenwächter" (in den Heidelberger Jahrbüchern) die früheren Dichtungen Arnims folgendermaßen: „Es sind Bilder, die von drei Seiten einen Rahmen hatten, an der vierten aber nicht,

und dort immer weiter fortgemalt waren, so daß in den letzten Umrissen Himmel und Erde nicht mehr zu unterscheiden waren, woraus eine ängstliche Ungewißheit für den Leser entsprang." Den Mangel an Perspektive in der Komposition hat auch Görres bedauert. Zu den Eigentümlichkeiten seiner Prosadichtung gehört ein vortrefflicher Anlauf, dann aber verliert sich der Dichter in länger ausgesponnene Details, in Häufung der Episoden und unorganischen Einschaltungen. Es war ihm einmal „nicht verliehen, etwas Ganzes, Vollständiges zu erfassen, das vergütet er durch tiefen aufrichtigen Blick in manches Einzelne" (Jak. Grimm an Görres am 20. Dez. 1822). Seine Prosawerke entraten darum nicht einer ungeheuren Breite und einer gewissen Formlosigkeit.

In bezug auf die zu größerer Konzentration auffordernde Kunstform der Novelle konnte sich Arnim in seiner lässigen Manier nicht so sehr gehen lassen, darum liegen auf dem Gebiete der kürzeren Erzählung seine besten Produkte. Auch der zweibändige, 1810 erschienene Roman „Gräfin Dolores", der in der jetzigen Vorlage eine Reihe von Novellen umfaßt, — auch das Jugendwerk, der Roman „Hollins Liebesleben", wird als „Novelle" eingeschaltet — war ursprünglich, wie Goethes Wahlverwandtschaften, als kleinere Novelle geplant. Durch spätere Einschaltungen ist aber daraus ein „ungemein reiches, schönes Buch" geworden, wie Brentano lobend erwähnte; trotzdem wäre die „Gräfin Dolores" in ihrer ursprünglichen Begrenzung als Erzählung „ein befriedigendes Kunstwerk" gewesen und „als das zarteste und sinnigste Muster deutscher Novellendichtung dagestanden."

Die erste Novelle Arnims „Aloys und Rose" erschien 1803. Die folgenden Jahre waren mit anderen dichterischen Arbeiten, so am Wunderhorn, an der Einsiedlerzeitung, an „Halle und Jerusalem", ausgefüllt; erst im Frühjahr 1809 wurden die zwei Teile der Novellensammlung „Der Wintergarten" veröffentlicht. Er umfaßt größtenteils fremdes Gut, überarbeitete ältere Geschichten aus den Translazzen des Niklaus von Wyl, aus der „Insel Felsenburg", aus Moscherosch' „Soldatenleben", Weises „Die drei Erznarren", Reuters „Schelmuffsky", aus der altfranzösischen Chronik von Froissart und anderen Quellen, daneben einige wenige selbständige Erzählungen, so die einem englischen Geschichtswerke nach-

erzählte Geschichte der Kämpfe und „Flucht des Prinzen Karl Stuart", und „Der Durchbruch der Weisheit", ein Ehrendenkmal für den von allen Romantikern gefeierten und hochgeschätzten Mystiker Jakob Böhme. „Auch das Bekannte hat in der Verwandlung zu abgesonderten Novellen verwandelt werden müssen", bemerkte der Autor, die Benützung älterer Stoffe im „Wintergarten" dem Freunde Görres gegenüber entschuldigend. Auch Wilh. Grimm äußerte seine Freude über diese Novellensammlung: „Obgleich viel Bekanntes darin, so ist es doch so geistreich verknüpft und eingeleitet, daß man alles gern darin sieht." Wie die Goetheschen „Unterhaltungen" werden die Erzählungen des „Wintergartens" durch einen Rahmen zusammengehalten. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, in deren Kreis der Dichter selbst als Ariel auftritt und der er am Schlusse des siebenten Abends seine eigene Biographie in knappen Umrissen erzählt, beschließt, „nichts Bestimmtes von den Begebenheiten der Zeit zu reden und dafür allerlei Geschichten aus andern Zeiten und Ländern zu sammeln, die dann gemeinschaftlich genossen werden, entweder frei vorgetragen oder abgelesen." Einen Hinweis auf die Not der schweren Zeit, in Anbetracht des Erscheinungsortes (Berlin) und Erscheinungsjahres (1809) frappierend, enthält die Stelle: „Wir Deutschen haben mancherlei Tugend, es fehlt uns gerade diese eine, die wir brauchen können, die Tugend der Rache; gedenken Sie, wie sonst die Blutrache aus Frömmigkeit geübt wurde, und Sie werden fühlen, daß die Rache kein Laster ist, wie die Moralisten meinen, sondern recht verstanden das Schwert der ewigen Gerechtigkeit, geschmiedet in ewiger Liebe, geweihet vom tiefsten Schmerze und geschwungen von dem, der dazu berufen; wer sich dieser höchsten Leidenschaft verschließt, der verschließt sich Gott . . . es gibt einen Ärger, der sehr vernünftig, weil er über alle Vernunft geht; wenn ich sehe, daß Deutsche die Rute küssen, die sie soeben gezüchtigt und ihre Schmach zu erlöschen glauben, wenn sie wieder Zuchtmeister andrer Deutschen werden, da doch jeder Deutsche ehrlos ist, der sich für Ausländer gegen Deutsche brauchen läßt."

Im Jahre 1811 erschienen vier „Erzählungen", den Brüdern Grimm gewidmet. „Angelika, die Genueserin und Cosmus, der Seilspringer", eine phantastische Geschichte, worin eine Gräfin ihren natürlichen Sohn nach langem

Suchen als Seiltänzer wieder findet, der Vater ist der deutsche Doktor Winckelmann, „der aus Verehrung der alten Kunstdenkmale sein Vaterland verlassen und sich in Italien angesiedelt hat.“ „Isabella von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe“, eine historische Novelle wie die folgenden dieser Sammlung. Die „vielen recht herrlich erfundenen, ganz originellen Situationen“ in „Isabella“ fanden den Beifall Wilhelm Grimms. Neben historischen Persönlichkeiten, dem jungen Erzherzog und nachmaligen Kaiser Karl, dem Geistlichen und späteren Papst Adrian, steht hier die Gruppe der Zigeuner, für die Arnim zeitlebens großes Interesse bekundete, der Herzog Michael und seine reizende Tochter Bella, die hexenhafte alte Zigeunerin Braka, endlich die gespensterhafte Gruppe des Alrauns Cornelius Nepos, des toten Bärenhäuters — in der Zeitung für Einsiedler hatte bereits Brentano „Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters“ erzählt — und des Golem — die jüdische Sage von den Golems ist ein Beitrag Jakob Grimms in demselben Organe. „Isabella“ ist eine den besten Novellen E. T. A. Hoffmanns — trotz der Beimischung der fratzenhaften Komik des zwergenhaften Feldmarschalls Kornelius Nepos — ebenbürtige Leistung, deren historisch-phantastisches Kostüm und farbenreiche, prächtige Bilder noch heute auf jeden Leser einen unvergleichlichen Zauber ausüben. Nicht mit Unrecht hat Heinrich Heine gerade diese Novelle „die kostbarste“ des deutschen Romantikers genannt und den Franzosen besonders angepriesen: Eine Übersetzung dieser Novelle würde ihnen „nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, sondern auch zeigen, daß all die furchtbaren unheimlichen, grausigen und gespenstischen Geschichten, die sie sich in der letzten Zeit mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnimschen Dichtungen nur rosige Morgenträume einer Operntänzerin zu sein scheinen. In sämtlichen französischen Schauergeschichten ist nicht so viel Unheimliches zusammengepackt wie in jener Kutsche, die Arnim von Bracke nach Brüssel fahren läßt . . .“ (Sämtl. Werke, Hesse, Leipzig, 7. Bd. S. 203.)

Andere Novellen Arnims erschienen in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften. In die literarische und Kunstsphäre weisen folgende: „Holländische Liebhabereien“; der Held ist der niederländische Dramatiker Jan Vos.

„Raphael und seine Nachbarinnen", eine phantastische Erzählung aus Raphaels Jugend, zugleich ein literarisches Dokument für den in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Deutschland ziemlich allgemein gewordenen Raphael-Kultus; die Begeisterung für diesen „engelhaften Jüngling" hat auch andere Dichter, wie z. B. Zach. Werner, zur Produktion angespornt (siehe meine Schrift „Die Kanzone in der deutschen Dichtung", Berlin 1910, S. 111 ff.).

Weniger gelungene humoristische Novellen sind die Schwänke: „Die Weihnachtsausstellung" und „Die zerbrochene Postkutsche". Hoffmanns Einfluß verrät das Phantasiestück: „Die Majoratsherren" (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1820). Den tieferen Sinn dieser Novelle hat Arnim selbst mit dem Hinweis auf „die höhere Welt" angegeben, „welche den Sinnen nur in der Phantasie erkenntlich wird: in der Phantasie, die zwischen beiden Welten als Vermittlerin steht und immer neu den toten Stoff der Umhüllung zu lebender Gestaltung vergeistigt, indem sie das Höhere verkörpert". Die Novellen: „Seltsames Begegnen und Wiederfinden" — das seltsame Erlebnis einer preußischen Obristentochter erzählend —, „Die Einquartierung im Pfarrhause" — eine rührende Wiedererkennungsgeschichte — erinnern durch ihren absonderlichen Stoff, „Metamorphosen der Gesellschaft" (im „Landhausleben"), die verschiedenen von ihm selbst erlebten religiösen und politischen Strömungen und Wandlungen in Deutschland behandelnd, in der Art der Darstellung an Tiecks Novellen. „Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings", die Burleske „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott", namentlich aber „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau" sind die bekanntesten von seinen kleineren Erzählungen und am meisten ins Volk gedrungen. Wie die bloß fragmentarische Novelle „Martin Martir" in die Reformationszeit führt, so behandelt „Die Kirchenordnung" den Gegensatz der beiden christlichen Bekenntnisse; nach Max Koch habe Brentanos strenger Katholizismus Arnim zu dieser Gegenüberstellung Anlaß gegeben. Der erste (und einzige) Band des „Landhausleben" (Leipzig 1826) enthält die letzten von Arnim selbst veröffentlichten Novellen; sie gehören, da sie auch von phantastischer Willkür ziemlich frei sind, zu den

besten Produkten der Arnimschen Dichtung. Es sollten sich nach der Absicht des Dichters noch zwei weitere Bände anschließen und das Ganze durch einen Rahmen vereinigt werden. Da das mangelnde Interesse der Leser die Verwirklichung dieser Absicht vereitelte, ist auch die Rahmenerzählung nicht abgeschlossen. Aus dem Nachlaß erschienen noch sechs Erzählungen, Berlin 1835.

Arnims Novellendichtung zeichnet sich durch großen Reichtum an Motiven und Stoffen und durch die Vorliebe für allerhand Seltsamkeiten, für eigenartige Vorfälle und merkwürdiges Zusammentreffen aus. „Das Novellenstudium hat mich auf die Kuriose Geschichte geführt," schrieb er einmal an Görres, „worunter ich alles verstehe, was im kritischen Kamme stecken bleibt und worüber ich einmal zu lesen gedenke, wenn ich sonst kein Brot mehr finden kann. Da gehe ich jetzt mancherlei französische Memoiren durch" (Arnims Ausgewählte Werke, Hesse, Leipzig, 4. Bd., Eltg. S. 17). Wilhelm Grimm hat bei aller Anerkennung für Arnims reinen Novellenstil und seine edle dichterische Begeisterung die Schranke seiner poetischen Kunst vielleicht am besten gekennzeichnet: Er fange in schöner Begrenzung, die uns alles nah, klar und ergreifend erscheinen läßt, an. „Dieses führt er bis zu einem gewissen Punkt, dann aber tun sich alle verborgenen Türen auf und wir treten in die ganze Welt, in welche sich die Geschichte nach allen Gegenden verbreitet und ihr Resultat als ein allgemeines und großes an jene knüpft. Daß dazu eine Notwendigkeit und ein Bedürfnis im Dichter liege, glaube ich wohl, denn es ist ja auch in der Wissenschaft der Gedanke lebendig geworden, daß alles in einem großen Zusammenhange stehe, und das Geringe und Kleine erst durch seine Stellung darin Bedeutung und Wert erhalte, allein dieser übergang ist in der Poesie noch schwerer als in der Wissenschaft . . . und weil sie eine gewisse Vollendung verlange, die der menschlichen Kraft nur in der Begrenzung gelingt, dürfe sie einen Strom, an dessen Ufern wir hingehen, nicht zu einem Weltmeer werden lassen, dem wir nicht folgen können" (Dtsch. Nat. Lit. 146. Bd., 1. Teil, Eltg. S. CXXXI). Arnim verbindet individuelle mit allgemeinen Zügen; er berührt oft eigene Verhältnisse, die er in treuherziger schlichter Art erzählt; diese persönlichen Bezüge vermögen freilich nur die intimsten Kenner seiner Lebensgeschichte aufzudecken. Da er

zudem eigene, oft mutwillige Erfindungen mit Motiven, die älteren Werken entlehnt sind, in wunderbarer, frappanter Weise kombiniert, so machen seine Novellen öfter den Eindruck des Willkürlichen und Verworrenen. Den Einfluß Goethes, Jean Pauls, Tiecks und Hoffmanns kann er nicht verleugnen. Seine Novellen, von denen einzelne im Deutschen Novellenschatz von Heyse-Kurz, bei Reclam und jüngst in der dreibändigen Auswahl seiner Werke (besorgt von Reinhold Steig, Leipzig Insel-Verl.) erschienen sind, füllen den 1. und 2., 9. und 10. Band der Gesamtausgabe der Werke (Berlin 1839 ff. und 1853 bis 1856); der „Wintergarten" umfaßt den 11. und 12., die Sammlung „Landhausleben" den 15. Band derselben Ausgabe. Ausgewählte Novellen, 17 an der Zahl, erschienen auch zu Berlin 1853, eine zweite Vereinigung von nur drei Novellen ebenda 1872.

Von Clemens Brentano sind bloß drei Novellen bekannt. Er hatte wohl die Absicht, als Gegenstück zu Arnims „Wintergarten" im „Sommerkarneval" spanische Volksbücher aus dem 16. Jahrhundert zu bearbeiten, auch plante er schon 1802 die Übersetzung spanischer Novellen. Keiner dieser Pläne ist zur Ausführung gekommen. „Die Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl" wurde in Gubitz' „Gaben der Milde" 1817 zuerst veröffentlicht. Nach der Erzählung der mit Brentano befreundeten Dichterin Luise Hensel habe der Dichter im Frühling 1817 von ihrer Mutter die Mitteilung eines Novellenstoffes erbeten, damit er durch den Erlös des Druckes einer in großer Not befindlichen Familie helfen könne. Die Mutter erzählte dann zwei Begebenheiten, die sich wirklich zugetragen hatten, einen Kindesmord in Schlesien und den Selbstmord eines Unteroffiziers aus gekränktem Ehrgefühl. Clemens soll dann die Novelle in vier Tagen ausgearbeitet haben. Als Quelle der Geschichte des schönen Annerls wird ein Gedicht bezeichnet, das aus Reichardts Musikzeitung (1806) ins „Wunderhorn" („Weltlich Recht", Leipzig 1906, S. 469) aufgenommen wurde. Doch war das Motiv der Kindesmörderin schon seit dem Sturm und Drang in Lyrik, Drama und Roman äußerst beliebt; wollte man doch sowohl das Verbrechen psychologisch begründen als auch die Verbrecherinnen mit dem Hinweis auf die sozialen Mißstände entlasten. Für die Geschichte des Korporals Kaspar hat Roethe (Brentanos Ponce de Leon, Berlin 1901, S. 75) auf die vermutliche

Quelle verwiesen: ein Volkslied, von Schullerus im Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürger Landeskunde 21, 79 mitgeteilt. — Ein drittes Motiv wird noch mit der Handlung verbunden, das seit Lessings Emilia Galotti im deutschen Drama oft wiederkehrt: die heimliche Liebe des Herzogs zur Schwester des Grafen Grossinger, des Verführers von Annerl. So zieht sich das Verführungsmotiv durch alle Stände. Vielleicht hat der Dichter aus Gründen höherer künstlerischer Einheit und um des gesteigerten Interesses willen diese höfische Skandalgeschichte, die immer als Fremdkörper im Organismus des Ganzen empfunden wird, hineingezogen. „Die Einrenkung der fürstlichen Liebschaft schmeckt nach Kotzebuescher Moraltünche," sagt Max Morris (Brentanos Ausgewählte Werke, Hesse, Leipzig, 3. Bd. Eltg. S. 85) mit Recht. Die verhängnisvolle Wirkung des gesteigerten Ehrbegriffs wird an den tragischen Schicksalen der Hauptpersonen in einer Parallelhandlung aufgezeigt. Um der Ehre willen hat Kaspar den eigenen Vater und Bruder der Rache übergeben und sich selbst dem Tode überantwortet, da ihm sein militärisches Ehrbewußtsein zu verbieten schien, als Sohn und Bruder eines Diebspaares noch weiter zu leben. Auch Annerl war zeitlebens immer ein eigenartiges Mädchen. Den gesteigerten Ehrbegriff brachte ihr aber der Ulan bei, indem er ihr fortwährend wegen ihrer und seiner Ehre in den Ohren lag. Um mehr lernen zu können und weil nach ihrer Ansicht mehr Ehre dabei wäre, verdingte sie sich zu ihrem eigenen Schaden in die Hauptstadt. Und so war sie aus Ehrsucht zuschanden gekommen, indem sie sich durch die Vornehmheit ihres Verführers blenden ließ. Die echt romantische Eingangsszene, die treuherzige Erzählung der achtzigjährigen Großmutter in der lauen Sommernacht, ihre liebevolle Anteilnahme an dem Schicksale der Ihrigen, die feine Seelenanalyse der beiden Helden, des braven Soldaten und der schönen Annerl, die eingestreuten herzinnigen Lieder machen die Brentanosche Erzählung zu einem Prunkstücke poetischer Prosa. Schattenhaft und blaß sind gegenüber den Gestalten aus dem Volke die Vertreter der höheren Stände geraten. Das Motiv des hin und her schwankenden, nach Menschenblut gleichsam lüsternen Richtschwertes gehört durchaus dem deutschen Volksaberglauben an und seine Verwendung

gibt der Erzählung einen grausig-phantastischen Einschlag, hat jedoch, wie Max Morris glaubt, mit der Zeit des Schicksalsdramas, in die die Entstehung der Novelle fällt, nichts zu tun. Wohl aber darf man aus der beständigen Variation und dem fortwährenden Anklingen an das Grundthema: „Tue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre" auf den inneren sittlichen und religiösen Wandel des Dichters, der damals (1817) schon stark unter dem Einfluß der katholischen Liederdichterin Luise Hensel stand, schließen. „Eine Art Dorfgeschichte, wie später keine bessere geschrieben worden," nennt J. Scherr in seiner Allgemeinen Literaturgeschichte (II. S. 265) diese „tadellos schöne" Novelle.

Der köstliche, goldene Humor des Romantikers kommt in der ebenfalls 1817 in Gubitz' „Gesellschafter" veröffentlichten Novelle: „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter" zu Worte. Sie stammt, wie Diel-Kreiten (Clemens Brentano, Freiburg i. B. 1878, II. Bd. S. 92) nachgewiesen hat, aus der Prager Periode des Dichters und wurzelt in Bukowaner Erinnerungen und Erfahrungen. Die Kammerjungfer Nanny hat ein bestimmtes Urbild in der Wirklichkeit in einer Standesgenossin auf Bukowan — sie hieß Ankha (siehe ebenda I. Bd. S. 340 f). Die Geschichte wurde dann an die ungarisch-kroatische Grenze verlegt. Die Erzählung des kroatischen Edelmannes: „Das Pickenick des Katers Mores", hat Brentano schon in den Anmerkungen (Nr. 83) zur „Libussa" mitgeteilt. Grimm und Arnim tadelten dieses Märchen, doch Brentano scheint es besonders wertgeschätzt zu haben. Es sei ihm einmal von einem Reisenden mit großem Ernste erzählt worden und habe ihm wegen der ganz eigenen schauerlichen Einsamkeit, die drinnen herrscht, recht wohl gefallen. Wahrscheinlich hat Brentano, wie aus der Schlußbemerkung der Erzählung zu schließen ist, einen Zyklus von Novellen im Anschluß an diese Rahmenerzählung geplant, worin Devillier, der Tiroler und der Savoyarde zu ähnlichen Spukgeschichten das Wort haben sollten. „Der tolle Humor in den Wehmüllern ist köstlich," sagt Julian Schmidt; „die Nacht in der Hexenhütte mit der glänzenden Lichterscheinung der Zigeunerin Mitidika, sowie die bunte Verwirrung des ungarischen Pestkordons hat nur in einigen Erzählungen Mérimées und im Atta Troll ihresgleichen."

Am wenigsten bekannt ist die dritte Erzählung Brentanos „Die drei Nüsse", die zugleich mit Dr. Schiffs „Varinka oder die rote Schenke" (Berlin 1834) gedruckt wurde. Diese „halb kriminalistische" Geschichte zeigt schon Anklänge an die Schicksalstragödie. Das unerquickliche Motiv der Geschwisterliebe, wodurch eine Ehe gestört und schließlich durch den sühnenden Tod des Gatten, der den Liebhaber der Frau tötet, gelöst wird, hat der Dichter nach seiner Bekehrung nicht mehr mit innerer Konsequenz durchführen wollen. Die Novellendichtung Brentanos abschließend, kann man den verschiedenen kritischen Stimmen beipflichten, daß der Romantiker trotz kleiner Abschweifungen im großen und ganzen den Kern seiner Erzählungen klar herausarbeitet und im engeren Rahmen sein Talent zur schönsten Entfaltung bringt.

Von den Berliner Romantikern der jüngeren Generation ist de la Motte Fouqué durch seine außerordentliche Fruchtbarkeit auch auf dem Gebiete der Novelle und kleineren Erzählung besonders erwähnenswert. Fast alle sind in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen, eine größere Sammlung ließ er unter dem Titel „Kleine Romane" in sechs Bänden 1814—1819 ausgehen. Sie sind sämtlich bis auf die „Undine" der Vergessenheit anheimgefallen und erwecken höchstens noch das Interesse des Literarhistorikers. Stofflich sind diese kleineren Produkte freilich oft herzlich unbedeutend und man muß sich geradezu wundern, wie der immerhin begabte Dichter seine Kraft mit solchen Kleinigkeiten zersplittern konnte. Nichtsdestoweniger verraten sie alle bedeutende technische Gewandtheit und werden von manchen Kritikern, da sie sich zum Großteil in schlicht-bürgerlichen Verhältnissen bewegen und das romantische Milieu, das Gespensterwesen, das Spuk- und Zauberhafte, mehr zurücktreten lassen, sowie der sonst so bevorzugten Gestalten der ritterlichen Kraftkolosse, der Nordlandsrecken und sittigen Frauenbilder entbehren, kurz der einfachen und ansprechenden Darstellung wegen besonders geschätzt und seinen größeren Werken vorgezogen. In Erzählungen wie z. B. „Rose", „Rosaura und ihre Verwandten", „Joseph und seine Geige" u. v. a. bereitet der Dichter gleich zu Beginn der Erzählung auf den Konflikt vor, dessen Lösung die nachfolgende Erzählung enthält. Von anderen Novellen würden z. B. „Die beiden Hauptleute" (1812) wegen ihrer

Anschaulichkeit und Spannung, „Fata Morgana“ (1830) wegen schöner Einzelheiten, „Sophie Ariele“ (1825) und „Erdmann und Fiametta“ (1826) mit den trefflich charakterisierten Zwillingsgeschwistern der schönen Wasserfrau aus dem Erd-, Luft- und Feuerreiche noch heute ein dankbares Publikum finden.

Wie die übrigen Romantiker, so hat auch Fouqué von dem Unterschiede zwischen Roman und Novelle eine unklare Vorstellung (siehe Lothar Jeuthe, Fouqué als Erzähler, Breslau 1910, S. 53).

Einzig in seiner seltsam lieblichen Märchenerzählung „Undine“ (in den „Jahreszeiten“, Frühlingsheft 1811 erschienen) wurzelt Fouqués Popularität und Nachruhm. Der „rätseltiefe Naturphilosoph“ Theophrastus Paracelsus und seine Schrift „liber de nymphis, sylphis, pygmaeis et salamandris et de caeteris spiritibus“, die dort angeführte Stauffenbergsage, die der Dichter auch aus dem Romanzenzyklus Arnims im ersten Bande des „Wunderhorns“ kannte, die Muselinensage, die seit Wieland beliebten, auch in der Wiener Lokalposse dieser Zeit verwerteten Elementargeisterdichtungen boten dem Romantiker Anregungen und Grundlinien zu der Geschichte des schönen Wasserfräuleins, dieser „märchenhaften Königstochter“ eines mittelländischen Meerfürsten. Ihre Beseelung, ihre Verbindung mit dem schmucken Ritter Huldbrand und die Lösung dieser durch die Untreue des Ritters unglücklichen Ehe bildet den Inhalt der Erzählung. Auf keines seiner Werke hat der Dichter einen so reichlichen Born wundersüßer Naivität und entzückender Zartheit ausgegossen als auf diese „wehmütig-heitere Geschichte des armen Wasserfräuleins“ (siehe meine Schrift „Die Elementargeister bei Fouqué“, Heidelberg 1909, S. 17 ff.). Mit den zartesten Farben seiner Palette hat Fouqué das entzückend frische und heitere Naturkind Undine gezeichnet und ihre Verwandtschaft mit dem Element, dem sie entstammt, meisterhaft dargestellt: so ist sie ein echtes Wasserweibchen, ein wahres Konterfei der Natur ihres Elementes. Die größten dichterischen Zeitgenossen, selbst Goethe, kargten nicht mit ihrem Lobe. Heine hat es zugleich in ein herrliches poetisches Gewand gehüllt: „Welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf,

und alle Rosen dufteten, und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es „Undine“ (Romantische Schule, a. a. O. S. 214). Die Dichtung ist noch bei Lebzeiten des Dichters in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden. Zu besonderer Berühmtheit gelangte die Textbearbeitung Fouqués, die E. T. A. Hoffmann in Musik gesetzt hat. Weltberühmt ist die Lortzingsche „Undine“, die seit 1845 bis auf den heutigen Tag zu den beliebtesten Opern-Repertoirestücken gehört.

Willibald Alexis, der schon 1842 in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ dem „sinnvollen Märchen Undine“ prophezeit hatte, daß es „dereinst in die klassischen Märchenbücher der Deutschen übergehen“ werde, teilte ebenda die Gründe der Abnahme von Fouqués Popularität mit: „Es war der natürliche Prozeß der Übersättigung, der eintrat. Die Franzosenherrschaft war gebrochen, wir waren wieder frei, wenigstens deutsch. Ein Leben ruhiger Entwicklung lag vor uns, da brauchte es der alten Nordlandsrecken, der Lindwurmtöter, nicht mehr, auch der Wunder nicht und der übernatürlichen Anstrengungen. Wir wollten natürliche Dinge und natürliche Menschen, mit denen sich gut Umgang pflegen läßt. Aber der Heldensänger war noch in der vorigen Exaltation, in heiligem Rausche, er sah nicht, was die Welt forderte, er zauberte in seinem germanischen Bildersaal fort und fort und führte gigantische Gestalten auf, die gar nicht mehr zu unserer Gesellschaft paßten. Auch das Christentum in der Art, wie er es fort und fort Wunder tun ließ, stimmte nicht zu der wiedererrungenen Ordnung.“

Unter den Novellisten der Romantiker gebührt auch dem Schlesier Joseph von Eichendorff ein hervorragender Platz. Der ganze Zauber romantischer Naturstimmung entfaltet sich in seinen Novellen. Das Wort „Waldeinsamkeit“, das Tieck geprägt hat, ist von keinem Romantiker mit so lebhaftem Gefühl erfaßt und in die Dichtung umgesetzt worden wie von Eichendorff. Wer die romantische Sehnsucht kennen lernen will, der muß sich in diese Poesie vertiefen. In steter Erinnerung an die Lubowitzer Heimat, an die stimmungsvolle, poetische Landschaft Oberschlesiens lebt und webt die Muse des Dichters. Da rauschen die Waldwipfel so geheimnisvoll im Abend-

dunkel, die schweigende Nacht senkt sich allmählich hernieder, der Tageslärm verhallt in der Ferne, der Mond schimmert herauf, die Nachtigallen schlagen, der Schrei des Wildes im Walde durchbricht die feierliche Stille oder die Töne eines Waldhorns klingen an das Ohr des einsamen Wanderers. Mag er nun Abend- oder Morgenstimmung, Frühlings- oder Herbstlandschaft schildern, immer malt er mit farbensatten Tinten. Echt romantische Gefühlsmenschen, muntere Naturburschen, Virtuosen der Stimmung sind die Helden seiner Dichtungen, deren schwungvolle und doch wieder so ungekünstelt einfache Sprache uns wonnesam ergreift. Dazu kommt als begleitende Musik eine von Herzen kommende und zu Herzen gehende Lyrik, die in volkstümlicher Einfachheit und zumeist sangbar die Grundstimmung reflektiert.

Die berühmteste seiner Novellen: „Aus dem Leben eines Taugenichts" erschien zuerst 1826. Friedrich Schlegels Lob der „gottähnlichen Kunst der Faulheit" hat in diesem Kabinettstück der Poesie des Müßiggangs, in der Geschichte des sorglos in die Welt wandernden Müllerssohnes erst die poetische Weihe erhalten. Echt romantische Tendenzen, die Sehnsucht nach Schönheit und Frieden, nach dem Lande der Schönheit, Italien, wozu Goethes Mignon den ersten Anstoß gegeben hat, endlich der psychologisch tief begründete Drang der menschlichen Seele nach einem recht großen, wunderbaren Glück, das einzig der Himmel ihr spenden kann, leben in dieser herzerquickenden Novelle. Die Quintessenz der ganzen ursprünglichen Romantik findet Brandes in ihr eingeschlossen.

Persönliche Eindrücke von der reizvollen Umgebung Wiens hat der Dichter hier verwertet. Unter den Novellen des Dichters ist diese „immer als die Krone Eichendorffscher Dichtung ausgezeichnet worden", urteilt Adolf Bartels darüber, und in der Tat findet sich sein Bestes nirgends so konzentriert.

„Als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden ins Freie hinaus" bezeichnet der Dichter selbst die Novelle „Das Marmorbild". Sie entstand während seines Breslauer Aufenthaltes (1817) und wurde zuerst in Fouqués Frauentaschenbuch für 1819, dann mit dem „Taugenichts" zusammen (Berlin 1826) veröffentlicht. Eine Anekdote aus E. G. Happels „Curiositates" („Die seltzahme

Lucenser-Gespenst") bot ihm den Stoff zu dieser Erzählung. Das Thema reicht weit zurück und ist in vielen antiken und romantischen Sagen verbreitet; auch W. Alexis, von Gaudy, Prosper Mérimée haben es novellistisch bearbeitet. Der Kern des alten Tannhäuserliedes: „Fraw Venus, edle Fraw so zart! ir seind ain teufelinne" liegt auch der Eichendorffschen Novelle zugrunde. Als Venusberg figuriert das geheimnisvolle Marmorschloß der unbekannten schönen Dame. Eine christliche Auslegung der allegorischen Novelle nach einem Vortrage von Ernst Lieber (Köln 1885) teilt Keiter mit: Es sei eine Allegorie des aus dem Wahn des extremen Klassizismus zur christlichen Romantik zurückkehrenden Dichtergemüts. Max Koch bemerkt dazu: „Eichendorff selbst hat freilich nie solchem Klassizismus gehuldigt, er würde damit nicht seinen Entwicklungsgang, sondern den der deutschen Dichtung, wie er ihn auffaßte, versinnbildlicht haben. Die Macht des seelischen Christentums über die kalte Sinnenschönheit der Antike wird in der Novelle gefeiert."

Das marmorne Venusbild am Ufer des Weihers, das dem Jüngling Florio freundlichen Gruß zu winken scheint, erinnert an eine ähnliche Stelle in der Novelle „Die Entführung" (erschienen in der Urania für 1839), nämlich an die alte Sage, die der Held Graf Gaston der amazonenhaft spröden Schönen, der Gräfin Diana, aus seiner Heimat mitteilt. Die anspruchslose Erzählung selbst spielt in der Zeit des jungen Königs Ludwig XV. Graf Gaston, in der Verkleidung eines Räubers, gewinnt im Sturmfluge das Herz der schönen Leontine. Durch rauschende Hoffeste und Ballvergnügungen abgelenkt, vergißt er eine Zeitlang die im Verborgenen so schön erblühende Jungfrau, zumal ihn eine Wette mit dem König, derzufolge er die „männerscheue und männerberückende" Diana zu entführen unternommen hat, durch längere Zeit in Anspruch nimmt. Abgestoßen von ihrer grausamen Schönheit, erinnert er sich wieder Leontinens und führt sie als seine Gemahlin heim. Eine abenteuerliche Entdeckungsreise der Spanier unter Alvarez (1540) bot den Stoff zur Erzählung „Die Meerfahrt" (bereits 1835 geschrieben, aber erst in der zweiten Auflage der Werke veröffentlicht), worin wieder ein amazonenhaftes Weib, die Königin der Wilden, im Mittelpunkte steht. Zum Taugenichtsthema, das aber dies-

mal „in burleskerer, aber nicht gleich gelungener Art" durchgeführt wird, kehrt der Dichter in der Novelle „Die Glücksritter" (im Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie 1841 erschienen) zurück. Der seinen Studien entlaufene Scholar Suppius und der vagabundierende Musikant Klarinett sind famose Naturburschen, das historische Kostüm der verworrenen Zeitläufte unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege hat der Dichter gut gezeichnet.

Auch in einem tragischen Stoffe hat sich das Erzählertalent Eichendorffs einmal aufs glänzendste bewährt, und zwar in der Novelle „Das Schloß Durande" (Urania für 1837).

Ein Werk der literarischen Zeitsatire, wie sie auch Tieck geübt hat, — die Spitze kehrt sich gegen die Vertreter der realistischen Novelle — ist die Erzählung „Viel Lärm um Nichts" (im „Gesellschafter" 1832 und ein Jahr später mit Brentanos „Wehmüllern" zusammen erschienen). Gestalten seines Jugendromans „Ahnung und Gegenwart" leben wieder auf; sie treffen sich im Palaste des Herrn Publikums, der mit der Zipfelmütze des Philisters erscheint. Die unverfälscht romantische Novelle, worin das auch sonst beliebte Verkleidungsmotiv eine wichtige Rolle spielt, darf uns aber nicht darüber täuschen, daß etwa der Dichter „über die Mängel der Romantik und ihre notwendige Auflösung" im unklaren war; gegen die neu erwachenden Zeitströmungen und geänderten Tendenzen verhielt er sich aber reserviert; standhafter als Tieck und andere romantische Dichtergenossen hat er sich ihrem Einflusse zu entziehen gewußt.

Allegorische Satire enthält auch das ursprünglich als Drama projektierte Märchen „Libertas und ihre Freier", das nicht im Entstehungsjahre 1849 veröffentlicht wurde, da nach den Worten des Dichters Frau Libertas mit der damaligen Zeitlage zu sehr kollidierte, um sich in ihr zu produzieren. Es erschien erst 1864 im dritten Bande der zweiten Auflage der Werke des Dichters.

Eichendorffs Erzählungskunst schaukelt als leichtbeschwingtes Schifflein „überall auf dem frisch und voll dahinflutenden Strome seiner Lyrik". Er selber ist, wie Lenau sagt, „ein höchst poetischer Taugenichts. Er tritt immer mit dem epischen Element ins Haus, mit dem

lyrischen heraus". Die Novellen bilden mit den Gedichten den Höhepunkt der Eichendorffschen Poesie.

Sicherlich aus den Anregungen der Romantik ist die berühmte Geschichte des Mannes ohne Schatten „Peter Schlemihl" von Adelbert v. Chamisso — während seines Landaufenthaltes bei der Familie Itzenplitz auf Kunersdorf 1813 entstanden — abzuleiten, die aber doch wieder ein ganz individuelles Werk ist, aus dem Wesen und den Schicksalen des Dichters hervorgewachsen. Nicht die literarischen Vorzüge dieser Märchenerzählung, der streng epische Vortrag, die markante Charakteristik, die virtuose Verquickung der realen Wirklichkeit mit der Märchenwelt, die ausgezeichnete Motivierung — Vorzüge, die an die Kleistsche Schaffensart und seine künstlerische Technik erinnern — haben ihr zu der außerordentlichen Berühmtheit verholfen, vielmehr hat das Schattenmotiv die Leser angezogen und den Scharfsinn der Interpreten herausgefordert. E. T. A. Hoffmann, der seinerseits wiederum Chamisso stark beeinflußt hat, konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Idee des verlorenen Schattens in der Erzählung: Die Abenteuer der Sylvesternacht (im vierten Bande der „Phantasiestücke") durch das verlorne Spiegelbild des Erasmus Spikher „ziemlich unglücklich zu variieren" (Hitzig an Fouqué im Jänner 1827). Die Frage, was er mit dem Schlemihl gemeint habe, hat Chamisso bald ergötzt, bald geärgert. Er wollte von einer begrifflichen Deutung des Märchens überhaupt nichts wissen; das Schlemihlproblem ist ja so innig mit seinem eigenen Leben verwandt, daß er zur Erklärung desselben seine ganze Lebensgeschichte hätte erzählen müssen. „Das Märchen ist, wie jedes echt poetische Werk, aus innerer Notwendigkeit, um seiner selbst willen, entstanden", wie Hitzig sagt; es ist aber zweifellos zugleich ein Dokument trüber Lebenserfahrungen, die sich in höchster poetischer Verklärung in der Dichtung widerspiegeln.

Über den Namen „Schlemihl" äußert sich der Dichter selbst: „Schlemihl oder besser Schlemiel ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder aimé de dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit . . ."

Auch in den Gedichten „Pech" und „Geduld" hat Chamisso das Pechvogelmotiv verwertet. Mit der Gedankenwelt des antiken Stoikers Epiktet und des Naturapostels Rousseau innig vertraut und damit sympathisierend, hat der Dichter die konventionellen Lebenswerte der modernen Kulturwelt wenn nicht völlig negiert, so doch unterschätzt und mißachtet. Eine gewisse Schwerfälligkeit und Rustizität im äußeren Gehaben und in der Sprache, ein lebhafter Widerspruchsgeist und Eigentrotz, den er nur schwer zu bändigen vermochte, die Geneigtheit, seine mit den herkömmlichen Anschauungen oft divergierende persönliche Meinung mit allzu offener Deutlichkeit und schroffer Rückhaltlosigkeit darzutun, mußten den Dichter oft mit der Gesellschaft, ja sogar mit intimen Bekannten und Freunden in Konflikt bringen und schwer litt dann seine feinfühlige Natur unter den Anfeindungen, offenen oder versteckten Ausfällen, Klatschereien und Nadelstichen, womit sich seine Umgebung für die Mißachtung der von ihr hochgeschätzten Kulturwerte rächte. So tritt der Dichter in Parallele mit Schlemihl; wie dieser unbedenklich seinen Schatten hingibt, so gab Chamisso die konventionellen Lebensgüter preis; wie er dafür von der Gesellschaft als Abtrünniger behandelt wurde, so muß sich auch sein Schlemihl in der Dichtung wegen seiner Schattenlosigkeit verhöhnen lassen.

Zugleich hat der Dichter mit vielleicht blindem, aber sicher glücklichem Griffe in diesem Märchenmotiv, worin Schatten, Seele und Namen in notwendiger und geheimnisvoller Beziehung zueinander stehen, eine im Bewußtsein der Menschheit von Anbeginn fortlebende Vorstellung poetisch gestaltet, eine „uralte, fast zerschüttete Erinnerungsader zu neuem Leben erweckt". „Denket an das Solide!" schrieb der Dichter schalkhaft im Vorwort der 1838 erschienenen neuen französischen Übersetzung; damit hat er den Kern des Märchens bloßgelegt.

Im Briefe an den befreundeten Staatsrat Trinius in Petersburg vom 11. April 1829 erklärte der Dichter die Entstehung des „Schlemihl": „Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren. Fouqué frug: ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe? und wir malten uns das Unglück aus. Ein anderes Mal ward in einem Buche von Lafontaine geblättert, wo ein sehr ge-

fälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gebe, zöge er noch Pferd und Wagen aus der Tasche. Nun war der Schlemihl fertig, und wie ich einmal auf dem Lande Langeweile und Muße genug hatte, fing ich an zu schreiben."

Ein wahres Füllhorn von Märchenmotiven, teils aus dem lebendigen Volksglauben geschöpft, teils aus der literarischen Tradition geflossen, hat der Dichter über sein Werk ausgegossen, um es trotz des modernen und realistischen Milieus recht tief in der Phantasiewelt einzuwurzeln. Tiecks Märchen im Phantasus bot das Motiv der Siebenmeilenstiefel, durch dessen Verwendung der Dichter vorahnend auf seinen künftigen Weltumseglerberuf hindeutete. „Tieckius de rebus gestis Pollicilli" wird sogar als Quelle vermerkt. Aus dem eigenen „Fortunatus" entlehnte er das Glückssäckel, aus einer Erzählung Fouqués das Galgenmännlein, von Arnims „Isabella von Ägypten" hat er die Alraunwurzel, von einer simplizianischen Schrift Grimmelshausens das unsichtbar machende Vogelnest. Dazu kommen noch andere märchenhafte Zutaten: die Springwurzel, das Tischlein deck' dich, der Raubtaler, die Wechsel- oder Heckpfennige.

Wie mit einem Schlage wurde Chamisso durch den „Schlemihl" ein weltberühmter Mann; die Geschichte wurde bald in fast alle Kultursprachen der Welt übersetzt und von Cruikshanks Meisterhand illustriert.

Den Beschluß dieser Reihe bilde der schwäbische Dichter Wilhelm Hauff, dessen schriftstellerische Tätigkeit den Zeitraum von zwei Jahren nicht viel überschreitet und der sich auch heute noch, namentlich seiner anspruchslosen Erzählungen wegen, einer fortwährenden Beliebtheit in den weitesten Kreisen erfreut. Zwischen der Romantik und dem poetischen Realismus seiner geistigen Richtung nach stehend, hat er Jean Paul, E. T. A. Hoffmann und Ludwig Tieck sein Bestes zu verdanken. In rührender Dankbarkeit hat er dem ersteren und seinen „herrlichen Dichtungen" in der ausgezeichneten Novelle „Die Bettlerin vom Pont des Arts" ein schönes Denkmal gesetzt. Hatte Hauff auch keine Gelegenheit mehr, den Dichter Hoffmann persönlich kennen zu lernen, als er i. J. 1826 nach Berlin kam, so fand er doch in der von Hitzig präsidierten Mittwochgesellschaft viele gute Freunde Hoffmanns und massen-

haste Reminiszenzen an ihn, so daß den jungen Schwaben gleichsam der Geist des Toten umschwebte. Von dem verehrten Tieck in Dresden war Hauff mit Auszeichnung aufgenommen und behandelt worden. Dem Altmeister der Novelle stand er durch seine Geschmacksrichtung und seine bisherige novellistische Produktion besonders nahe. Wenn man auch nicht aus allen Werken so deutlich, wie aus den Memoiren des Satans und den Phantasien im Bremer Ratskeller, den Hoffmannschen Geist, die Anregungen seitens der romantischen Genossen erkennen kann, so sind doch darin „eine Menge von Requisiten der romantischen Rumpelkammer" zu finden, „nur daß ihre Verwendung stets von einem weniger dem Düstern zugeneigten Geschmack und von einer gestaltungskräftigen Phantasie zeugen" (Deutsche Nat.-Lit., 156. Bd. I., Eltg. S. XII). Dieser besonders für epische Stoffe fruchtbaren Phantasie, seinem ausgesprochenen Stilgefühl und Unterhaltungstalent allein verdankt aber Hauff nicht seine Popularität; noch eine Reihe günstiger Umstände haben mit dazu beigetragen, daß der junge Dichter in ganz kurzer Zeit überraschende Erfolge errang, so besonders das in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts allgemeiner gewordene Bildungsbedürfnis, die Verbesserung des literarischen Geschmacks, ein entwickelteres Stil- und Sprachgefühl, die durch Herder und die Romantiker angebahnte Richtung zum Historischen, die geschichtlichen Romane Walter Scotts. „Es war überhaupt damals die Zeit der Belletristik im Gegensatz zu den im strengen Sinne als eigentlich dichterische zu bezeichnenden Bestrebungen des vergangenen Menschenalters. Es gibt Zeiten der Tragödie und Zeiten des Romans. In diesen letzteren Jahren verlangt das literaturkonsumierende Publikum solche Erzeugnisse, welche ihrer Form nach möglichst mannigfachen Inhalt aufnehmen können; man verzichtet auf den energischen und künstlerisch vollendeten Ausdruck der höchsten die Zeit bewegenden Ideen, man verlangt nicht die großartigen Kunstmittel und den erhabenen Flug der Tragödie, man zieht die erdichtete prosaische Erzählung vor, weil sie die Gattung ist, welche allen, auch kleinen und nebensächlichen Interessen des geistigen Lebens gerecht zu werden vermag; man will nicht Konzentriertes, man will Allseitiges. Es liegt auf der Hand, daß ein in derartiger Zeit auftretendes novel-

listisches Talent zu guter Stunde geboren ist, und in diesem Falle war Hauff; dies ist zum größten Teile das Geheimnis seines Erfolges."

Sein episches Talent bekundete der Dichter durch die „romantische Sage", d. h. den historischen Roman „Lichtenstein" (1826), der als eine der gelungensten Nachahmungen des großen englischen Meisters auf dem Gebiete der historischen Erzählung gelten kann. Ihm zur Seite steht als tüchtigste Leistung auf dem Gebiete der Novelle der historische „Jud Süß" (1827), in Württemberger politischen Verhältnissen wurzelnd. Die sonst rundeste Erzählung „Die Bettlerin vom Pont des Arts" ist von sentimentalen Rühreffekten leider nicht ganz frei geblieben; die durch Reinheit und Seelenadel ausgezeichnete Heldin zeigt sich zum Schlusse dem Herzenskonflikte nicht gewachsen. Die Novelle „Othello", das epische Gegenstück zum „24. Februar", dem bekannten Schicksalsdrama Zacharias Werners, die Novellen „Die Sängerin", „Die letzten Ritter von Marienburg", „Des Kaisers Bild" u. a. — Dokumente einer leicht und frisch vortragenden Erzählungskunst — werden hinsichtlich der Berühmtheit vom „Mann im Mond" (1826) in den Schatten gestellt, einer Novelle, die, ursprünglich ernst gemeint, eine treffliche Parodie auf die süßlich-unsittlichen Machwerke des berüchtigten Vielschreibers Clauren darstellt. Die sich daran schließende „Kontroverspredigt über H. Clauren" (1827) hat den Streit, der damals großes Aufsehen erregte, zu Gunsten Hauffs entschieden. So hat der junge Dichter geistige Richtungen und Strömungen, die seinem reinen Kunstsinne, seinem herzlichen und offenen Wesen in der Seele zuwider waren, — es sei hier auch an die scharfe Abfertigung der Ritter- und Räubergeschichten aus den Romanfabriken von Cramer, Spieß und Konsorten in den „Memoiren" erinnert — mit aller Energie abgelehnt. Als Humorist ist Hauff in den „Memoiren des Satans" (2 Teile, 1826 f.) und in den köstlichen „Phantasien im Bremer Ratskeller" (1827) hervorgetreten; diese sind „ein in sich vollendetes Werk von seltenster Grazie und Liebenswürdigkeit", dort treten die seit Goethe in den Unterhaltungsschriften der damaligen Zeit beliebten Figuren des Mephisto und des ewigen Juden in humoristische Beleuchtung; beide Gestalten werden von Hauff in ergötzlicher Weise in das

gesellschaftliche Milieu gerückt, der eine als aristokratischer Elegant, der andere in der durch die Sage bekannten Gestalt des morosen und ruhelosen Wanderers mit der Spezialität, die der Träger selbst als teilweise Wirkung des auf ihm lastenden Fluches betrachtet, sich in höheren Sphären der Gesellschaft durch irgend eine Taktlosigkeit oder Unbesonnenheit lächerlich zu machen.

Bei der überaus raschen Produktionsweise des Dichters ist es nicht zu verwundern, daß ihm auch manche Flüchtigkeiten und offenkundige Fehler gegen die literarische und historische Wirklichkeit unterlaufen sind; so läßt er z. B. Desdemona erdolcht werden, Millers Siegwart als Vorläufer von Goethes Werther gelten. In stilistischer Hinsicht hat diese Eilfertigkeit des Schaffens weniger geschadet; hinsichtlich der Klarheit und Anmut des Stiles, der Glätte des sprachlichen Ausdruckes, des schönen Flusses der Erzählung kann er getrost den Vergleich mit den besten novellistischen Erzeugnissen der Romantiker aushalten. Hätte ihm das Schicksal eine längere Lebensdauer vergönnt, so hätte er unter den deutschen Prosaisten sicher einen der ersten Plätze in der Literaturgeschichte beanspruchen dürfen. Das tragische Schicksal des allzu früh seiner schaffensfreudigen Wirksamkeit Entrissenen erhöht noch den Ruhm des liebenswürdigen Erzählers und ausgezeichneten Märchendichters. —

Ludwig Tieck gebührt nach Feuchtersleben der Ruhm, „der deutsche Nährvater" der Novelle zu sein. Von echt deutschem Geiste erfüllt, hat er die italienischen Muster des Boccaccio, die „meist nichts andres als interessante Kombinationen seltener Lebensverhältnisse" sind, der Forderung der Romantiker nach dichterischem Gehalt entsprechend, in nationaldeutschem Sinne ausgestaltet, indem er „die eingreifendsten Interessen des Lebens der Zeit, des Glaubens, ja des Wissens und der Poesie selbst, in lebendig sich entwickelnden Charakteren und Begebenheiten symbolisch zu behandeln" verstand. Er hat Muster dieser Gattung geschaffen, sich aber nicht immer auf derselben Höhe gehalten. Manche seiner novellistischen Produkte sind bloß „ein in sich verknüpfter, auf einen Mittelpunkt bezogener Dialog mannigfach abgestufter Paare". Die von ihm aufgestellte programmatische Forderung, daß die Novelle auch im Wunderbaren stets natürlich sei, wurde erst

in späterer Zeit erfüllt, als die Dichtung überhaupt die Wendung zum Realismus nahm, in einer Zeit, die sich in allen Wissenszweigen, in Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften und Politik auf den Boden des Tatsächlichen stellte. Man knüpfte wieder an die Goethesche Prosa an. „Nach dem verwirrenden Um- und Abweg durch den verkehrten und nur scheinbaren Idealismus der Romantik fand sich der poetische Geist der Nation wieder zu ihrem großen Führer zurück, um die von diesem eingeschlagene Bahn, allerdings oft ins Breite und Flache sich verlierend, mit klarem Selbstbewußtsein bis an die äußersten Grenzen zu verfolgen" (Heyse-Kurz, Deutscher Novellenschatz, Einleitung S. X).

Durch das Aufblühen des Journalismus ist die Novelle gleicherweise wie der Roman entschieden gefördert worden. Die dichterische Prosa gewinnt in den Spalten der Tagesblätter immer größeren Raum, die Möglichkeit, rasch populär zu werden und sich einen berühmten Namen zu machen, führte viele junge, aufstrebende Talente, die sich in anderen Zeitläuften sicherlich höheren Kunstformen zugewandt hätten, der poetischen Prosa zu. Aber auch die Gefahren und nachteiligen Folgen stellten sich alsbald ein. Durch die Überproduktion sank die Novelle bald von ihrer früheren Kunsthöhe herab. Sie trat in Parallele, ja sogar Konkurrenz mit den übrigen Tagesneuigkeiten. Aus dem kleinen Kunstwerke der Novelle wurde eine gewöhnliche Alltagsware, für die Unterhaltung weiter Kreise berechnet. Massenhafte Reisenovellen, Feuilletons, Phantasien, Humoresken, Capriccios grassierten nun unter dem erlauchten Titel „Novelle". Die literarischen Handwerker bedienten sich ihrer Form als eines bequemen Mittels, die Spalten der Tagesblätter und Unterhaltungszeitschriften zu füllen. Mit der Genügsamkeit des Lesepublikums verminderte sich auch die Schaffensfreude und Fähigkeit der Dichter; was im großen und ganzen preisgegeben war: ein künstlerisch organisiertes Produkt mit gediegener Komposition in gewandtem Stile, wurde durch die Wahl eines möglichst interessanten, mitunter pikanten Stoffes, durch Witz und Geistreichelei zu ersetzen versucht. Auch die abgerissene Erscheinungsform dieser Familienjournale hat wesentlich dazu beigetragen, das Bewußtsein von der Kunstform der Novelle bei Dichtern

und Publikum zu verwischen. Die epische Ruhe des Vortrags, wodurch nicht nur die romanischen Muster, sondern auch die Erzeugnisse der deutschen Meister einen besonderen Reiz ausüben, ist der Novelle der Epigonen verloren gegangen. Worin sie aber seit ihrer Jugend gewachsen ist, das ist der kolossale Stoffreichtum, die Vielgestaltigkeit und Buntheit der Darstellungsmittel: „Alles, was eine Menschenbrust bewegt, gehört nun in ihren Kreis. Dieser Losung wird die Novelle — dem geänderten Zeitgeschmacke Rechnung tragend — mit vollster Unumschränktheit treu bleiben müssen . . . Von dem einfachen Bericht eines merkwürdigen Ereignisses oder einer sinnreich erfundenen abenteuerlichen Geschichte hat sich die Novelle nach und nach zu der Form entwickelt, in welcher gerade die tiefsten und wichtigsten sittlichen Fragen zur Sprache kommen, weil in dieser bescheidenen dichterischen Gattung auch der Ausnahmsfall, das höchst individuelle und allerpersönlichste Recht im Kampf der Pflichten, seine Geltung findet." (Deutscher Novellenschatz, 1. Band, Einleitung S. XIV f.) Im Verhältnisse zu den modernen Aufgaben des Erzählers, uns in die geheimnisvollen Tiefen der Seele seltener Menschen, in die Gemütsbeschaffenheit eigenartig und entschieden ausgeprägter Gestalten blicken zu lassen, hat auch der Vortrag wechseln müssen; der Novellist mußte einen anderen Ton anschlagen, in einem geänderten Stil zu uns sprechen. An Stelle der epischen Ruhe, die die deutsche Novelle in der Frühzeit der Entwicklung auszeichnet, trat jetzt mit Recht eine gewisse dramatische Spannung, „eine gesteigerte Schärfe der Naturlaute, ein gewisser nervöser, herzklopfender Stil". Die neuere Erzählungskunst hat eine staunenswerte Virtuosität in der Behandlung der Stilmittel aufzuweisen. Niemals aber darf der moderne Erzähler vergessen, daß auch die Novelle eines großen Gegenstandes, eines eindrucksvollen Stoffes bedarf. Dann ist auch diese kleine Kunstform großer Wirkungen fähig. In dieser Hinsicht ist ihr Verhältnis zum Romane dem der Ballade zum Epos gleich. Wie der Balladendichter muß uns auch der Novellist durch dramatische Steigerung, höchste Konzentration und Geschlossenheit der Handlung den Eindruck so sehr verdichten und zur höchsten Gewalt steigern, daß wir uns mit einem raschen Schlage ins innerste Herz getroffen fühlen.

Bei dieser Gelegenheit scheint es nicht unangebracht, auf den Unterschied von Roman und Novelle hinzuweisen. Wie dem Polen seine Nationalgesänge, dem Italiener das Sonett und die Stanzen Arioſts und Taſſos, dem Spanier seine Nationalgeschichte in Romanzenform, dem Franzosen die Komödie literarisches tägliches Brot ist, so ist den Deutschen der Roman ein unentbehrliches Bildungsmittel geworden. „Die Romane sind unsere zirzensischen Spiele," sagte einmal Heinrich Laube mit Recht. Wie dieser sich in den „Modernen Charakteristiken" (2. Bd. S. 408) über die Begriffe Roman und Novelle klar zu werden sucht, so grenzt auch Feuchtersleben beide Dichtungsgattungen gegen einander ab (Sämtl. Werke, Wien 1851, 3. Bd. S. 51 f.).

Auch die Herausgeber des Deutschen Novellenschatzes beschäftigen sich in der Einleitung zum ersten Bande (S. XVII ff.) mit theoretischen Untersuchungen über das Verhältnis des Romans zur Novelle. Wenn es sich um mehr als Namen handeln solle, so müsse schon im Thema, im Problem, im unentwickelten Keim etwas liegen, das mit Notwendigkeit zu der einen oder andern Form hindrängt. „Und dies scheint, wenn man auf das Wesentliche sieht, in folgendem zu beruhen: Wenn der Roman ein Kultur- und Gesellschaftsbild im großen, ein Weltbild im kleinen entfaltet, bei dem es auf ein gruppenweises Ineinandergreifen oder ein konzentrisches Sichumschlingen verschiedener Lebenskreise recht eigentlich abgesehen ist, so hat die Novelle in einem einzigen Kreise einen einzelnen Konflikt, eine sittliche oder Schicksals-Idee oder ein entschieden abgegrenztes Charakterbild darzustellen und die Beziehungen der darin handelnden Menschen zu dem großen Ganzen des Weltlebens nur in andeutender Abbreviatur durchschimmern zu lassen.... Eine starke Silhouette dürfte dem, was wir im eigentlichen Sinne Novelle nennen, nicht fehlen, ja wir glauben, die Probe auf die Trefflichkeit eines novellistischen Motivs werde in den meisten Fällen darin bestehen, ob der Versuch gelingt, den Inhalt in wenige Zeilen zusammenzufassen, in der Weise, wie die alten Italiener ihren Novellen kurze Überschriften gaben, die dem Kundigen schon im Keim den spezifischen Wert des Themas verraten."

Abschließend und zusammenfassend kann man also

Roman und Novelle folgendermaßen charakterisieren[1]): Während der Roman die Totalität eines ganzen Welt- und Zeitbildes vor uns aufrollt, beschränkt sich die Novelle auf einen einzelnen Vorfall und setzt diesen nach allen Seiten hin ins hellste Licht. Der Roman als poetische Biographie umfaßt einen bedeutenden Teil eines ungewöhnlichen Menschenlebens, oft ein ganzes, ja sogar mehr als ein Menschenleben. Die Novelle behandelt bloß einen Einzelfall, eine interessante Einzelerscheinung eines Menschenlebens, eine ungewöhnliche Situation. Die Novelle steht dem Drama näher als der Roman; aus ihr, freilich nicht aus jeder, läßt sich eher ein Drama dichten als aus dem Roman. Wie im Drama wird auch in der Novelle der Verlauf des Erzählten rascher vonstatten gehn. Epische Ausmalungen, Retardationen, Episoden, ausführlichere Schilderungen und Charakterzeichnungen, philosophische oder moralische Reflexionen haben wohl im Roman, nicht aber in der Novelle ihren Platz. Hier soll bloß erzählt, nicht reflektiert werden, der Leser will wissen, was sich ereignet hat, nicht aber, was der Erzähler denkt und fühlt. Die ungewöhnliche Situation, der außerordentliche Fall, das interessante Ereignis, das den Gegenstand der Novelle bildet, muß aber auch interessant erzählt werden. Der ästhetische Genuß resultiert nicht aus dem merkwürdigen Stoff an sich, sondern aus der geistreichen künstlerischen Behandlung, aus der angemessenen künstlerischen Form. Der glücklichste Novellenstoff verliert seine Wirkung, wenn die künstlerische Form mißlungen ist. Diese besteht in der Dichtkunst in der Komposition (innere) und sprachlichen Darstellung (äußere Form). Hinsichtlich der Komposition, d. i. in der Anordnung der Einzelheiten eines Geschehenen und ihrer Motive, woraus die Situation entspringt, erfordert die Novelle den steten Fortschritt der Erzählung, die bloß in ihren Hauptzügen zur Darstellung kommt; bei der deutlicheren oder minder genauen Ausführung der Details, der richtigen Verteilung von Schatten und Licht muß stets die beabsichtigte dichterische Wirkung, der beabsichtigte Totaleindruck im Auge behalten werden. Wenn

1) Vgl. dazu Herm. Hettner, Die romantische Schule, S. 196.

auch alles dem Verstande hinlänglich motiviert erscheinen soll, so wird sich doch der echte Künstler bei der Motivierung der Details nicht aufhalten, sondern manches bloß beiläufig andeuten und die Bedeutung solcher Motive erst aus dem Zusammenhange des Ganzen und der Aufeinanderfolge der Ereignisse ersichtlich machen. Die äußere Form, die sprachliche und stilistische Darstellung wird lebendig und anschaulich sein. Kaum eine Dichtungsart verlangt eine so sorgfältige Wortwahl und Sprachbehandlung als die Novelle; man weiß, wie fein und diskret Goethe Komposition und Stil seiner „Novelle" zu wiederholten Malen durchgearbeitet hat. Wie in einem Bilde von geringerem Umfange, so entdeckt das scharfsichtige Auge des ästhetisch gebildeten Kenners jeden auch kleinen Flecken in der Novelle. Da sie weit mehr als der Roman die mündliche Erzählung vertritt, so muß vor allem der rechte, natürliche Ton getroffen und festgehalten werden; zum Teile hängt dieser von der ernsten oder heiteren Seite des Stoffes und von der Auffassung desselben ab. In bezug auf die letztere ist zu bemerken, daß wohl der Humor, nicht aber die Frivolität, wodurch die Menschenwürde verletzt wird und das Heilige wie das Unheilige Gegenstand eines willkürlichen Spiels der Laune wird, ein dichterisches Element ist. Die Frivolität wird leicht zur Persiflage. Der echte Humor ist stets liebenswürdig. Er entspringt aus der Betrachtung der Ohnmacht des Endlichen, während es die Satire mit den Gebrechen zu tun hat, die aus der menschlichen Verkehrtheit hervorgehen.

Gelegentlich der Erwähnung des ausgezeichneten Novellenstoffes vom Falken des florentinischen Ritters Federigo bei Boccaccio (9. Novelle des 5. Tages) — eines Stoffes, den bekanntlich auch Goethe im Sommer 1776 aufgriff, um daraus ein Sehnsuchtsdrama zu schaffen — geben die Herausgeber des Deutschen Novellenschatzes jedem Erzähler den wohlbegründeten Rat, sich auch bei dem innerlichsten oder reichsten Stoffe zuerst zu fragen, wo „der Falke" sei, „das Spezifische, das diese Geschichte von tausend anderen unterscheidet". Die Romantiker haben sowohl durch die Theorie als auch durch ihre Produktion der Novellendichtung der folgenden Jahrzehnte bis auf unsere Tage ihren Stempel aufgedrückt; aus ihren wertvollen Anregungen, noch mehr durch die

meisterhaften Erzeugnisse dieser Gattung hat sich ein ungeheuer breit angebautes Gebiet unserer Literatur entwickelt, ein mächtiger, blütenreicher Baum ist aus herrlichen Keimen emporgewachsen.

Im folgenden werden nun drei der besten Erzählungen der hervorragendsten romantischen Novellisten, deren jede durch ihre charakteristische Besonderheit in der Komposition und Charakterführung, in Stil und Sprache hervorsticht, in chronologischer Ordnung dargeboten und mit einleitenden Analysen versehen, woraus einerseits der innige Zusammenhang mit der Welt- und Kunstanschauung der Romantiker und ihren Doktrinen, andrerseits die hohe, teilweise bis heute unübertroffene Leistungsfähigkeit und künstlerische Reife ihrer Dichter ersichtlich ist.

Meister Johannes Wacht.

(Eine Erzählung.)

Einleitung

Die Bamberger Erzählung „Meister Johannes Wacht", ein Gegenstück zu der berühmten Nürnberger Erzählung „Meister Martin", ist auf Hoffmanns letztem so schmerzlichem Krankenlager entstanden. In den „Geschichten, Märchen und Sagen von Fr. H. von der Hagen, E. T. A. Hoffmann und Henrik Steffens" (Breslau 1823) wurde sie nach dem Tode des Dichters zum erstenmal gedruckt. Die Freunde erklärten die Dichtung für „das vollkommenste Charakterbild, was er je gezeichnet. Wacht selbst ist wie aus einem Gusse geschaffen, höchst originell und wahr, und wenn auch nicht an sich, doch gewiß in Verbindung mit den übrigen Charakteren durchaus neu. Hätte das Geschick es ihm vergönnt, auf gleiche Weise fortfahren zu dürfen, wir würden eine schriftstellerische Doppelnatur mehr zu bewundern haben, da er in diesem Wacht ganz aus sich selbst herausgetreten und einen neuen Weg einzuschlagen begonnen" (Kürschners Deutsche Nat. Lit. 147. Bd. S. 289).

Der Dichter führt uns sofort auf den Schauplatz der Begebenheiten und läßt uns auch über die Zeit, da sich die Ereignisse abgespielt haben, nicht im unklaren. Der Schauplatz ist die Bischofsstadt Bamberg, das sich damals — gegen Ende des „verflossenen", d. i. des 18. Jahrhunderts — als Hauptstadt des gleichnamigen Bistums unter der Regierung des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal (1779—1795) noch der politischen Selbständigkeit und Reichsunmittelbarkeit erfreute. Manches Leid- und Freudvolle hatte der Dichter selbst in dieser Stadt, wo er in der Zeit vom 1. September 1808 bis 21. April

1813 zuerst als Musikdirektor und später als Theaterarchitekt tätig war, erlebt. In Bambergs Umgebung lokalisierte er auch die Geschichte des Einsiedlers Serapion. Von hier aus unternommene Ausflüge nach Nürnberg veranlaßten ihn, die Stadt Albrecht Dürers zum lokalen Mittelpunkte der Erzählung „Meister Martin" zu machen. Aus dem ganzen Tenor der Bamberger Geschichte Hoffmanns spricht noch die Erinnerung an das fröhliche, leichtlebige fränkische Wesen, das er selbst hier vorgefunden hat. Zur Zeit, da Bamberg noch im eigentlichen Sinne unabhängige Bischofsstadt und -residenz war, bewahrheitete sich wiederum das alte Sprichwort: Unterm Krummstab ist gut wohnen. Es war die gute alte Zeit, wo das Handwerk noch einen goldenen Boden hatte, wo der erbgesessene Bürger, aber auch der aus der Fremde zugewanderte tüchtige Handwerksgeselle etwas galt, wo städtischer Gemeinsinn und bürgerliche Eintracht herrschte, wo solider Wohlstand und heiterer Frohsinn gedieh. Als kenntnisreichen Handwerker führt uns der Dichter auch den Meister Johannes vor Augen; wir sehen ihn gleichsam handelnd vor uns, wie er mit erfahrenem Blicke trotz seines jugendlichen Alters auf rationellste Weise die Dachstuhlarbeiten am bischöflichen Palaste leitet und fördert und dadurch den Grund zu der ehrenvollen und angesehenen Stellung legt, die er dann zeitlebens in dieser Stadt als hochgeschätzter Zimmermeister im Rate der Bürger behauptet. „Unerschütterlich in Edelmut, Treue und Bürgersinn, wurde Meister Wacht mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volkes." Bevor noch der Dichter die edlen menschlichen Eigenschaften, ja Tugenden seines Helden entwickelt, hat er dessen soziale Stellung in Bamberg, das unerschütterliche Ansehen und allseitige Vertrauen gekennzeichnet, das man diesem aus Augsburg eingewanderten biederen Manne bloß auf Grund seiner unübertroffenen Geschicklichkeit und Tüchtigkeit im Berufssache zollt. Dieser Vorgang ist deshalb ganz berechtigt, weil die übrigen Handwerksmeister in Bamberg dem Jüngling anfangs mit Mißtrauen entgegenkamen, bis sie durch unwiderlegliche Proben seines Könnens entwaffnet wurden. Und schon jetzt deutet der Dichter den nachfolgenden Konflikt, der im Wesen und Charakter des sonst so vollendeten und vollkommenen Meisters begründet ist, dunkel an: „Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbesieg-

baren Vorurteile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu sein pflegen." So bleibt das treibende Motiv der Novelle im Dunkeln und wird erst gegen den Schluß hin nach und nach aufgehellt, eine echt Hoffmannsche Gepflogenheit in der Anlage und dem Aufbau seiner Erzählungen.

Es ist ein Zeichen von äußerster künstlerischer Konzentration, wie der Dichter über die Jahre der „glücklichsten Ehe" des Meisters im Lebensbunde mit der „bildhübschen, ehrsamen" Jungfrau aus Erlangen, seiner ersten Jugendliebe, hinwegeilt. Es ist ihm darum zu tun, die innere Seelengröße, man kann sagen, den nicht alltäglichen, heroischen Starkmut dieses Mannes zu zeigen und eingehender zu schildern, der, knorrig wie eine Eiche, in den heftigsten Stürmen des Lebens ungebeugten Mutes dasteht und nicht wankt, wenn auch die herbsten Prüfungen des Schicksals auf ihn hereinbrechen. So bewährt er sich als ganzer Mann im Unglück, im tiefsten Lebensschmerze, als ihm die Vorsehung in derselben Stunde den einzigen Sohn und die teure Lebensgefährtin raubt. Der Glaube bleibt in seinem Innern festgewurzelt, er gibt ihm Trost und Kraft während der achttägigen Zurückgezogenheit, die er sich in gramvoller Trauer um den plötzlichen Verlust von Weib und Kind auferlegt hat. Es ist aber keine dumpfe Trauer des vor sich Hinbrütens, sondern eine echt christliche und gottgefällige Trauer, die ihm neuen Lebensmut einflößt und ihn befähigt, ein besonders künstliches und sinniges Werk der Mechanik, das ihn schon lange Zeit in Gedanken beschäftigt hat, zu vollenden.

Seinen nun mutterlosen Kindern, Rettel und Nanni, ist er der zärtlichste Vater; er hat ihr im Grunde ganz verschiedenes Wesen so genau studiert, daß er durch sein Verhalten jeder von beiden gerecht wird. Der älteren Tochter Rettel, die ein grundgütiges Geschöpf mit den gewöhnlichen weiblichen Schwächen von Eitelkeit und Klatschsucht, aber auch eine tüchtige Hauswirtin und vor allem — das ist ihr höchster Stolz — eine perfekte Köchin ist, ist Vater Wacht von Herzen zugetan. Die Menschen seines Schlages trotz ihres Ernstes eignende ironische Schalkhaftigkeit kommt besonders im Verkehre mit seiner älteren Tochter zum Ausdruck „und so erhielt das ganze Verhältnis oft eine seltsam nuancierte Farbe". Ein echtes Abbild der Mutter, ein Mädchen voll Lieblichkeit und

holdseliger Anmut, aber noch um einige Grade zarter als die ernste und feste Mutter und daher von leicht verletzbarer Empfindsamkeit ist Nanni. Sie trägt nicht den abscheulichen, manch hübsches Gesichtchen entstellenden Kopfputz der Bamberger Mädchen — der Dichter gefällt sich darin, den malerischen oder vielmehr recht unmalerischen Anblick dieser Bamberger Hauben mit den kolossalen Schleifen recht umständlich zu beschreiben, — sondern ein niedliches Erlanger Häubchen; und während sich Nettel tüchtig in der Wirtschaft umtut und die verschiedenen Sorgen eines großen Haushaltes mit jugendlicher Frische und Gewandtheit auf sich nimmt, beschäftigt sich Nanni namentlich in den Abend- oder Mußestunden mit Vorliebe mit Schreib- und Zeichenübungen und findet besonderen Gefallen an den zierlichen Versen, die ihr der stille Träumer und junge Poet Jonathan mit „leiser, süßlispelnder Stimme" vorliest. Wie mit einer zarten, süß duftenden Knospe muß Vater Wacht mit seiner jüngern Tochter umgehen, die er eher noch inniger liebt als Nettel, aber eben in einer ganz besondern Weise, „die sonst einem starken Gemüte nicht eigen" ist.

Meister Wacht ist ungeachtet seines rauheren Handwerks, worin er unermüdlich tätig ist, so daß er durch seine Schaffensfreude und Pflichttreue allen seinen Untergebenen vom Altgesellen bis zum jüngsten Lehrjungen ein leuchtendes Beispiel vor Augen stellt, höheren, geistigen Bestrebungen nicht abhold. Auf seinem Arbeitstische findet sich eines Tages der „Götz von Berlichingen" und er bekundet einmal seine Hochachtung vor dem „ungemeinen Geiste" des Weimarer Dichters, durch den ein gewaltiger Umschwung im deutschen Geistesleben angebahnt würde; doch ist er wieder bescheiden genug, die Unmöglichkeit einzusehen, seinerseits diesem herrlichen Fluge und Aufschwunge des deutschen Genius zu folgen. Neidlos gönnt er der Zukunft die köstlichen Früchte, die dem reichlich ausgestreuten Samen entsprossen werden.

Wie zwischen Meister Wacht und seinen Handwerksgesellen ein patriarchalisches Verhältnis herrscht, das sich durch die besonders empfindlichen Schicksalsschläge, die den Meister betroffen, noch mehr vertieft und inniger gestaltet, so ist Johannes auch den Hinterbliebenen des Freundes Engelbrecht, dem stillen, frommen Jonathan und dem tüchtigen, aber ungestüm aufbrausenden, zum

Leichtsinn geneigten Sebastian ein treuer, trefflicher Vormund. Auf des letzteren Geschicklichkeit setzt Meister Wacht alle seine Hoffnungen für die Zukunft, aber auch dem lernbegierigen Jonathan entzieht er, trotz seiner inneren Abneigung vor dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, den Unterricht bei dem gelehrten Herrn Theophilus Eichheimer nicht. Und doch erwächst gerade aus dieser in liberaler und ehrlicher Absicht erteilten Erlaubnis der spätere furchtbare Familienzwist, worin der Meister, sich gegen jede bessere Einsicht verhärtend und bloß von seinen tiefgewurzelten und unbesiegbaren Vorurteilen und Abneigungen geleitet, eine geradezu unbegreifliche, bis zur Ungerechtigkeit gesteigerte tyrannische Härte, die mit seinem sonstigen edlen Wesen aufs äußerste kontrastiert, eben gegen die Lieblinge seiner Umgebung, Nanni und ihren Verlobten, Jonathan, an den Tag legt.

Zu diesen unüberwindlichen Vorurteilen gehört zunächst die Überzeugung, die sich bei ihm bis zur fixen Idee steigert, daß alle Rechtsgelehrsamkeit „nichts anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung sei, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben stehe, zu verwirren." Darum verfolgt er die Advokaten mit der ganzen Glut seines Hasses; im besten Falle gelten sie ihm als „nichtswürdige Menschen, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher treiben." Das Recht gilt ihm als durchaus unverkäuflich; als nun sein Pflegesohn Jonathan in einer äußerst verwickelten, aber glänzend entwirrten Rechtsangelegenheit das wohlerworbene Honorar von 10 000 Brabantertalern annimmt, da kennt die Wut des starrköpfigen Meisters gegen den mißliebigen Freier seiner Tochter keine Grenzen. Sein wilder Haß gegen den Advokatenstand, dem dieser angehört, führt die tragische Verwicklung bis auf den Höhepunkt und zerreißt das starke Band der Liebe und Freundschaft, das die Familie des Meisters mit Jonathan bisher aufs innigste verbunden hat. Vornehmlich durch das Motiv der Hartnäckigkeit, womit der Held an seiner fixen Idee festhält, ist „Meister Wacht" ein Seitenstück zu der Nürnberger Novelle; auch Meister Martin will seine Tochter bloß einem ehrsamen Böttcher zur Frau geben; die drei Gesellen, die in seiner Werkstatt so Tüchtiges leisten und die er auch sonst in sein Herz geschlossen hat, werden aus dem Hause gejagt, als sie

sich als verkappte Bewerber um die Hand der holden Rosa entpuppen. Eine gewisse Ähnlichkeit in den edlen Grundzügen des Charakters und in der angesehenen Stellung der beiden Helden im Rate der Bürger ist ebensowenig verkennbar wie der Umstand, daß der Dichter der „herrlichen Jungfrauengestalt" und dem echt deutschen lieblichen Wesen der schönen Rosa auch die holde Nanni in der späteren Novelle an die Seite gestellt hat.

Ein anderes unbesiegliches Vorurteil hat Meister Wacht gegen die Anhänger der katholischen Kirche, denen er, in den Anschauungen „eines beinahe fanatischen Protestantismus" aufgewachsen, weder Frömmigkeit noch Tugend zutrauen will. Schon der Dichter entschuldigt in dieser Hinsicht seinen Helden mit der in Augsburg genossenen Jugenderziehung und in der Tat tritt diese Abneigung des Meisters gegen die katholische Konfession und die Zuneigung zu den Anhängern seines eigenen Bekenntnisses nur zweimal stärker hervor: Der bischöfliche Kastner, der als Bewerber seiner älteren Tochter vorübergehend in seinem Hause weilt, ist ihm schon als Katholik unangenehm; umgekehrt hat der Meister den zweiten Freier Rettels, den drolligen Leberfink, auch deswegen in sein Herz geschlossen, weil er „ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde" ist, der der tolerante Fürstbischof die übung ihres religiösen Kultus gestattet hat. Dieses Vorurteil des Meisters in konfessioneller Hinsicht führt jedoch zu keinem ernsteren Konflikte.

Der „Lackierer und Vergolder, Herr, oder besser Monsieur Picard Leberfink" — schon der possierliche Name kennzeichnet sein drolliges Wesen — ist eine echt Hoffmannsche Gestalt. Eine solche Charakterspezialität und originelle Persönlichkeit, deren seltsames und abenteuerliches Äußere schon jedem oberflächlichen Beobachter auffällt, — der Dichter beschreibt dieses Äußere als echter Maler und trefflicher Karikaturenzeichner mit größter Umständlichkeit — ist dieser nach einer verjährten französischen Mode und von Kleidungsstück zu Kleidungsstück buntfarbig aufgeputzte geckenhafte Mann mit seiner katzenartigen Behendigkeit und Geschmeidigkeit der Glieder und dem tänzelnden Gange, im übrigen aber eine treue, grundehrliche Seele, freigebig und dienstfertig. Um die Drolerie zu erhöhen, führt der Dichter noch allerlei absonderliche Gewohnheiten, Lieb-

habereien und Künste Leberfinks an, z. B. wie er seinen Garten nach holländischer Art anlegt und auf jede Weise die Natur verschönert, die Blumenstengel vergoldet, die Blätter in Herzform zuschneidet; auch auf die Zuckerbäckerei versteht er sich, wodurch er seiner Angebeteten nicht wenig imponiert. Die ungebührlich lange Zeit des Brautstandes kürzt er sich dadurch ab, daß er sein in Himmelblau und Silber gehaltenes Prunkzimmer und dessen ganzes Ameublement in Hochrot umlackiert, weil Rettel für diese Farbe ein besonderes Faible zeigt. Doch läßt der Dichter die Gestalt des Vergolders auch ins Gespenstische gravitieren, „das Idyll erhält einen schwindlig-grotesken Anstrich"; das tritt besonders in der köstlichen Szene hervor, wo Meister Leberfink seiner Herzliebsten sich erklärt. Durch diese beiden Gestalten, Leberfink und Rettel, die so sehr einander würdig sind und ganz füreinander geschaffen erscheinen, erhält die namentlich im zweiten Teile allzu ernste und tragische Geschichte einen dankenswerten Einschlag von liebenswürdigem Humor und köstlicher Spaßhaftigkeit. Ähnliche Züge finden sich auch sonst in der Erzählung; so z. B. freut sich Rettel „unbändig auf die eigene Hochzeit — nicht so sehr wegen des Bräutigams (wie würde sich das auch schicken!), als weil sie einen ganz eminent schönen Kuchen zu backen gedenkt: es wird doch ein Fest!" Gewisse satirische Absichten des scharfen Beobachters von Weltleben und Menschentreiben sind dabei unverkennbar. Doch lassen wir uns dieses Ironisieren, das wenigstens in dieser Erzählung Hoffmanns keine unbehagliche Stimmung erzeugt, wohl gefallen, wir freuen uns über das rein künstlerische Behagen des Dichters „am Ausmalen und Verzerren".

Beim Besuche des bischöflichen Kastners im Hause des Meisters Wacht stichelt der Dichter auf die sattsam bekannten Bürgertugenden der Anspruchslosigkeit und Frugalität; nach der Schilderung des opulenten Frühstücks bei dem wählerischen Gourmand, dem Domizellar, läßt der Dichter eine ironische Bemerkung einfließen. Die Spitze richtet sich hier wie an zwei anderen Stellen, wo der unglücklich liebende Jonathan infolge des Widerstandes Wachts ans Erschießen oder an die Auswanderung nach Amerika denkt, — Hoffmann macht dazu die Notiz, daß glücklicherweise in den meisten Fällen die Mordwaffen

oder das Auswandererschiff nicht gleich zur Stelle seien, — gegen die sentimentalen Liebhaber à la Werther.

So ist der Dichter beständig an der Erzählung beteiligt, ja er stellt den Rapport mit dem Leser sehr häufig durch direkte Anreden her, wobei er als Mann von Welt gewöhnlich die Apostrophe: „Geliebter Leser!" verwendet. Dabei handelt es sich aber nicht immer um Aufklärungen und Schilderungen, die der Dichter dem Leser schuldig zu sein glaubt, sondern er erinnert sich selbst, daß er dieses oder jenes noch nachzutragen habe, daß er auf etwas Früheres verweisen oder auf etwas erst im späteren Verlaufe der Erzählung Kommendes aufmerksam machen müsse. So ist Hoffmanns subjektiver Stil fortwährend mit rhetorischen Fragen und Parenthesen, z. B. „wie man denken sollte", „der geneigte Leser wird bald erfahren", „erklärt möchte nun auch sein", „gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung", „sehr merkwürdig muß es scheinen", „man wird sehen", „man kann denken", „der geneigte Leser weiß nun . . . und kann selbst ermessen", „es ist eine bekannte Erfahrung" usw. versetzt; er denkt gleichsam dem Leser voraus. So ist der Fluß der epischen Erzählung beständig durch die Anteilnahme des Dichters unterbrochen; auch in Epithetis zeigt er wohl gelegentlich seine innere Ergriffenheit und Teilnahme, z. B. die „glücklichste" Ehe, der „arme" Johannes Wacht; die Stelle: „Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich", erinnert wohl an ähnliche Stellen Kleists im „Kohlhaas", wo er seine Gefühlswärme durch Lob oder Tadel bezeugt. Eine besondere stilistische Eigentümlichkeit Hoffmanns liegt ferner darin, daß er die ersten Worte der direkten Rede regelmäßig nach dem eingeschobenen „sagte er", „sprach er", „rief sie" wiederholt, um sich der größten Deutlichkeit zu befleißigen. Damit stehen aber die oft unnötig aufgeschwellten Perioden im Widerspruche, wobei durch eine längere Reihe von Neben- und Zwischensätzen die Übersichtlichkeit und Klarheit erschwert wird. In Nebensätzen wird das Hülfsverb am Ende gewöhnlich weggelassen, die Umschreibung mit „würde", also der Konditional, kommt öfter als billig zur Geltung; befremdlich ist auch manchmal die gezwungene Wortstellung. Die Voranstellung des

Attributs, die Verwendung des Superlativs, wo der Komparativ sinngemäßer wäre oder auch der Positiv genügen würde, der massenhafte Gebrauch der Fremdwörter sind noch andere Besonderheiten seines Stils. Die Begebenheit, die sich zwischen der jungen Witwe des ungarischen Grafen Z. und dem jungen Rechtsanwalt zugetragen hat, wird in Form einer episodischen Novelle eingeschaltet.

Ist also, wie zu sehen, der Stil der vorliegenden Hoffmannschen Erzählung von der gedrungenen Knappheit, der stilistischen Präzision und durchaus objektiven Darstellungsform eines Kleist weit entfernt, so fordert doch die Kunst der Charakterführung, die plastische Schilderung der Gestalten und die kontrastierende Methode der Charakteristik unsere ganze Bewunderung. Der ehrenfeste, biedere Meister Wacht mit seinem Römerkopf — der Schöngeist Graf von Kösel nennt ihn den leibhaftigen Verrina, wohl wegen des unbeugsamen Starrsinns — hat sein Gegenbild in dem geckenhaften und drolligen Leberfink, Jonathan und Sebastian, die ungleichen Brüder, sind ebensolche Gegensätze wie Nanni und Rettel, die Schwestern. Selbst bis auf die Episodenfiguren erstreckt sich dieser künstlerische Kontrast. So steht der Domizellar als Bonvivant dem ehrwürdigen Wesen des Fürstbischofs gegenüber. In der Kunst des Gestaltens und Charakterisierens hat der Dichter am Ende seiner poetischen Wirksamkeit jene Kraft wieder erlangt, die ihn auf der Höhe seines Schaffens so sehr auszeichnet.

Gegen Schluß hat aber eine gewisse nervöse Hast, eine Lösung, und zwar im versöhnenden Sinne, herbeizuführen, der kühn konzipierten und meisterhaft aufgebauten Erzählung geschadet. Sie ist durch den plötzlichen Gesinnungswechsel des Meisters Wacht, dem gegen den verwilderten Bruder so menschenfreundlichen und in seiner Liebe so ausdauernden Jonathan, trotz seines Vorurteils gegen dessen Beruf, Nanni doch zum Weibe zu geben, mehr abgebrochen als abgeschlossen. Die Lösung des Konfliktes ist in der Nürnberger Novelle, dem Aufbau und dem Charakter des Helden gemäß, ungleich konsequenter durchgeführt, doch verschmähte vielleicht der Dichter einen ähnlichen Abschluß, der sonst leicht zu finden gewesen wäre. Daß auch der fromme Geist der guten alten Zeit etwas zur Beilegung des Zwistes und

zur endlichen Versöhnung beitragen sollte, geht aus den Schlußworten der Erzählung hervor, die dem Altgesellen Andres in den Mund gelegt werden: „Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber der wahre, fromme Glaube überwindet wohl die schnöde, ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüts, und alles wendet sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten."

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen, freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, das heißt unter dem Krummstab wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen. Er hieß Johannes Wacht und war seiner Profession nach ein Zimmermann.

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eignen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Konvenienz, was im beengten Leben geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seins feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender, betörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet oft in dem Widerspruch der Überzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gehegt und gepflegt und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie; und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eignes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Paläste der Großen, nicht fürstliche Prunkgemächer wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ sie unsern Johannes, der, wie der geneigte Leser es erfahren wird, wohl einer ihrer be-

günstigsten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkstatt eines verarmten Drechslermeisters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau starb vor Jammer und Not gleich nach der Geburt des Kindes und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rat mußte sich des hilflosen Knaben annehmen, dem der erste Sonnenblick eines künftigen günstigen Geschicks aufging, als der Rats-Zimmermeister, ein wohltätiger, ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in dessen Antlitz, unerachtet es der Hunger entstellte, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anstalt untergebracht werde, sondern es in sein Haus nahm, um es selbst mit seinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich nicht allein die Gestalt des Kindes, so daß man kaum glauben mochte, das kleine, unscheinbare Wesen in der Wiege sei wirklich die farb- und formlose Puppe gewesen, aus der wie ein schöner Schmetterling der lebendige, bildhübsche, goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger schien, als mit dieser Anmut der Gestalt sich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geistesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater sowohl als seine Lehrer in Erstaunen setzte. Johannes wuchs in einer Werkstatt auf, aus der, da der Rats-Zimmermeister beständig mit den wichtigsten Bauten beschäftigt war, das Grandioseste hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffassender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er sich mit ganzer Seele zu einer Profession hingezogen fühlte, deren Tendenz, insofern sie Großes und Kühnes zu schaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie diese Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute;

er fühlte sich dadurch bewogen, im Praktischen selbst sein sorgfältiger, aufmerksamer Lehrmeister zu sein, sowie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einsehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunst, Architektur, Mechanik usw., von den geschicktesten Meistern unterrichten ließ.

Vierundzwanzig Jahre war unser Johannes alt, als der alte Zimmermeister starb, und schon damals war sein Pflegesohn ein in allen Teilen seines Handwerks völlig erfahrner, durchaus geübter Geselle, der weit und breit seinesgleichen suchte. Er trat zu der Zeit mit seinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht die gewöhnliche Wanderschaft an.

Genug weißt du, geliebter Leser, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nötig sein, mit kurzen Worten zu sagen, wie es kam, daß er in Bamberg ansässig und Meister wurde.

Als er nämlich nach langer Wanderung auf der Rückkehr in die Heimat mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Palastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch emporstiegen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten, schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschine, die, den möglichst kleinsten Platz einnehmend, mit konzentrierter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen[1]) herzurechnen wußte, wie die Trajanssäule in Rom zum Stehen gebracht und wie dabei hundert Fehler begangen

1) Verkleinerung von Daus, niedrigster Wurf beim Würfelspiel, dann überhaupt für etwas ganz Geringes.

worden, die er nimmermehr sich hätte zu schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschine, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah und von allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschine in Bewegung setzen wollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herkulesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches, kreischendes Jammergeschrei von sich, die eingehakten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiße ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume[1]) steile Treppen heraufstragen, als an der Maschine die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten; und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen oder vielmehr dem Unwesen zu, und es mag sein, daß Wacht über die Unkenntnis des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu und fragte den Wacht: ob er das Ding mit der Maschine dort denn besser verstehe, daß er so klug drein sehe? „Ei nun," erwiderte Wacht ganz unbefangen, „ei nun, mit dem Besserverstehen ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe alles am allerbesten; aber mich nimmt's nur wunder, daß ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich quälen läßt."

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg, und bald wußte jeder, daß ein fremder

1) Die größten Baumstämme, welche den Rhein hinabgeflößt werden, um dann als Schiffsmasten Verwendung zu finden.

junger Zimmergeselle den Baumeister mit samt seiner Maschine verhöhnt und sich gerühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Mensch darauf, sondern der würdige Baumeister, sowie die ehrliche Zimmermanns-Zunft zu Bamberg meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit gefressen haben und alte erfahrne Meister eines Bessern belehren wollen. „Siehst du nun wohl," sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, „siehst du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenossen begrüßen müssen, gegen dich aufgebracht hat?"

„Wer kann," erwiderte Johannes mit funkelndem Blick, „wer mag es ruhig ansehen, wenn das arme, bedauernswürdige Handlangervolk ohne Not über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen haben wird?" — Es traf wirklich so ein.

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funken entging, faßte die Äußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein voreiliges Wort eines jungen Guckindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf als die übrigen. Dieser Mann war der Fürst-Bischof[1]) selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Äußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem ganzen Wesen in Erstaunen gesetzt. Der geneigte Leser muß erfahren, woher dies Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Äußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt

1) Franz Ludwig von Erthal (1779—1795).

betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Ästhetische Kapitulare nannten den Johannes einen Römerkopf; ein jüngerer Domizellar[1]), der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einherzugehen pflegte und der Schillers „Fiesko" bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sei der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmut der äußern Gestalt übt aber jenen geheimnisvollen Zauber, vermöge dessen manche hochbegabte Menschen jeden, dem sie entgegentreten, auf der Stelle für sich einnehmen. Man fühlt in gewisser Art ihre Überlegenheit, aber dies Gefühl ist keineswegs, wie man denken sollte, lästig, sondern erregt, indem es den Geist erhebt, ein gewisses Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohltut. Die vollkommenste Harmonie verbindet alle Teile des physischen und psychischen Organismus zum Ganzen, so daß die Erscheinung wie ein reiner Akkord keinen Mißklang duldet. Diese Harmonie schafft jenen unnachahmlichen Umstand, jenes — man möchte sagen — Bequeme in der kleinsten Bewegung, worin sich das Bewußtsein der wahrhaften menschlichen Würde kund tut. Diesen Anstand lehrt kein Tanzmeister und kein Prinzenhofmeister, und er dürfte wohl deshalb recht eigentlich der vornehme Anstand sein, weil ihn die Natur selbst als solchen gestempelt. Es ist hier nur noch hinzuzufügen, daß Meister Wacht, unerschütterlich in Edelmut, Treue und Bürgersinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volkes wurde. Er trug alle Tugenden,

1) Funktionär bei der bischöflichen Kurie, ein höheres Mitglied des Domkapitels.

aber auch jene unbesiegbaren Vorurteile in sich, die gewöhnlich die Schattenseite solcher Männer zu sein pflegen. Der geneigte Leser wird bald erfahren, worin diese Vorurteile bestanden. —

Erklärt möchte nun auch hinlänglich sein, warum des Jünglings Erscheinung auf den würdigen Fürst-Bischof solch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen, stattlichen Handwerksmann schweigend mit sichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über sein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimütig und bescheiden und setzte zuletzt dem Fürsten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeisters Maschine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabsichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können

Auf die Äußerung des Fürsten: ob Wacht sich wohl getraue, eine zweckmäßigere Maschine anzugeben, die die Lasten emporbringe, erwiderte dieser, daß er, um eine solche Maschine herzustellen, nur eines Tages und der Hilfe seines Kameraden Engelbrecht und einiger geschickter und williger Handlanger bedürfe.

Man kann wohl denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeister und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hause geschickt werden würde. Es kam aber anders, als es diese gutherzigen Leute gedacht und auch wohl gewünscht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung ineinander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die schweren Balken so leicht bis zur schwindelnden Höhe des Dachs, daß diese in den Lüften zu tanzen schienen. Seit diesem Augenblick war des braven, geschickten Handwerksmanns Ruf in

Bamberg begründet. Der Fürst drang in ihn, in Bamberg zu bleiben und das Meisterrecht zu erlangen, wozu er ihm selbst allen nur möglichen Vorschub leisten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen, wohlfeilen Bamberg sehr wohl gefiel. Ansehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagschale; den Ausschlag gab aber ein Umstand, der im Leben gar oft zu entscheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermutet in Bamberg die bildhübsche, ehrsame Jungfrau wieder, die er vor mehren Jahren in Erlangen gesehen und welcher er schon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten: Johannes Wacht ward Meister, heiratete die ehrsame Jungfrau aus Erlangen und brachte es durch Fleiß und Geschicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge gelegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen und sich so ganz ansiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glückes freundlicher Stern! Der Himmel hatte beschlossen, unsern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder andere, weniger stark an Geist, unterlegen haben würde. Die erste Frucht der glücklichsten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußstapfen des Vaters treten zu wollen schien. Achtzehn Jahre war dieser Jüngling alt geworden, als in einer Nacht, nicht fern von Wachts Hause, Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten hinan, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen

zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!“ Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd emporloderten. —

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wütendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit, in Angst und Not lag über das Feuer, dessen dunkelroter Wiederschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, Euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinen Kameraden die Brandmauer!“

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bette hoch empor, doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war tot.

„Sehen wir nun,“ sprachen die Bürger, „wie Meister Wacht sein großes Leid tragen wird. Oft genug hat er uns gepredigt, daß der Mensch dem größten Unglück nicht erliegen, sondern sein Haupt emporhalten und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Brust gelegt, dem bedrohlichen Verderben so lange widerstehen müsse, als dieses nicht augenscheinlich im ewigen Rat beschlossen. Laßt uns sehen, was er uns nun für ein Beispiel geben wird!“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meister selbst nicht in der Werkstatt, wohl aber die ununterbrochene Tätigkeit der Gesellen wahrnahm, so daß nicht die mindeste Stockung entstand, sondern

die begonnenen Werke so, als ob dem Meister kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht," sprach der Meister an demselben Mittage, als er in der Frühe mit standhaftem Mute, festen Schrittes, allen Trost, alle Hoffnung, die ihm sein Glaube, die wahrhafte Religion, die in seinem Innern festgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen seines Weibes und seines Sohnes gefolgt, „Engelbrecht, es ist nun vonnöten, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abstoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, bist ja mein wackerer, tätiger Werkmeister und weißt wohl, was in acht Tagen zu tun; denn so lange schließ' ich mich in mein Kämmerlein!" —

In der Tat verließ Meister Wacht acht Tage hindurch nicht seine Stube. Das Essen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man vernahm oft auf dem Hausflur seine leise, wehmütige, tief ins Herz dringende Klage: „O mein Weib, o mein Johannes!"

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „Laßt ihn gewähren; ihr kennt meinen Johannes nicht; schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforschlichen Ratschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz." —

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden sein und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr, trat Meister Wacht ganz unvermutet hinaus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit waren. Die Äxte, die Sägen sanken ihnen nieder und halb wehmütig riefen sie: „Meister Wacht, unser guter Meister Wacht!“

Mit heiterem Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmütigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun gestärkt, mit Mut und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke usw. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, die Lehrburschen folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fast eingewurzelt stehen

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Axt des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halb verbranntem Stiel vorgefunden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der der Tür gegenüberstehenden Wand befestigt und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Zypressen gemalt worden. Unter den Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, sowie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans,“ rief Meister Wacht, als er dies rührende Monument wahrhaft treuer Gemüter erblickte, und ein Tränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letzten Male erhobst du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhst im

Grabe, und nimmer wirst du mehr an meiner Seite in wackerer Tätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!"

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen treuherzig die Hand und sprach: „Denkt an ihn!" — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben. „Sieh nur, mein alter Kamerad," sprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überstehen zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, die ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besondern künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins klare kommen wollte. Schau her!" —

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die acht Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte ebenso sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der viel erfahrene Engelbrecht sich nicht gleich darein finden konnte, desto mehr aber in freudige Bewunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärt, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte. —

Wachts ganze Familie bestand jetzt noch aus zwei Töchtern; doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht sein mochte, dennoch gelang es ihm nicht, die niedrigste Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in

der ersten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgste Feind des Lebens, gegen den keine menschliche Kraft etwas vermag, lehnte sich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich, nämlich Siechheit des Körpers. Er starb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umständen; die Frau begab sich in ihre Heimat, und Meister Wacht hätte gern beide Söhne in sein Haus genommen, dies war aber nur mit dem ältesten, Sebastian geheißen, tunlich. Dieser war ein kräftiger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden versprach. Eine gewisse Störrigkeit des Charakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu grenzen schien, sowie ein gewisses rohes Wesen, oft bis zur Wildheit gesteigert, glaubte Wacht durch eine weise Erziehung besiegen zu können. Der jüngere Bruder, namens Jonathan, war gerade das Gegenteil des ältern, ein kleines, bildhübsches, schwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Diesen Knaben hatte schon bei Lebzeiten des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, sowie erster und ältester Advokat im Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu sich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geist, sowie den entschiedensten Hang zu den Wissenschaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte sich nun eines jener unbesiegbaren Vorurteile unseres Wacht, von denen schon oben die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Überzeugung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen,

so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesamt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich. Daß er fürs andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuierte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen sein, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treuesten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte, sowie, daß, wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen, verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrsamkeit und sein Vorurteil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er, an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen imstande.

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Studieren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto ärger mit ausgelassenem, tollem Wesen. Da er aber rücksichts seines Handwerks ganz der Vater wurde und

an dem Fleiß, sowie an der Nettigkeit seiner Arbeit nie etwas auszusetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrausenden Jugend bei, vergab sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wohl die Hörner ablaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und Meister Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbteil auszbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine von dem Gerichte zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt.

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemütsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei Wachts beiden Töchtern statt, von denen die älteste Rettel[1]), die jüngere aber Nanni[2]) geheißen.

In aller Eile kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen in Bamberg herrschenden Meinung der Vorname Nanni der allerschönste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann.

Fragst du daher, geliebter Leser, in Bamberg ein hübsches Kind: „Wie heißen Sie, mein süßer Engel?" so wird die Holde verschämt die Augen niederschlagen, an der schwarzseidenen Schürze zupfen und etwas errötend freundlich lispeln: „I nun, Nanni, Ihr Gnaden!" —

Rettel, Wachts älteste Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochroten Wangen und recht freundlichen schwarzen Äugelein, mit denen sie in den Sonnenschein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hinein-

1) Margarete.
2) Anna.

schaute, ohne zu olinzeln. Sie war rücksichts ihrer Bildung und ihres ganzen Wesens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks gestiegen. Sie klatschte mit den Frau Basen, putzte sich gern, wiewohl in buntem Staat ohne Geschmack; ihr eigentliches Element, worin sie webte und lebte, war aber die Küche. Keiner, und auch nicht der ausgelerntesten Köchin weit und breit, konnte der Hasen- und Gänsepfeffer so schmackhaft geraten, über die Sulzen herrschte sie nach freier Willkür, Gemüse, wie z. B. Wierschig, Keeskohl[1]), bereitete Rettels kunstreiche Hand ohnegleichen, da ein feiner, untrüglicher Sinn sie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entscheiden ließ, und ihre Krapfen spotteten der wohlgeratensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihe.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden und meinte einmal, es sei unmöglich, daß der Fürstbischof schmackhaftere Schunkennudeln auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Rettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunkennudeln, und zwar an einem Festtage dem Fürstbischof aufs Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Rettel eine tüchtige Wirtschafterin, eine perfekte Köchin, und dabei die Gutmütigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgeratenes Kind recht zärtlich lieben

Geistern von Wachts Art ist indessen, trotz ihres Ernstes, wohl eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die

1) Käsekohl

sich im Leben anmutig bewegt, bei irgend einem Anstoß, sowie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbern spiegelnden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Rettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältnis mit der Tochter oft eine seltsam nuancierte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vorderhand mag nur eines hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war und sein reichliches Auskommen hatte. Er freite nach gerader, deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Rettel unrecht zu tun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit fände, sich um Rettels Zuneigung zu bewerben. Rettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: „Zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst!"

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner nicht recht war.

Fürs erste war der Mann natürlicherweise Katholik, fürs zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes, zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Rettel wehe zu tun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen,

daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise hinunterschluckte. Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Rettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte? Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sei ein mäßiger, nüchterner Mann und von Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt; mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht sein, da es so, in geringer Qualität genossen, mehr sättige, und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sei er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas Extrabier um sechs Uhr abends, womöglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken Rettelchen den unglückseligsten Kastner ansah. Und doch sollte noch das Ärgste geschehen. Es wurden bayersche Dampfnudeln aufgetragen, die, hoch — hoch angeschwollen, das Meisterstück der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer und zerschnitt die Nudel, die ihm zuteil geworden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücke. Rettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Tür hinaus.

Der mit der Behandlung bayerscher Dampfnudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten allen

Geschmack verlieren und die Ehre der Köchin zuschanden machen.

Rettel hielt von dem Augenblick an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne; Meister Wacht widersprach ihr keineswegs, und der wilde Bilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Rettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt und Wesen der holden, anmutigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche, fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dies Antlitz, dies Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treuestes Ebenbild.

Die Mutter war rücksichts der zartesten Weiblichkeit, rücksichts der wohltuenden Bildung, die nichts ist, als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meister Wacht als Mann charakterisierte.

Weniger ernst und fest als die Mutter mochte die Tochter sein, dafür aber die Lieblichkeit selbst, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr Zartgefühl, eine Empfindsamkeit, die einer verschwächten Organisation zuzuschreiben und sich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei steigert, sie fürs Leben zu verletzbar machte.

Meister Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung ansehen und liebte es auf eine Weise, die sonst einem starken Gemüte eben nicht eigen.

Es konnte sein, daß Meister Wacht die zarte Nanni von Hause aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene, oft in süße Empfindelei ausartende Zartheit ganz besonders Stoff und Nahrung erhielt, wird sich sehr bald zeigen.

Nanni kleidete sich gern höchst einfach, jedoch in die feinsten Zeuge und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinausging. Wacht ließ sie gewähren, da so gekleidet das holde Kind gar zu hübsch und anmutig aussah.

Ganz geschwind muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leser aufgehen könnte, der vor Jahren in Bamberg war, und der an den abscheulichen, geschmacklosen Kopfputz denkt, der damals die hübschesten Gesichter der Mädchen entstellte. Eine glatte, an den Kopf schließende Haube, die nicht das kleinste Löckchen zum Vorschein kommen ließ — ein schwarzes, nicht zu breites, an die Stirn festschließendes Band, das hinten tief in dem Nacken mit einer höchst servilen Schleife zusammenfuhr.

Später wurde dieses Band breiter und breiter, bis es beinahe die unbillige Breite von einer halben Elle erreichte, deshalb besonders in der Fabrik bestellt werden mußte und mit hartem Karton gefüttert, wie eine Turmhaube emporstieg. Eine Schleife, die vermöge ihrer weit über die Achseln ragenden Breite den ausgespannten Flügeln eines Adlers glich, saß gerade über dem Nackengrübchen. In den Schläfen und bei den Ohren schlängelten sich kleine Löckchen hervor, und mancher kecken Bamberger Incroyable [1]) stand diese Tracht seltsam und anmutig genug.

Einen sehr pittoresken Anblick gab es, wenn man

1) So hießen die Stutzer in der französischen Revolutionszeit.

von hinten einen Leichenzug erblickte, der sich eben in Bewegung setzte. Es ist Sitte in Bamberg, daß die Bürger zur Leichenfolge eines Verstorbenen durch die sogenannte Totenfrau eingeladen werden, die ihre Einladung mit kreischender Stimme im Namen des Verstorbenen, wie z. B.: Der Herr usw. läßt sich die letzte Ehre erbitten, auf der Straße vor dem Hause eines jeden abschreit. Die Frau Basen und die jungen Mädels, die sonst wenig ins Freie kommen, unterlassen es nicht, sich in großer Anzahl einzufinden, und wenn sich nun der Zug der Weiber zu bewegen anfängt und der Wind sich in die großen Schleifen setzt, so ist es nicht anders, als wenn ein ganzes Heer von schwarzen Raben und Adlern jählings wach wäre und den rauschenden Flug beginnen wolle.

Der geneigte Leser wird daher gebeten, sich die hübsche Nanni in keinem andern Kopfputz, als in einem niedlichen Erlanger Häubchen zu denken.

So widrig es auch dem Meister Wacht war, daß Jonathan dem Stande angehören sollte, den er haßte, so ließ er dies doch den Knaben, sowie später den Jüngling, keineswegs entgelten. Er sah es vielmehr gern, daß der fromme, stille Jonathan nach vollendetem Tagwerk jedesmal bei ihm sich einfand und die Abende mit seinen Töchtern und der alten Barbara zubrachte. Dabei schrieb Jonathan die schönste Hand, die man nur sehen konnte, und es machte dem Meister Wacht, der eine schöne Handschrift liebte, nicht geringe Freude, als seine Nanni, zu deren Schreibmeister sich Jonathan selbst erkoren, nach und nach dieselbe zierliche Schrift zu schreiben begann.

Meister Wacht war an den Abenden entweder in seinem Arbeitszimmer beschäftigt, oder er besuchte manchmal ein Bierhaus, in dem er seine Handwerksgenossen

und auch die Herren vom Rat antraf, und nach seiner Art mit seltenem Geist die Gesellschaft belebte. Im Hause ließ indessen Barbara den Spinnrocken wacker schnurren, während Rettel die Wirtschaftsrechnung fertig schrieb, über die Bereitung neuer, unerhörter Schüsseln nachsann, oder mit lautem Lachen der Alten wiedererzählte, was diese, jene Frau Bos[1]) ihr heute vertraut. — Und der Jüngling Jonathan? —

Der saß mit Nanni am Tisch; und die schrieb und zeichnete auch wohl unter seiner Leitung. Aber — Schreiben und Zeichnen ist für den ganzen Abend ein herzlich langweiliges Ding, und so geschah es denn, daß Jonathan oftmals ein sauber gebundenes Buch aus der Tasche zog und der schönen, empfindsamen Nanni mit leiser, süßlispelnder Stimme vorlas.

Jonathan hatte durch den alten Eichheimer die Gönnerschaft des jungen Domizellars erworben, der den Meister Wacht einen wahrhaften Berrina nannte. Der Domizellar, Graf von Kösel, war ein schöner Geist und lebte und webte in Goethes und Schillers Werken, die damals wie glanzvolle, alles überstrahlende Meteore am Horizont des literarischen Himmels aufzusteigen begannen. Er glaubte mit Recht in dem jungen Schreiber seines Anwalts eine gleiche Tendenz zu entdecken und fand seine besondere Freude daran, ihn dadurch, daß er ihm nicht allein jene Werke mitteilte, sondern dieselben mit ihm auch gemeinschaftlich durchlas, ihn sich ganz zu assimilieren.

Des Grafen ganzes Herz gewann aber Jonathan dadurch, daß er die Verse, welche der Graf im Schweiße seines Angesichts aus wohlklingenden Phrasen zusammendrechselte, vortrefflich fand und zu des Grafen unaus-

1) Base.

sprechlichem Vergnügen sattsam davon erbaut und gerührt wurde. Wahr ist's indessen, daß Jonathans ästhetische Bildung wirklich durch den Umgang mit dem geistreichen und nur etwas überspannten Grafen gewann.

Der geneigte Leser weiß nun, was für Bücher Jonathan bei der hübschen Nanni aus der Tasche zog und ihr daraus vorlas, und kann selbst ermessen, wie Schriften der Art ein Mädchen, so geistig organisiert wie Nanni, anregen mußten.

„Stern der dämmernden Nacht!"[1])

Wie flossen Nannis Tränen, wenn der liebenswürdige Schreiber also dumpf und feierlich begann!

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß junge Leute, die oft zärtliche Duetten zusammen singen, sich selber sehr leicht in die Person der Duettisten umsetzen und besagte Duetten für die Melodie und den Text des ganzen Lebens halten, sowie der Jüngling, der einem Mädchen einen zärtlichen Roman vorliest, sehr leicht der Held des Stücks wird, während das Mädchen sich in die Rolle der Geliebten hinüberträumt.

Bei so gleichgestimmten Gemütern, wie Jonathan und Nanni, hätte es nicht einmal solcher Anregungen bedurft, um zueinander in Liebe zu kommen.

Die Kinder waren ein Herz und eine Seele; die Jungfrau, der Jüngling nur eine rein und unauslöschlich emporlodernde Liebesflamme. — Vater Wacht hatte von diesem Liebesverständnis seiner Tochter auch nicht die leiseste Ahnung; er sollte indessen bald alles erfahren.

Jonathan hatte es durch unermüdeten Fleiß und wahrhaftes Talent in kurzer Zeit dahin gebracht, daß

---

1) Aus Ossians „Colma"; von Goethe übersetzt und in „Werthers Leiden" eingeschaltet.

sein Rechtsstudium für vollendet geachtet und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick — nie hatte er ihn so aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen — durchbohrte. „Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachlässigt, aber dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst du wie ein hinterlistiger Bösewicht mißbrauchen auf schändliche Weise, und so das Messer gegen deine eigene Mutter kehren? Mit dem Recht willst du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Ware auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Wage den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselte, und dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Tränen gebadet, hinreicht?

„Mit lügnerischen Menschensatzungen willst du dein Hirn anfüllen und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?

„Dein Vater — du heißest Engelbrecht — nein, wenn ich dich so nennen höre, so will ich nicht glauben, daß es der Name meines Kameraden sei, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe und so die Menschen verführe, den jungen lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten

— fort — nicht mehr mein Pflegesohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — die ich verstoße."

In dem Augenblicke stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater," rief sie, ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du auch mich, deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt!" —

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Rettel sprangen herbei, brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitze getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer sein, die Bewegung zu beschreiben, die sich auf Wachs Antlitz kund tat. Statt der Flammenröte überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirn zu stehen; er starrte einige Augenblicke vor sich hin, dann machte sich die gepreßte Brust Luft, und er sprach mit seltsamem Ton: „Das war es also!" — Langsam schritt er dann nach der Tür, in der er noch einmal stehen blieb und, halb zurückgewandt, den Weibern zurief: „Spart nicht kölnisches Wasser und die Fazen sind bald vorüber!"

Bald darauf sah man den Meister zum Hause heraus schnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzeleid die Familie versenkt lag. Rettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entsetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erst recht angst und bange, als der Meister, wie er es noch niemals getan

nicht zum Essen wiederkehrte, sondern bis spät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Haustüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit starken Schritten hinaufsteigen und sich in seiner Stube einschließen.

Die arme Nanni erholte sich bald wieder und weinte still vor sich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen trostloser Verzweiflung nicht fehlen und sprach auch mehrmals von Erschießen; ein Glück, daß Pistolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindsamer Advokaten notwendig gehören, oder wenigstens, befinden sie sich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder sonst nicht in gutem Stande sind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Mensch, führte ihn instinktmäßig sein Lauf zu seinem hohen Gönner, dem er sein ganzes unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wütendsten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, so sehr versteht es sich von selbst, daß der junge verliebte Advokat nach seinen verzweiflungsvollen Beteuerungen der erste und einzige Mensch auf der ganzen Erde war, dem solch Ungeheures geschehen, weshalb er denn auch das Schicksal und alle feindlichen Mächte, als nur gegen ihn verschworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewissen Teilnahme an, die indessen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Advokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen schien. —

„Mein lieber junger Freund," sprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm und ihn zu einem Sessel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeister Johannes Wacht für einen in seiner Art großen Mann gehalten, ich sehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein

sehr großer Narr ist. Große Narren sind wie stätische Pferde, man bringt sie schwer zur Wendung, ist dieses aber gelungen, so traben sie den gebotenen Weg lustig fort. Des heutigen bösen Auftritts halber, des unsinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürftet Ihr die schöne Nanni keineswegs aufgeben.

„Doch ehe wir über Euren in der Tat anmutigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühstück zu uns nehmen. Ihr seid um den Mittag bei dem alten Wacht gekommen, und ich diniere erst um 4 Uhr im Seehof.“[1])

Auf dem kleinen Tisch, an dem beide, der Domizellar und der Advokat, saßen, war in der Tat ein gar appetitliches Frühstück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben portugiesischer Zwiebel garniert, ein kaltes, gespicktes Rebhuhn von der roten Art, mithin auch ein Fremdling, in rotem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit Straßburger Gänseleber-Pastete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino[2]) und ein anderer mit Butter, so gelb und glänzend wie die Maiblumen selbst.

Der geneigte Leser, der nach Bamberg kommt und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird sich freuen, sie auf das schönste und reinste zu erhalten, zugleich sich aber ärgern, wenn er erfährt, daß sie von den Einwohnern aus übertriebener Wirtschaftlichkeit zu einem Schmalz eingeschmolzen wird, das gewöhnlich ranzig schmeckt und alle Speisen verdirbt

Dazu perlte in einer schön geschliffenen Kristallflasche edler Champagner von der nicht moussierenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette,

1) Dorf und Lustschloß bei Bamberg
2) Weicher italienischer Käse.

mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Kouvert schnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die schönsten Bissen vor, schenkte ihm Wein ein und langte dann selbst tapfer zu. Es hat jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen physischen Teil des Menschen al pari stände. Das ist eine gottlose, abscheuliche Meinung, aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann oder ironischer Mystifikant seinen eigenen Willen durchsetzt. Das geschah eben jetzt.

Denn instinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück Bayonner Schinken verzehrt, in der portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, sowie mehr Straßburger Pastete vertilgt, als einem jungen schmerzerfüllten Advokaten ziemlich.

Dazu ließen sich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Kristallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme, wohltuende Wärme sein Inneres durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen glichen, welche schmerzen und doch wohltun. Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft und sich zierlich den Mund geputzt hatte, sich in Positur setzte und in folgender Art begann:

„Fürs erste, mein lieber, guter Freund, müßt Ihr nicht so töricht sein, zu glauben, daß Ihr der einzige Mensch auf Erden seid, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das tut hier gar nichts zur

Sache. Wie ich Euch schon gesagt habe, ist die Ursache, warum Euch der alte Narr haßt, so höchst abgeschmackt, daß es damit keinen Bestand haben kann, und mag es Euch in diesem Augenblick widersinnig vorkommen oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß sich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen und daß man von der ganzen Sache nichts weiter sagen wird, als: Peter hat um die Grete gefreit und Grete und Peter sind Mann und Weib geworden.

Die Situation ist sonst neu und herrlich, da bloß der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegesohn ergriffen, der einzige Hebel ist, welcher eine neue und auserlesene Tragik der Handlung in Bewegung setzen könnte; — doch zur Sache! Ihr seid Dichter, mein Freund, und dies verändert alles. Eure Liebe, Euer Leid muß alles als poetisches Prachtstück im vollen Glanz der heiligen Dichtkunst erscheinen; Ihr vernehmt die Akkorde der Lyra, die die Euch nahe Muse anschlägt, und in göttlicher Begeisterung empfangt Ihr die geflügelten Worte, die Eure Liebe, Euer Leid aussprechen. Als Dichter seid Ihr in diesem Augenblicke der glücklichste Mensch auf Erden zu nennen, da Eure tiefste Brust wirklich verwundet ist, so daß Euer Herzblut quillt. Ihr bedürft also keiner künstlichen Anregung, um Euch poetisch zu stimmen, und gebt acht: diese Zeit des Grams wird Euch Großes und Vortreffliches erzeugen lassen.

Aufmerksam muß ich Euch darauf machen, daß in diesen ersten Momenten Eurem Liebesschmerz sich ein seltsames, sehr unangenehmes Gefühl beimischen wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will; doch dies Gefühl verrauscht bald. Damit Ihr mich aber versteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause hin-

ausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer sperrt und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejischen Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen" (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig), „so muß diese aufgegärte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine, poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seid garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dies war die bittere, zu überwindende Prosa; Ihr habt sie überwunden, ergebt Euch ganz der Poesie.

Hier habt Ihr Petrarkas Sonette, Ovids Elegien, nehmt, lest, dichtet, lest mir vor, was Ihr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist und von der Graf Nesselstädt behauptet, sie sei die Schönheit und Anmut selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund, wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz wandeln. Bemerkt, Freundchen, welchen großen Vorteil mir mein Stand gibt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragischen hinaufsteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich!" —

Dem geneigten Leser müßte es gewiß sehr langweilig, ja unerträglich sein, wenn nun hier weitläufig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geschildert werden sollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet sich in jedem schlechten Roman, und

es ist oft lustig genug, wie der preßhafte Autor sich gar wunderlich gebärdet, um nur neu zu erscheinen.

Gar wichtig scheint es dagegen, den Meister Wacht auf seinem Spazier- oder vielmehr auf seinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es scheinen, daß ein Mann, stark und mächtig im Geiste, wie Meister Wacht, der das Entsetzlichste, was ihm geschah und das andere, minder kräftige Gemüter zermalmt haben würde, mit unerschütterlichem Mute, mit unbeugsamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall außer sich gesetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beseitigendes Ereignis gehalten und auf diese oder jene, schlechte oder gute Weise es wirklich beseitigt haben würde. Gewiß ist der geneigte Leser auch der Meinung, daß dies seinen guten psychologischen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben zerstörendes Unglück sei. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten forttönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüt von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten verscherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual verbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Mut wider-

standen, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heiratete und kurz vorher aus reiner, glühender Überzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Tränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Traualtar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter; Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewaltsam scheinende Maßregel, die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Überdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, so mußte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht, mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Überlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemütsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschah, nicht etwa vermuten und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät. —

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in

dem Dorfe Buch[1]) anlangte; er kehrte im Gasthofe ein und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen

„Ei! schönen guten Abend, ei! welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu sehen in dem schönen Buch an dem herrlichen Sonntagsabend! Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werte Familie wahrscheinlich anderswo über Land?"

So wurde Meister Wacht von einer gellenden, quäkenden Stimme angerufen. Es war niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, seiner Profession nach ein Lackierer und Vergolder, einer der drolligsten Menschen auf der Welt, der den Meister Wacht in seinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Äußeres fiel jedem seltsam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, untersetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbelbeinchen, dabei aber kein häßliches, ein gutmütiges, rundes Antlitz mit roten Bäckchen und grauen, lebhaft genug blickenden Äuglein. Täglich ging er nach einer verjährten französischen Mode, hoch frisiert und gepudert; an Sonntagen war aber sein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb gestreiften, seidenen Rock, mit ungeheuren, silberbesponnenen Knöpfen, eine buntgestickte Weste, zeisiggrüne Atlashosen, weiß und himmelblau fein gestreifte, seidene Strümpfe und glänzend schwarz lackierte Schuhe, auf denen große Steinschnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeisters, eine gewisse katzenartige Geschwindigkeit des Körpers, eine seltsame Virtuosität der Beinchen, in schicklichen Momenten, z. B. beim Überspringen einer Gosse, ein Entrechat zu schlagen, so

1) Ganz nahe bei Bamberg gelegen.

mußte es geschehen, daß der kleine Lackierer sich überall als eine absonderliche Kreatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzlichen Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr, oder besser Monsieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treueste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich; sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner Ehrlichkeit halber und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Übung ihres Religionskultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja und wisse, daß man, sei es, was es sei, mit ihm gerade heraus sprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Vertrauen, daß der Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Gartenhause, der ihre, Wachts und Leberfinks, Grundstücke trenne, ihm unter der Hand zum Verkauf

angeboten habe. Er glaube sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm sein würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen und alles in Ordnung zu bringen.

In der Tat hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die, in üppiger Fülle duftend, aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmutige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermutet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüt zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nötige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigentum, lustwandeln solle. „Nun," rief Meister Wacht, „nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will."

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden und kauderwelsches Zeug zu schwatzen, woraus niemand recht klug werden konnte. Meister Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „Dafür kann Rat werden" und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgetan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben, vermöge dessen er dem schwersten, entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten

Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wolle. Nur das, was er tat, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kund tun, und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dies Tribunal zum erstenmale etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde. Wie es in derlei Fällen denn wohl geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher miteinander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Goethe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nannis Lektüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „Es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Gedeihen! Meine Jahre sind vorüber, meines Alters, meines Berufs ist es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird!"

Jonathan verstand Wachts mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den „Götz von Berlichingen" entdeckt hatte. Wachts großes Gemüt hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen.

Andern Tags hing die arme Nanni das Köpfchen wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde?" sprach Meister Wacht mit dem liebreichen Tone,

der ihm so eigen und mit dem er alles hinzureißen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank? ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß du mir einmal mein Vesperbrot auf die Werkstatt hinausbrächtest. Tue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du tust es, du bereitest mir selbst die Butterwecken, das wird herrlich munden."

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte sie, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Tränenstrom entstürzte Nannis Augen und nur mit Mühe brachte sie die Worte hervor: „Vater! Vater!" „Nun, nun!" sprach Wacht, und man hätte in dem Ton seiner Stimme einige Verlegenheit bemerken können, „es kann noch alles gut werden."

Acht Tage waren vergangen; Jonathan hatte sich natürlicherweise nicht blicken lassen und der Meister seiner mit keiner Silbe gedacht. Sonntags, als die Suppe schon dampfte und die Familie sich zu Tische setzen wollte, fragte Meister Wacht ganz heiter: „Wo bleibt denn unser Jonathan?" Rettel sprach, aus Schonung gegen die arme Nanni, halb leise: „Vater, wißt Ihr denn nicht, was geschehen! Muß Jonathan nicht Scheu tragen, sich vor Euch zu zeigen?" „Seht den Affen," sprach Wacht mit lachendem Ton, „Christian soll gleich hinspringen und ihn herholen!" —

Man kann denken, daß der junge Advokat nicht unterließ, sich alsbald einzustellen, aber auch, daß in den ersten Augenblicken, als er gekommen war, es über allen schwebte, wie eine düstere, drückende Gewitterwolke.

Meister Wachts unbefangenem, heiterm Wesen, sowie Leberfinks drolligem Treiben gelang es indessen, einen gewissen Ton hervorzubringen, der, wenn auch gerade nicht lustig zu nennen, doch das ganze harmonische Gleichgewicht erhielt. „Laßt uns," sprach Meister Wacht nach Tische, „ein wenig ins Freie, auf meinen Werkhof hinaus gehen." Es geschah.

Monsieur Pickard Leberfink schmiegte sich sehr geflissentlich an Rettelchen, die die Freundlichkeit selbst war, da der höfliche Lackierer sich im Lobe der Speisen erschöpft und gestanden hatte, in seinem Leben, selbst bei den geistlichen Herren in Banz[1]), habe er nicht delikater gegessen. Da nun Meister Wacht, einen großen Schlüsselbund in der Hand, mit starken Schritten voraneilte, mitten durch den Werkhof, so kam der junge Advokat von selbst in Nannis Nähe. Verstohlene Seufzer, leis eingehauchte Liebesklagen, das war alles, was die Liebenden wagten.

Meister Johannes Wacht blieb vor einem schönen, neugezimmerten Tore stehen, das in der Mauer, die Wachts Werkhof von dem Garten des Kaufmanns trennte, angebracht war.

Er schloß das Tor auf und schritt hinein, indem er die Familie einlud, ihm zu folgen. Alle, Herrn Pickard Leberfink ausgenommen, welcher gar nicht aus dem schlauen Lächeln und leisen Kichern herauskam, wußten nicht recht, was sie von dem Alten denken sollten. Mitten in dem schönen Garten war ein sehr schöner, geräumiger Pavillon gelegen; auch diesen öffnete Meister Wacht, schritt hinein und blieb in der Mitte des Saales stehen, aus dessen jedem Fenster man einer andern romantischen Aussicht genoß.

---

1) Benediktinerabtei in Oberfranken, 1802 aufgehoben.

„Ich," sprach Meister Wacht mit einem Ton, der von dem innig erfreuten Herzen zeugte, „ich stehe hier in meinem Eigentum, der schöne Garten ist mein, er mußte mein sein, nicht um mein Grundstück zu vergrößern, nicht den Reichtum meines Besitzes zu vermehren, nein, weil ich wußte, daß ein gewisses herziges Ding sich so nach diesen Bäumen, Büschen, nach diesen duftenden Blumenbeeten sehnte."

Da warf sich Nanni dem Alten an die Brust und rief: „O! Vater, Vater! Du zerreißest mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, sei barm—" „Still, still!" unterbrach Meister Wacht das leidende Kind; „sei nur gut, es kann sich alles fügen auf wunderbare Weise; in diesem kleinen Paradiese ist viel Trost zu finden!" „Jawohl, jawohl," rief Nanni wie begeistert, „o! ihr Bäume, ihr Büsche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du schönes flüsterndes Abendgewölk, mein ganzes Gemüt lebt in euch, ich finde mich selbst wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich trösten."

Damit sprang Nanni wie ein junges, flüchtiges Reh zur offenen Tür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advokat, den wohl in diesem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligst zu folgen. Monsieur Pickard Leberfink bat sich die Erlaubnis aus, Rettelchen in dem neuen Besitztum herumzuführen; der alte Wacht ließ sich indessen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabschauen konnte ins Tal, Bier und Tabak bringen, und blies die blauen Wolken des echten Holländers recht froh und gemütlich in die Lüfte. Gewiß ist der geneigte Leser über diese Gemütsstimmung des Meisters Wacht sehr verwundert, ja, er weiß sich nicht zu erklären, wie sie bei einem solchen Geiste möglich ist.

Meister Wacht war nicht sowohl zu irgend einem

Entschluß als zu der Überzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entsetzlichste Unglück erleben lassen könne, seinem liebsten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan selber, verbunden zu sehen.

„Es geschieht was," sprach er zu sich selbst, „es muß was geschehen, wodurch das unglückselige Verhältnis aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entrissen wird, und es wäre Vorwitz, ja, vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegenteil bewirken könnte, wenn man versuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geschicks."

Es ist kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Mensch hervorsucht, sich ein Herannahen eines Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebastian, den er sich als einen in der vollsten Blüte stehenden, rüstigen Jüngling, im Begriffe, des Mannes Jahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie sie jetzt standen, eine Änderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzu wahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgesprochene Männlichkeit dem Weibe zu sehr imponiere, um es nicht zuletzt zu besiegen. Als die Sonne zu sinken begann, lud Monsieur Pickard Leberfink die Familie ein, in seinem anstoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Dieser Garten des edlen Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Besitztum den lächerlichsten und seltsamsten Kontrast. Beinahe so klein, daß man ihm nur die schöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländischer Art angelegt und Baum und Hecke unter der sorgfältigsten pedantischen Schere gehalten. Sehr hübsch nahmen sich die himmelblauen, rosenroten, eigelben usw. Stämme der dünnen Obst-

bäume aus, die in den Blumenbeeten standen. Leberfink hatte sie lackiert und also die Natur verschönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Äpfel der Hesperiden.

Doch noch mehr Überraschungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, sich einen Strauß zu pflücken, doch sowie sie die Blumen abpflückten, gewahrten sie zu ihrem Erstaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Rettel zur Hand kamen, wie Herzen gestaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink seine Gäste regalierte, bestand in den auserlesensten Kuchen, dem feinsten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Rettel war über das Gebackene ganz außer sich und behauptete insonderheit, daß das zum Teil herrlich versilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabriziert sein könne; da versicherte ihr Monsieur Pickard Leberfink heimlich mit dem süßesten Schmunzeln, daß er sich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verstehe und der glückliche Autor aller dieser Süßigkeiten sei. Rettel hätte für Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Überraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Rettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras niederplumpte und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz[1]) nicht unähnlich, einen ungeheuren Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

1) In Hoffmanns eigenem „Kater Murr".

Rettel tat, was jeder tut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner, schön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen und hielt der Rettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„Voilà le coeur de Monsieur Picard Leberfink, que je vous offre!“[1])

„O Jemine,“ rief Rettel ganz erschrocken, „o Jemine, was tun Sie, lieber Herr Leberfink? Knien Sie doch nicht vor mir wie vor einer Prinzessin; die schönen atlassenen bekommen in dem feuchten Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Fliedertee und weißer Kandis.“

„Nein,“ rief der wilde Liebhaber, „nein, o Margareta, nicht eher entsteigt der Sie auf das innigste liebende Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ „Heiraten wollen Sie mich?“ sprach Rettel, „nun denn, frisch aufgestanden! Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute abend ein paar Tassen Fliedertee.“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Rettels Albernheiten noch länger ermüdet werden; für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Rettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger

1) Hier ist das Herz des Herrn Pickard Leberfink, das ich Ihnen anbiete.

beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas Besonderes ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören. Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar, sparsamer Wachts Haus zu besuchen und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

‚Was mag unserm Jonathan geschehen sein, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer geworden, als er sonst war,“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereignis, das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereignis für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben zerstörenden Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sei eine vornehme, steinreiche ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nötigten, einen momentanen einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen; andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonata[1]), noch andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-

1) Verlassene Dido

Bischof fehlen! Genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit sein sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brunnnen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gobelmann[1]) zu nennen pflegen), festhielt und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüter, die niemandem begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: Wo mag er gewesen sein? wo mag er hingehen? was mag er treiben? usw., hatten herausgebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, bei nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich und mehre Stunden mit ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abenteurerin verstrickt habe.

Meister Wachts ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd sein und bleiben, diese scheinbare Verwirrung des jungen Advokaten als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Basen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreisete, niemand wußte wohin.

„So geht's mit dem Leichtsinn, hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis," sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall, denn zu nicht geringem Er-

1) Gabel, Neptuns Dreizack.

staunen aller besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes auf das pünktlichste, und, eingeweiht in das Geheimnis mit der Dame, schien er alle Maßregeln seines Pflegesohnes zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit von Tränen halb erstickter Stimme leise klagte: „Warum hat uns Jonathan verlassen!" so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „Ja, die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen."

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sei, wie die Fremde nichts Geringeres sein könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels willen still zu schweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte und neue Hoffnungen faßte.

Nannis Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu folgern, daß Jonathan sich nicht zu entschuldigen gesucht, sondern über seine Abenteuer hartnäckig geschwiegen.

Einige Monden waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichsten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meister Wacht mußte aus den leuch-

tenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl schließen, daß er sich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leser nicht unlieb sein, die ganze Begebenheit, die sich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer episodischen Novelle eingeschaltet zu sehen.

* * *

Der ungarische Graf Z..., im Besitz von mehr als einer Million, heiratete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie schon dadurch auf sich lud, daß sie außer dem, daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrschte, keine andern Schätze besaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmut des Himmels.

Der Graf versprach, seiner Gemahlin mittelst Testaments sein ganzes Vermögen auf den Fall seines Todes zuzuwenden.

Einst, als ihn diplomatische Geschäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten, und er nach Wien in die Arme seiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieser, daß er in einem Städtchen, dessen Namen er ganz vergessen, von einer schweren Krankheit befallen und die Augenblicke seiner Genesung sogleich dazu benutzt habe, um ein Testament zu ihren Gunsten aufzusetzen und den Gerichten zu übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm der Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testiert, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, sowie der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sei. Wie es wohl zu geschehen pflegt, von Tag zu Tag verschob der Graf die Errichtung eines

neuen Testaments, bis ihn der Tod übereilte und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sei, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schafften sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rate gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem, bisher nicht beachteten, nußbaumenen Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, das dem jungen Advokaten im höchsten Grad wichtig sein mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf zu Gunsten seiner Gemahlin ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte.

Die diplomatische Reise von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich, da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionierter Jäger. Er nannte die Städte Wehlau, Allenburg, Friedland usw., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehen der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, verfiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehre Tage hindurch alle Sinne raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger, recht geschickter Arzt, der dem Übel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch imstande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber aufs Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise töten und seine Gemahlin in die tiefste Armut versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landeskollegii sei, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponieren könne, sobald es ihm gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend.

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtlein aus dem Wagen stieg, stand ein alter, invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte,

sich vom Korbflechten nährte und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Türe des Wirtshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der österreichischen Armee gedient und war fünfzehn Jahre hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sei und testiert habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, womöglich durch Einsicht der Postbücher, die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das preußische Litthauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich aufs neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Rätsels suchen müsse. Ganz mißmutig und voller Sorgen traf er einst an einem regnichten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirtshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das genaueste

geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur übertüncht, abgesprungen und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter als anmutige Arabesken im neuseeländischen Geschmack angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnisvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen? Genug! Insterburg war, wie noch jetzt, der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischen Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das vollständigste geführt, die Publikation des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder, im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Tätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd.

Meister Wacht rühmte ebenfalls, nicht ohne Nachdruck, Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit getan und es ihn — den Meister Wacht — bedünken wolle, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen sein würde.

„Diese Angelegenheit," sprach Jonathan, „halte ich für einen wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen

„Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle ungarischen Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das Schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück Brabantertaler zu verehren."

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was," fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, „was? hab' ich's nicht gesagt, das Recht hast du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten herausbekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie den Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme dich!"

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advokaten, sowie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüte ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entscheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen; doch zugleich kehrten die alten starr-

sinnigen Worte zurück: „Sobald von Recht die Rede ist, gibt es kein Geld auf der Erde."

„Es ist wahr," fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, „bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die dich wohl entschuldigen können und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten; doch tue mir den Gefallen und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Talern; es könnte mich manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest."

„Ihr seid sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater," sprach der junge Advokat mit vor Wehmut bebender Stimme. Nanni vergoß stille Tränen; Leberfink, als ein gewandter sozialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph[1]).

Man kann sich das gespannte Verhältnis wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Gesprächs, wo aller frische Lebensmut, wo aller muntere Sinn? Ein tötender Verdruß nagte langsam an Wachts Herzen, und auf seinem Antlitz stand das geschrieben.

Von Sebastian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeste Nachricht ein, und so schien auch die letzte schwache Hoffnung, die dem Meister Wacht geschimmert, unterzugehen.

Meister Wachts Altgesell, Andres geheißen, war ein treuer, ehrlicher, schlichter Mensch, der ihm anhing mit einer Liebe ohnegleichen. „Meister," sprach dieser eines Morgens, als sie eben miteinander Balken abschnürten, „Meister, ich kann's nicht länger tragen, es stößt mir das Herz ab, Euch so leiden zu sehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!"

---

1) Katholische Kirche in Bamberg

Da warf Meister Wacht schnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Brust und rief: „Mensch, vermagst du aus diesem Herzen die Überzeugung, was wahr und recht, wie sie die ewige Macht mit Flammenzügen hineingezeichnet hat, heraus zu reißen, so mag das geschehen, dessen du gedenkest!"

Andres, der nicht der Mann war, sich mit seinem Meister auf Kontestationen der Art einzulassen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte verlegen schmunzelnd: „So würde wohl auch ein gewisser Morgenbesuch eines vornehmen Herrn auf der Werkstatt von keiner sonderlichen Bedeutung sein." Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sei, den höchstwahrscheinlich der Graf von Kösel dirigieren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dies außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuße der Lackierer und Vergolder, Monsieur Pickard Leberfink, in allerlei bunte Farben gekleidet und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht tat hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich die Ursache unterschob, daß der Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der Tat große Scheu, die weitläufigen Sermonen zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um rücksichts Nannis und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und

der Lackierer nebeneinander standen und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßesten Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!" der große Peter auf der andern Seite aber so derb zuschob, daß der Domizellar, heftig an der Schulter berührt, auf den Monsieur Pickard stürzte; dieser prallte aber auf den jungen Advokaten und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgetürmter Haufen von Holzspittern, Sägespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so daß man von ihnen nichts erblickte als vier schwarze und zwei chamoisfarbene Füße; letztere waren aber die Galastrümpfe des Herrn Lackierers und Vergolders Pickard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich sein, die Gesellen und Burschen brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monsieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.

Meister Wacht hatte abgegessen und stieg soeben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale Stimme rufen:

„Heda! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „Ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dies aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlage die Haustür eingestoßen, und ein großer, starker Kerl von wildem Ansehen stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldatenmütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den ekelhaften, von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe, und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho!“ rief der Kerl, „Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den Ihr um sein Erbe betrogen?“ Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponierenden Majestät seines Äußeren einen Schritt entgegen, indem er unwillkürlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte; da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbteil ist, ich will es mir verschaffen, trotz dir, du alter Sünder!“

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden im Flur stehen, bis er auf den angstvollen Zuruf Nannis: „Um Gott, Vater, das war Sebastian!“ in die Stube hinein mehr schwankte als ging, erschöpft auf einen Lehnsessel sank, beide Hände vors Gesicht hielt und mit erschütternder Stimme rief: „Ewige Barmherzigkeit des Himmels, das ist Sebastian Engelbrecht!“

Es entstand Lärm auf der Straße, das Volk strömte

den Kaulberg herab und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entsetzlichsten Ahnungen ergriffen rannte Meister Wacht hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulberges gelegen

Ein dichter Volkshaufe wälzte sich vor ihm her; in der Mitte desselben gewahrte er den wie ein wildes Tier sich sträubenden Sebastian, der soeben von der Wache zu Boden geworfen, so überwältigt, an Händen und Füßen geschlossen und eben abgeführt wurde.

„Jesus! Jesus! der Sebastian hat seinen Bruder erschlagen!“ so wehklagte das Volk, welches sich aus dem Hause drängte. Meister Wacht machte sich Platz und fand den armen Jonathan unter den Händen der Ärzte, die sich mühten, ihn ins Leben zurückzurufen; drei mit der vollsten Kraft eines starken Mannes geführte Faustschläge auf den Kopf ließen das Schlimmste ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen sogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren und war nach des Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblick anlangte, als der junge Advokat, kraft der verschwendeten Naphtha, wieder die Augen aufschlug und die Chirurgen von Trepanieren sprachen. Man kann sich das übrige denken.

Nanni war trostlos; Rettel, trotz ihrer Brautschaft, in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Pickard Leberfink versicherte, indem ihm die Tränen vor Wehmut über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig sein, auf dessen Kaput eines Zimmermanns Faust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathan sei unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich sein, die Versilberung der Totenköpfe und anderer anmutiger Embleme ihresgleichen vergebens suchen“.

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der von bayerischem Militär durch das Bambergische transportiert wurde, entsprungen und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen, verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichen Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preisgibt und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Rabulisten in die Hände gefallen, der ihm weismachte, daß er von dem Meister Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterchen, namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dies Märchen aus verschiedenen Äußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte: mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinaufgestürmt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen. Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers. „Ha, Verruchter!“ schrie Sebastian wütend, „sitzest du bei deinem Mammon, zählst du, was du mir geraubt hast? Her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und dir zugewandt hat, du schwächlich Ding von geizigem, lüsternem Satan!“ Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend beide Hände vor

und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ Dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehre harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen und wollte damit fort, welches ihm natürlicherweise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin nicht für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zuchtanstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmut davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: „Sebastian, Brudermörder! du mir das getan!“ und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste, angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht. —

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte Tat verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Äußerungen Meister Wachts bewiesen diese Gemütsstimmung. „Also dein Bruder sitzt

auf dem Bau in Ketten? Die gegen dich gerichtete Tat hat ihn dahin gebracht? — es ist doch schlimm, schuld daran zu sein, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders sein, — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie anputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen." —

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben sein; der junge Advokat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem sein ganzes Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, im Übermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, ihr tut mir unrecht, himmelschreiend unrecht!"

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sei er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre," sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, „das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten, ich dächte, du unternähmst den Rechtshandel, du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen." Da fuhr der junge Advokat in die Höhe; seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor und rief: „Nein, Ihr seid nicht mehr mein Vater, Ihr seid ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurteil ohne Beden-

ken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht Ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!" „Ja," rief Wacht, ganz Zorn und Wut, „ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders."

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher, während des Laufs der Geschichte, wurde, als der junge Advokat sich à la Werther tot schießen wollte, bemerkt, wie gut es sei, daß die dazu nötigen Pistolen mehrenteils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es ebenso ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eigenen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um geradesweges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierers und Vergolders Leberfink herangekommen

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen sein, hätte er dadurch nicht Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in Himmelblau und Silber glänzten, in Hochrot umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Rettelchen abgemerkt, daß ein roter Tisch, rote Stühle ꝛc. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüt ermaß ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann — kaum hatte er einige Zeilen gelesen — heftig erschüttert zur Tür hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „Es sind die außerordentlichsten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangenanstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles sagen; aber die Zeit drängt.“ — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten scharf ins Gesicht, der beschämt errötend die Augen niederschlug.

„Ja, ja,“ fuhr der Meister mit erhöhter Stimme fort, „du weißt nichts davon, daß dein Bruder, kaum wenige Stunden auf dem Bau, von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmords ihn zermalmt hat. Du weißt

nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld.

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich dein Bruder so sehr als ein geschickter, kenntnisreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß jemand daran dachte, wie sich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat, du weißt nicht, daß ihm dabei ein stilles, frommes Wesen, seine Bescheidenheit mit der Bestimmtheit des geläuterten Verstandes gepaart, alle zu Freunden machte.

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ich dir's sagen. Was weiter! Der Fürst-Bischof hat deinen Bruder begnadigt, er ist Meister worden, aber wie war das möglich, ohne Geldzuschüsse?" „Ich weiß," sprach der junge Advokat sehr leise, „ich weiß, daß Ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugesendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen absondern und besser pflegen zu können. Ihr habt ihm später Handwerkszeug zugeschickt."

Da trat Meister Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn mit beiden Armen, und sprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmut, Schmerz auf unbeschreibliche Weise schwankte: „Hätte das dem Sebastian, sproßte auch seine ursprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zu Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Besitztum verhelfen können? Ein unbekannter Menschenfreund, dem Sebastians Schicksal besonders am Herzen liegen muß, hat zehntausend große Taler beim Gericht niedergelegt, um" — weiter konnte Meister Wacht vor gewaltsamer Bewegung nicht sprechen, er riß den jungen

Advokaten an seine Brust und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner Brust lebendig worden, und daß ich bestehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinst bestehen wirst. Doch," fuhr Meister Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von seiner Brust ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebastian als ein frommer, tätiger Bürger wiederkehrt, und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich," sprach der junge Advokat, „meinen Schmerz, bis er mich tötet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier," rief Meister Wacht ganz begeistert vor Wonne und Lust, „bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebastian heiratet ein Mädchen, die er früher verführt und verlassen hatte; Nanni ist dein." Noch einmal umhalste der Meister den jungen Advokaten, und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe stehe ich vor dir und möchte dir alle Schuld und alles Unrecht abbitten, das ich dir angetan. — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns." —

Damit faßte Meister Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein, und sprach, indem er sich mit Jonathan mitten in den Kreis stellte, mit erhöhter, feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung schreiten, lade ich euch alle, ihr ehrsamen Männer und Frauen, ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über sechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behausung ein; denn hier stelle ich euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in diesem Augenblick meine jüngste Tochter, Nanni, feierlich verlobe!"

Die Liebenden sanken sich selig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefsten Verwunderung durchlief die Versammlung, doch der alte, fromme Andres sprach leise, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Brust hielt:

„Des Menschen Herz ist ein wunderliches Ding, aber der wahre, fromme Glaube überwindet wohl die schnöde, ja sündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüts, und alles wendet sich, wie der liebe Gott es will, zum Guten."

Das Schloß Dürande.

Einleitung.

Durch diese Novelle (in der Urania für d. J. 1837 erſch.) hat ſich Eichendorffs Erzählertalent auch einmal in einem tragiſchen Stoffe glänzend bewährt. Der Schauplatz der Ereigniſſe iſt das in der ſüdlichen Provence gelegene Stammſchloß der Grafen Dürande. Den hiſtoriſchen Hintergrund bietet die ſchreckenvolle Zeit unmittelbar vor Ausbruch der großen franzöſiſchen Revolution. Die Verwandtſchaft des Grundmotivs mit dem des Kleiſtſchen „Michael Kohlhaas" ſpringt in die Augen, der Kampf nämlich um das Recht, die Rückſichtsloſigkeit, womit der Jäger Renald ſein Recht durchzuſetzen ſucht; doch darf dabei der Umſtand nicht überſehen werden, daß der Kleiſtſche Roßhändler wirklich erlittene Unbill zu rächen beſtrebt iſt, während Renald im unüberwindlichen Irrtum lebt, daß der junge Graf Hippolyt ſeine Schweſter Gabriele, die er innig liebt, entführt habe und daher für ihr Verſchwinden verantwortlich ſei. Mit den nämlichen Worten, womit der Dichter in der Schrift über die romantiſche Poeſie bei der Charakteriſtik Kleiſts die Beſprechung des „Michael Kohlhaas" einleitet, ſchließt er ſeine Novelle: „Du aber hüte dich, das wilde Tier zu wecken in der Bruſt, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich ſelbſt zerreißt."

Mit einer ſonſt in Eichendorffs Proſaerzählungen nicht gewöhnlichen Kraft und Lebendigkeit iſt das Sujet behandelt; nicht nur die fortreißende, wilde, zerſtörende Gewalt einer turbulenten Zeit, ſondern auch die ungeſtüme Leidenſchaft, womit Renald ſein Ziel verfolgt und nimmer ermüdet, bis das edle Wild zur Strecke gebracht iſt, hat die Kompoſition und den Tenor der Erzählung ſtark beeinflußt. Von allen kleineren Erzählungen des

Dichters zeigt diese Novelle noch die meiste Geschlossenheit; das Vorbild der Kleistschen Kunst im Drange nach eindrucksvoller und nachhaltiger Schilderung und straffer, zusammenfassender Gedrängtheit der Handlung ist namentlich im zweiten Teile der Erzählung unverkennbar. Doch fehlt auch ihr nicht die spezifisch Eichendorffsche Note des Stimmungsgehaltes und wahrhaft poetischer prächtiger Einzelheiten.

Die Erzählung zeigt deutlich zwei auch im Stil unterschiedene Abteilungen. Den Höhepunkt bildet die stolze und trotzige Abweisung Renalds im gräflichen Palais zu Paris. Die liebende Fürsorge und brüderliche Treue des im Grunde seines Herzens wackeren Jägers, der seine kindlich frohe und unschuldige Schwester vor der unseligen Liebesverbindung mit dem Grafen behüten will, beherrscht den ersten Teil, während im zweiten nur mehr das blinde Rachegefühl des in seinem Innersten verletzten Bruders das Wort hat. Der fixe Wahn, daß Gabriele, die ihm von den alten Eltern zur Obhut anvertraut worden, nun für immer der Schande verfallen sei, peitscht ihn vorwärts, von Gewalttat zu Gewalttat; mit dem ingrimmigen und unversöhnlichen Haß des Südländers verfolgt er den mutmaßlichen Verführer; die Beleidigung und Entehrung der Schwester fühlt er als persönliche Beleidigung und höchsten Schimpf. Der in den letzten Zügen liegende alte Graf Dürande charakterisiert seiner Umgebung dieses Wesen Renalds: „Ihr kennt den Renald nicht, er kann entsetzlich sein, wie fressend Feuer." Knapp nach der Peripetie, als schon „schlängelnde Zornesblicke und halbgeborne Gedanken blutiger Rache" im Grunde der Seele Renalds spielen, läßt der Dichter noch ein retardierendes Moment eintreten: Der Jäger will sich in seiner Seelennot im brünstigen Gebete zu Gott wenden, er kann aber dem Feinde nicht vergeben; daher beschließt er noch als letzten Versuch, an die Gerechtigkeit des Königs zu appellieren, der doch Gottes Hand auf Erden ist. Kurz vor der Katastrophe liegt das Moment der letzten Spannung, das in dem feierlichen Manifeste Renalds an den jungen Grafen besteht, zugleich eine Reminiszenz an ähnliche Edikte des Kleistschen Roßhändlers. Diese ganze Art der Komposition erinnert uns auch daran, wie nahe überhaupt die Novelle beim Drama steht; diese straffe, echt Kleistsche Kompositionsführung — im zweiten Teile

der Erzählung — steht auch in Eichendorffs Novellendichtung einzig da. Daß das unleugbar romantische Motiv der Verkleidung — Gabriele folgt dem Geliebten in Männerkleidung — mit der Handlung so innig verknüpft ist, kann man dem Romantiker Eichendorff, der es auch sonst häufig verwendet, z. B. in „Ahnung und Gegenwart", „Dichter und ihre Gesellen", nicht zum Vorwurfe machen; wohl aber das Doppelgängermotiv am Schlusse der Novelle. Die darauf beruhende fatale Verwechslung gibt dem Ganzen einen gezwungenen, unkünstlerischen Abschluß, der den reinen Kunstgenuß stört.

Ist der zweite Teil der Erzählung eher dramatisch gestaltet, so entfaltet sich das lyrische Talent des Dichters im ersten Teile. Hier finden wir den eigentlichen Eichendorff, seine liebenswürdige Muse, die uns aus allen seinen Poesien mit unsagbarer Zaubergewalt zu Herzen spricht. In der Schilderung echt romantischer Stimmungen und Empfindungen, wie der Sehnsucht, des Heimwehs, des Unbewußten im Menschen, des geheimnisvollen Erschauerns im Innern, ist ja Eichendorff ein unbestrittener Meister. Solche Stimmungen äußern sich besonders, worauf auch schon Schiller und Friedrich Schlegel hingewiesen haben, beim Menschen im traulichen Verkehre mit der Natur. Angesichts ihrer hoheitsvollen, erhabenen, ewig harmonischen Erscheinung wird sich der moderne Mensch seiner inneren Disharmonie am ehesten bewußt. In dem eingeschalteten Märchen von der in einem verzauberten Schlosse gefangenen Prinzessin, das Gabriele der jungen Nonne Renate mit kindlicher Treuherzigkeit erzählt, wird die Welt des Wunderbaren mit der Wirklichkeit in innigen Zusammenhang gebracht. Herrliche Bilder, die durch den Pinsel des Malers festgehalten zu werden verdienten, finden sich in beiden Teilen der Erzählung, so z. B. eben das Bild der naiven Märchenerzählerin, der Auszug der Nonnen mit der Priorin zum Weinlesefest, die Bescherung der Landkinder im prächtig gezierten Gartensaale des Gratialgutes, wie Gabriele dem unbekannten vornehmen Reiter — ihrem Geliebten — den Becher mit Wein kredenzt, der Weinschank zum roten Löwen in der französischen Hauptstadt mit seinen Gästen, allerlei lichtscheuem Gesindel, woraus sich die Gestalten des prophetischen, hageren Revolutionärs und des bettlermäßig frechen roten Gesellen, dessen Gesicht und Haar

„wie ein brennender Dornbusch" leuchten, besonders scharf und markant abheben u. a. m.

Die Charakterzeichnung Eichendorffs reicht an die Kunsthöhe eines Kleist auch nicht entfernt heran; hier zeigt sich die Beschränkung seines dichterischen Talents. Wie in der Komposition die Ausmalung des Details, so gelingen ihm in der Charakteristik seiner Gestalten die Nebenfiguren oft besser als die Hauptpersonen. Jene werden mit wenigen, aber scharfen Strichen eindrucksvoller charakterisiert als diese. Renalds eifersüchtige und leidenschaftliche Liebe zur Unberührtheit und lieblichen Unschuld seiner schönen Schwester Gabriele steigert sich bis zum Wahnsinn und findet erst dann volle Befriedigung, als er, der treffliche Schütze, an dem jungen Grafen sein Rächer- und Richteramt vollbracht hat. Da ist ihm zu Mute wie „nach einem schweren löblichen Tagewerke". Um die unselige Verblendung des Jägers hinlänglich zu motivieren, läßt es der Dichter auch nicht an bestärkenden Motiven fehlen; so wirken die leichtsinnig hingeworfenen Worte des alten Grafen über den nicht übeln Geschmack seines Sohnes und die Bemerkung, daß sich die Dürandes in solchen heiklen Liebesaffären stets splendid zeigten, nicht minder der Anblick von Gabrielens Schnupftuch auf den verwirrten Seelenzustand Renalds geradezu peinigend und aufreizend. Ebenso erschrecken ihn die aus einem Gespräche des jungen Grafen mit einer Hofdame zufällig erlauschten Worte: „Wunderbare Sommernächte meiner Heimat". Die vorgefaßte Meinung von der moralischen Verdorbenheit und Don Juans-Natur des Grafen gilt ihm nun als hinlänglich bewiesene Tatsache. Daher schenkt er auch den warnenden und abmahnenden Stimmen kein Gehör mehr. Die offizielle polizeiliche Liste von den Dienstleuten und Hausgenossen des Grafen Dürande erscheint ihm nicht weniger betrügerisch als die nichtswürdigen Rechtsanwälte, die mit dem armen Wächter der Unschuld Gabrielens ihr höhnisches und frivoles Spiel treiben. Wie ein anderer Michael Kohlhaas hält er nun die ganze Welt für ein unentwirrbares Netz von Lug und Trug, von Ungerechtigkeit und Bosheit und schwört sich in seinem Innern zu, sich sein gutes Recht selbst zu holen, auch „wenn sie's im Turmknopf von Dürande versiegelt hätten". Die übrigen Gestalten stehen mehr im Hintergrunde: der selbst-

bewußte, ritterliche Graf Hippolyt, ein edler Repräsentant des französischen Hochadels, der keinen Glauben an die Fremde hat und sich, trotz der trüben Zeichen der Zeit knapp vor dem Revolutionssturme, den Emigranten nicht anschließen, sondern mit seinem Vaterlande Freud und Leid ehrlich teilen will, ebenso die Schwester Renalds, einer im verborgenen still blühenden Waldlilie vergleichbar, mit ihrer heroischen Treue und Liebe zum Erwählten ihres Herzens. Vertrauen auf Gott und Vertrauen auf die Menschen ist der Grundzug ihres Wesens. Ungeachtet des Trennungsschmerzes ist sie im Innern voll süßen Trostes; fühlt sie sich doch als Braut vor Gott, dessen Vaterhand sie für den Liebsten bewahren werde. Frohe Heiterkeit und stillen Frieden eines in Gott wurzelnden Daseins verraten auch die Klosterschwestern samt ihrer Priorin, der geistlichen Muhme Gabrielens. Andere Personen treten bloß episodisch auf, schattenhaft huscht die traurig bleiche Gestalt des Königs Ludwig XVI. über die Szene.

Der historische Hintergrund der Erzählung, die allenthalben drohend aufsteigenden schweren Gewitterwolken der großen politischen und sozialen Umwälzung in Frankreich, die auch in der Revolte der Bauern gegen ihre Gutsherrschaft am Schlusse zum Ausbruch kommt, ist, wenn auch nicht gerade mit scharfen, aber genügend deutlichen Strichen gezeichnet. Die Wogen des Aufruhrs sind sogar in das abgelegene, stille Provencetal im äußersten Süden des Landes gedrungen; den Kontrast zwischen der friedlichen Entwicklung und segensreichen Beschäftigung der Bewohner des anmutigen Tales, ihres religiösen Sinnes und ungestört harmonischen Zusammenlebens einerseits und ihrer unseligen Verblendung und der wilden Zerstörungs- und Verfolgungswut andrerseits hat der Dichter in ergreifender Weise dargestellt. Für die individuellen landschaftlichen Reize der Gegend, für das eigentümliche lokale Kolorit fehlen ihm aber die Farben. Wie die Loirelandschaft in der „Entführung", so ist auch hier die Provence geschildert. Doch erscheint die Natur, wie immer bei Eichendorff, in zauberhaft romantischer Beleuchtung, stets bewegt und geheimnisvoll belebt. Seelische Vorgänge, Empfindungen und Stimmungen der Personen sowie gewisse Situationen der Handlung werden mit Vorliebe zu Veränderungen in der äußern Natur

in Beziehung gesetzt, die teilweise illustrieren und versinnlichen, teilweise mystisch in die Zukunft weisen sollen. Auch verschmäht der Dichter nicht, aus dem lebendigen Volksglauben naheliegende Einzelzüge in seine Dichtung aufzunehmen, um dadurch eine Verstärkung der künstlerischen Wirkung, eine Bestätigung des bloß Geahnten und noch im Zeitenschoße Ruhenden zu erreichen. Seine poetische Diktion feiert wahre Triumphe in der stets sicheren Wahl des einfachen, aber stets richtigen und passenden Epitheton ornans. Der phraseologische Gebrauch des Verbums „glauben", die an Schillers Balladen erinnernde Gepflogenheit, unbekannte gefahrdrohende Mächte durch das unpersönliche „es" zu kennzeichnen, wie an der Stelle: „über ihre Leichen weg kroch und rang und hob es sich immer von neuem unaufhaltsam empor", ist in einer Dichtung, wo den Ahnungen, dem traumhaften Empfindungsleben des Menschen ein so breiter Boden gewährt wird, nichts sonderlich Bemerkenswertes. Mehrere Male, besonders an zwei markanten Stellen der Novelle, einmal wo der junge Graf Dürande in dem „furchtbaren Doppelgänger" zu seinem Entsetzen die geliebte Gestalt Gabrielens ahnt und zu deren Agnoszierung gelangt, und dann bei der Schilderung der letzten Katastrophe, geht der Dichter vom Tempus der Erzählung zum Praesens historicum über und macht uns so durch die erhöhte Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung gewissermaßen zu Zeugen dieser beiden ganz dramatischen Ereignisse.

Eichendorff selbst hielt diese Novelle für eines seiner gelungensten Produkte. Der Rezensent des genannten Jahrgangs der Urania in der „Jenaischen Allgem. Literaturzeitung" würdigte sie als „das Erzeugnis eines wahren, tiefen Dichterherzens".

In der schönen Provence liegt ein Tal zwischen waldigen Bergen, die Trümmer des alten Schlosses Dürande sehen über die Wipfel in die Einsamkeit hinein; von der andern Seite erblickt man weit unten die Türme der Stadt Marseille; wenn die Luft von Mittag kommt, klingen bei klarem Wetter die Glocken herüber, sonst

hört man nichts von der Welt. In diesem Tale stand ehemals ein kleines Jägerhaus, man sah's vor Blüten kaum, so überwaldet war's und weinumrankt bis an das Hirschgeweih über dem Eingang: in stillen Nächten, wenn der Mond hell schien, kam das Wild oft weidend bis auf die Waldeswiese vor der Tür. Dort wohnte dazumal der Jäger Renald, im Dienst des alten Grafen Dürande, mit seiner jungen Schwester Gabriele ganz allein, denn Vater und Mutter waren lange gestorben.

In jener Zeit nun geschah es, daß Renald einmal an einem schwülen Sommerabend, rasch von den Bergen kommend, sich nicht weit von dem Jägerhaus mit seiner Flinte an den Saum des Waldes stellte. Der Mond beglänzte die Wälder, es war so unermeßlich still, nur die Nachtigallen schlugen tiefer im Tal, manchmal hörte man einen Hund bellen aus den Dörfern oder den Schrei des Wildes im Walde. Aber er achtete nicht darauf, er hatte heut ein ganz anderes Wild auf dem Korn. Ein junger, fremder Mann, so hieß es, schleiche abends heimlich zu seiner Schwester, wenn er selber weit im Forst; ein alter Jäger hatte es ihm gestern vertraut, der wußte es vom Waldhüter, dem hatt' es ein Köhler gesagt. Es war ihm ganz unglaublich, wie sollte sie zu der Bekanntschaft gelangt sein? Sie kam nur Sonntags in die Kirche, wo er sie niemals aus den Augen verlor. Und doch wurmte ihn das Gerede, er konnte sich's nicht aus dem Sinn schlagen, er wollte endlich Gewißheit haben. Denn der Vater hatte sterbend ihm das Mädchen auf die Seele gebunden, er hätte sein Herzblut gegeben für sie.

So drückte er sich lauernd an die Bäume im wechselnden Schatten, den die vorüberfliegenden Wolken über den stillen Grund warfen. Auf einmal aber hielt er den Atem an, es regte sich am Hause, und zwischen

den Weinranken schlüpfte eine schlanke Gestalt hervor; er erkannte sogleich seine Schwester an dem leichten Gang; o mein Gott, dachte er, wenn alles nicht wahr wäre! Aber in demselben Augenblick streckte sich ein langer, dunkler Schatten neben ihr über den mondbeschienenen Rasen, ein hoher Mann trat rasch aus dem Hause, dicht in einen schlechten, grünen Mantel gewickelt, wie ein Jäger. Er konnte ihn nicht erkennen, auch sein Gang war ihm durchaus fremd; es flimmerte ihm vor den Augen, als könnte er sich in einem schweren Traume noch nicht recht besinnen.

Das Mädchen aber, ohne sich umzusehen, sang mit fröhlicher Stimme, daß es dem Renald wie ein Messer durchs Herz ging:

„Ein' Gems auf dem Stein,
Ein Vogel im Flug,
Ein Mädel, das klug,
Kein Bursch holt die ein!"

„Bist du toll!" rief der Fremde, rasch hinzuspringend.

„Es ist dir schon recht," entgegnete sie lachend, „so werd' ich dir's immer machen; wenn du nicht artig bist, sing' ich aus Herzensgrund." Sie wollte von neuem singen, er hielt ihr aber voll Angst mit der Hand den Mund zu. Da sie so nahe vor ihm stand, betrachtete sie ihn ernsthaft im Mondschein. „Du hast eigentlich recht falsche Augen," sagte sie; „nein, bitte mich nicht wieder so schön, sonst sehn wir uns niemals wieder, und das tut uns beiden leid. — Herr Jesus!" schrie sie auf einmal, denn sie sah plötzlich den Bruder hinterm Baum nach dem Fremden zielen. — Da, ohne sich zu besinnen, warf sie sich hastig dazwischen, so daß sie, den Fremden umklammernd, ihn ganz mit ihrem Leibe bedeckte. Renald zuckte, da er's sah, aber es war

zu spät, der Schuß fiel, daß es tief durch die Nacht widerhallte. Der Unbekannte richtete sich in dieser Verwirrung hoch empor, als wär' er plötzlich größer geworden und riß zornig ein Taschenpistol aus dem Mantel; da kam ihm auf einmal das Mädchen so bleich vor, er wußte nicht, war es vom Mondlicht oder vom Schreck. „Um Gottes willen," sagte er, „bist du getroffen?"

„Nein, nein," erwiderte Gabriele, ihm unversehens und herzhaft das Pistol aus der Hand windend, und drängte ihn heftig fort. „Dorthin," flüsterte sie, „rechts über den Steg am Fels, nur fort, schnell fort!"

Der Fremde war schon zwischen den Bäumen verschwunden, als Renald zu ihr trat. „Was machst du da für dummes Zeug!" rief sie ihm entgegen und verbarg rasch Arm und Pistol unter der Schürze. Aber die Stimme versagte ihr, als er nun dicht vor ihr stand und sie sein bleiches Gesicht bemerkte. Er zitterte am ganzen Leibe und auf seiner Stirn zuckte es zuweilen, wie wenn es von fern blitzte. Da gewahrte er plötzlich einen blutigen Streif an ihrem Kleide. „Du bist verwundet," sagte er erschrocken, und doch war's, als würde ihm wohler beim Anblick des Bluts; er wurde sichtbar milder und führte sie schweigend in das Haus. Dort pinkte er schnell Licht an, es fand sich, daß die Kugel ihr nur leicht den rechten Arm gestreift; er trocknete und verband die Wunde, sie sprachen beide kein Wort miteinander. Gabriele hielt den Arm fest hin und sah trotzig vor sich nieder, denn sie konnte gar nicht begreifen, warum er böse sei; sie fühlte sich so rein von aller Schuld, nur die Stille jetzt unter ihnen wollte ihr das Herz abdrücken und sie atmete tief auf, als er endlich fragte: wer es gewesen? — Sie beteuerte nun, daß sie das nicht wisse, und erzählte, wie er an einem schönen

Sonntagsabend, als sie eben allein vor der Tür gesessen, zum ersten Male von den Bergen gekommen und sich zu ihr gesetzt und dann am folgenden Abend wieder und immer wieder gekommen, und wenn sie ihn fragte, wer er sei, nur lachend gesagt: ihr Liebster.

Unterdes hatte Renald unruhig ein Tuch aufgehoben und das Pistol entdeckt, das sie darunter verborgen hatte. Er erschrak auf das heftigste und betrachtete es dann aufmerksam von allen Seiten. — „Was hast du damit?" sagte sie erstaunt; „wem gehört es?" Da hielt er's ihr plötzlich funkelnd am Licht vor die Augen: „Und du kennst ihn wahrhaftig nicht?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich beschwöre dich bei allen Heiligen," hub er wieder an, „sag' mir die Wahrheit."

Da wandte sie sich auf die andere Seite. „Du bist heute rasend," erwiderte sie, „ich will dir gar keine Antwort mehr geben."

Das schien ihm das Herz leichter zu machen, daß sie ihren Liebsten nicht kannte, er glaubte es ihr, denn sie hatte ihn noch niemals belogen. Er ging nun einige Male finster in der Stube auf und nieder. „Gut, gut," sagte er dann, „meine arme Gabriele, so mußt du gleich morgen zu unserer Muhme ins Kloster; mach' dich zurecht, morgen, ehe der Tag graut, führ' ich dich hin." Gabriele erschrak innerlichst, aber sie schwieg und dachte: kommt Tag, kommt Rat. Renald aber steckte das Pistol zu sich und sah noch einmal nach ihrer Wunde, dann küßte er sie noch herzlich zur guten Nacht.

Als sie endlich allein in ihrer Schlafkammer war, setzte sie sich angekleidet aufs Bett und versank in ein tiefes Nachsinnen. Der Mond schien durchs offne Fenster auf die Heiligenbilder an der Wand, im stillen Gärtchen draußen zitterten die Blätter in den Bäumen.

Sie wand ihre Haarflechten auf, daß ihr die Locken über Gesicht und Achseln herabrollten, und dachte vergeblich nach, wen ihr Bruder eigentlich im Sinn habe und warum er vor dem Pistol so sehr erschrocken — es war ihr alles wie im Traume. Da kam es ihr ein paarmal vor, als ginge draußen jemand sachte ums Haus. Sie lauschte am Fenster, der Hund im Hofe schlug an, dann war alles wieder still. Jetzt bemerkte sie erst, daß auch ihr Bruder noch wach war; anfangs glaubte sie, er rede im Schlaf, dann aber hörte sie deutlich, wie er auf seinem Bett vor Weinen schluchzte. Das wandte ihr das Herz, sie hatte ihn noch niemals weinen gesehen, es war ihr nun selber, als hätte sie was verbrochen. In dieser Angst beschloß sie, ihm seinen Willen zu tun; sie wollte wirklich nach dem Kloster gehen, die Priorin war ihre Muhme, der wollte sie alles sagen und sie um ihren Rat bitten. Nur das war ihr unerträglich, daß ihr Liebster nichts wissen sollte, wohin sie gekommen. Sie wußte wohl, wie herzhaft er war und besorgt um sie; der Hund hatte vorhin gebellt, im Garten hatte es heimlich geraschelt wie Tritte, wer weiß, ob er nicht nachsehen wollte, wie es ihr ging nach dem Schrecken. — Gott, dachte sie, wenn er noch draußen stünd'! — Der Gedanke verhielt ihr fast den Atem. Sie schnürte sogleich eilig ihr Bündel, dann schrieb sie für ihren Bruder mit Kreide auf den Tisch, daß sie noch heute allein ins Kloster fortgegangen. Die Türen waren nur angelehnt, da schlich sie vorsichtig und leise aus der Kammer über den Hausflur in den Hof, der Hund sprang freundlich an ihr herauf, sie hatte Not, ihn am Pförtchen zurückzuweisen; so trat sie endlich mit klopfendem Herzen ins Freie.

Draußen schaute sie sich tief aufatmend nach allen Seiten um, ja, sie wagte es sogar, noch einmal bis an

den Gartenzaun zurückzugehen, aber ihr Liebster war nirgend zu sehen, nur die Schatten der Bäume schwankten ungewiß über den Rasen. Zögernd betrat sie nun den Wald und blieb immer wieder stehen und lauschte; es war alles so still, daß ihr graute in der großen Einsamkeit. So mußte sie nun endlich doch weiter gehen, und zürnte heimlich im Herzen auf ihren Schatz, daß er sie in ihrer Not so zaghaft verlassen. Seitwärts im Tal aber lagen die Dörfer in tiefer Ruh. Sie kam am Schloß des Grafen Dürande vorbei, die Fenster leuchteten im Mondschein herüber, im herrschaftlichen Garten schlugen die Nachtigallen und rauschten die Wasserkünste; das kam ihr so traurig vor, sie sang für sich das alte Lied:

„Gut' Nacht, mein Vater und Mutter,
Wie auch mein stolzer Bruder,
Ihr seht mich nimmermehr!
Die Sonne ist untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer"

Der Tag dämmerte noch kaum, als sie endlich am Abhange der Waldberge bei dem Kloster anlangte, das mit verschlossenen Fenstern, noch wie träumend, zwischen kühlen, duftigen Gärten lag. In der Kirche aber sangen die Nonnen soeben ihre Metten durch die weite Morgenstille, nur einzelne, früh erwachte Lerchen draußen stimmten schon mit ein in Gottes Lob. Gabriele wollte abwarten, bis die Schwestern aus der Kirche zurückkämen, und setzte sich unterdes auf die breite Kirchhofsmauer. Da fuhr ein zahmer Storch, der dort übernachtet, mit seinem langen Schnabel unter den Flügeln hervor und sah sie mit den klugen Augen verwundert an; dann schüttelte er in der Kühle sich die Federn auf

und wandelte mit stolzen Schritten wie eine Schildwacht den Mauerkranz entlang. Sie aber war so müde und überwacht, die Bäume über ihr säuselten noch so schläfrig, sie legte den Kopf auf ihr Bündel und schlummerte fröhlich unter den Blüten ein, womit die alte Linde sie bestreute.

Als sie aufwachte, sah sie eine hohe Frau in faltigen Gewändern über sich gebeugt, der Morgenstern schimmerte durch ihren langen Schleier, es war ihr, als hätt' im Schlaf die Mutter Gottes ihren Sternenmantel um sie geschlagen. Da schüttelte sie erschrocken die Blütenflocken aus dem Haar und erkannte ihre geistliche Muhme, die zu ihrer Verwunderung, als sie aus der Kirche kam, die Schlafende auf der Mauer gefunden. Die Alte sah ihr freundlich in die schönen, frischen Augen. „Ich hab' dich gleich daran erkannt," sagte sie, „als wenn mich deine selige Mutter ansähe!" — Nun mußte sie ihr Bündel nehmen und die Priorin schritt eilig ins Kloster voraus; sie gingen durch kühle dämmernde Kreuzgänge, wo soeben noch die weißen Gestalten einzelner Nonnen wie Geister vor der Morgenluft lautlos verschlüpften. Als sie in die Stube traten, wollte Gabriele sogleich ihre Geschichte erzählen, aber sie kam nicht dazu. Die Priorin, so lange wie auf eine selige Insel verschlagen, hatte so viel zu erzählen und zu fragen von dem jenseitigen Ufer ihrer Jugend und konnte sich nicht genug verwundern, denn alle ihre Freunde waren seitdem alt geworden oder tot, und eine andere Zeit hatte alles verwandelt, die sie nicht mehr verstand. Geschäftig in redseliger Freude strich sie ihrem lieben Gast die Locken aus der glänzenden Stirn wie einem kranken Kinde, holte aus einem altmodischen, künstlich geschnitzten Wandschrank Rosinen und allerlei Naschwerk, und fragte und plauderte immer wieder.

Frische Blumensträuße standen in bunten Krügen am Fenster, ein Kanarienvogel schmetterte gellend dazwischen, denn die Morgensonne funkelte draußen schon durch die Wipfel und vergoldete wunderbar die Zelle, das Betpult und die schwergewirkten Lehnstühle; Gabriele lächelte fast betroffen, wie in eine neue, ganz fremde Welt hinein.

Noch an demselben Tage kam auch Renald zum Besuch; sie freute sich außerordentlich, es war ihr, als hätte sie ihn ein Jahr lang nicht gesehn. Er lobte ihren raschen Entschluß von heute nacht und sprach dann viel und heimlich mit der Priorin; sie horchte ein paarmal hin, sie hätte so gern gewußt, wer ihr Geliebter sei, aber sie konnte nichts erfahren. Dann mußte sie auch wieder heimlich lachen, daß die Priorin so geheimnisvoll tat, denn sie merkt' es wohl, sie wußt' es selber nicht. — Es war indes beschlossen worden, daß sie fürs erste noch im Kloster bleiben sollte. Renald war zerstreut und eilig, er nahm bald wieder Abschied und versprach, sie abzuholen, sobald die rechte Zeit gekommen.

Aber Woche auf Woche verging und die rechte Zeit war noch immer nicht da. Auch Renald kam immer seltener und blieb endlich ganz aus, um dem ewigen Fragen seiner Schwester nach ihrem Schatze auszuweichen, denn er konnte oder mochte ihr nichts von ihm sagen. Die Priorin wollte die arme Gabriele trösten, aber sie hatt' es nicht nötig, so wunderbar war das Mädchen seit jener Nacht verwandelt. Sie fühlte sich, seit sie von ihrem Liebsten getrennt, als seine Braut vor Gott, der wolle sie bewahren. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging nun darauf, ihn selber auszukundschaften, da ihr niemand beistand in ihrer Einsamkeit. Sie nahm sich daher eifrig der Klosterwirtschaft an, um mit den Leuten in der Gegend bekannt zu werden; sie

ordnete alles in Küche, Keller und Garten, alles gelang ihr, und wie sie so sich selber half, kam eine stille Zuversicht über sie wie Morgenrot, es war ihr immer, als müßt' ihr Liebster plötzlich einmal aus dem Walde zu ihr kommen.

Damals saß sie eines Abends noch spät mit der jungen Schwester Renate am offenen Fenster der Zelle, aus dem man in den stillen Klostergarten und über die Gartenmauer weit ins Land sehen konnte. Die Heimchen zirpten unten auf den frischgemähten Wiesen, überm Walde blitzte es manchmal aus weiter Ferne. „Da läßt mein Liebster mich grüßen," dachte Gabriele bei sich. — Aber Renate blickte verwundert hinaus; sie war lange nicht wach gewesen um diese Zeit. „Sieh nur," sagte sie, „wie draußen alles anders aussieht im Mondschein, der dunkle Berg drüben wirft seinen Schatten bis an unser Fenster, unten erlischt ein Lichtlein nach dem andern im Dorfe. Was schreit da für ein Vogel?" — „Das ist das Wild im Walde," meinte Gabriele. — „Wie du auch so allein im Dunkeln durch den Wald gehen kannst," sagte Renate wieder; „ich stürbe vor Furcht. Wenn ich so manchmal durch die Scheiben hinaussehe in die tiefe Nacht, dann ist mir immer so wohl und sicher in meiner Zelle wie unterm Mantel der Mutter Gottes."

„Nein," entgegnete Gabriele, „ich möcht' mich gern einmal bei Nacht verirren recht im tiefsten Wald, die Nacht ist wie im Traum so weit und still, als könnt' man über die Berge reden mit allen, die man lieb hat in der Ferne. Hör' nur, wie der Fluß unten rauscht und die Wälder, als wollten sie auch mit uns sprechen und könnten nur nicht recht! — Da fällt mir immer ein Märchen ein dabei, ich weiß nicht, hab' ich's gehört, oder hat mir's geträumt."

„Erzähl's mir doch, ich bete unterdes meinen Rosenkranz fertig," sagte die Nonne, und Gabriele setzte sich fröhlich auf die Fußbank vor ihr, wickelte vor der kühlen Nachtluft die Arme in ihre Schürze und begann sogleich folgendermaßen:

„Es war einmal eine Prinzessin in einem verzauberten Schlosse gefangen, das schmerzte sie sehr, denn sie hatte einen Bräutigam, der wußte gar nicht, wohin sie gekommen war, und sie konnte ihm auch kein Zeichen geben, denn die Burg hatte nur ein einziges, festverschlossenes Tor nach einem tiefen, tiefen Abhang hin, und das Tor bewachte ein entsetzlicher Riese, der schlief und trank und sprach nicht, sondern ging nur immer Tag und Nacht vor dem Tore auf und nieder wie der Perpendikel einer Turmuhr. Sonst lebte sie ganz herrlich in dem Schloß; da war Saal an Saal, einer immer prächtiger als der andere, aber niemand drin zu sehen und zu hören, kein Lüftchen ging und kein Vogel sang in den verzauberten Bäumen im Hofe, die Figuren auf den Tapeten waren schon ganz krank und bleich geworden in der Einsamkeit, nur manchmal warf sich das trockne Holz an den Schränken vor Langeweile, daß es weit durch die öde Stille schallte, und auf der hohen Schloßmauer draußen stand ein Storch, wie eine Vedette, den ganzen Tag auf einem Bein."

„Ach, ich glaube gar, du stichelst auf unser Kloster," sagte Renate. Gabriele lachte und erzählte munter fort:

„Einmal aber war die Prinzessin mitten in der Nacht aufgewacht, da hörte sie ein seltsames Sausen durch das ganze Haus. Sie sprang erschrocken ans Fenster und bemerkte zu ihrem großen Erstaunen, daß es der Riese war, der eingeschlafen vor dem Tore lag und mit solcher grausamen Gewalt schnarchte, daß alle Türen, so oft er den Atem einzog und wieder ausstieß, von dem

Zugwind klappend auf und zu flogen. Nun sah sie auch, so oft die Tür nach dem Saale aufging, mit Verwunderung, wie die Figuren auf den Tapeten, denen die Glieder schon ganz eingerostet waren von dem langen Stillstehen, sich langsam dehnten und reckten; der Mond schien hell über den Hof, da hörte sie zum erstenmal die verzauberten Brunnen rauschen, der steinerne Neptun unten saß auf dem Rand der Wasserkunst und strählte sich sein Binsenhaar; alles wollte die Gelegenheit benutzen, weil der Riese schlief; und der steife Storch machte so wunderliche Kapriolen auf der Mauer, daß sie lachen mußte, und hoch auf dem Dache drehte sich der Wetterhahn und schlug mit den Flügeln und rief immerfort: ‚Kick, kick dich um, ich seh' ihn gehn, ich sag' nicht wen!' Am Fenster aber sang lieblich der Wind: ‚Komm mit geschwind!' und die Bächlein schwatzten draußen untereinander im Mondglanz, wie wenn der Frühling anbrechen sollte, und sprangen glitzernd und wispernd über die Baumwurzeln: ‚Bist du bereit? wir haben nicht Zeit, weit, weit, in die Waldeinsamkeit!' — ‚Nun, nun, nur Geduld, ich komm' ja schon,' sagte die Prinzessin ganz erschrocken und vergnügt, nahm schnell ihr Bündel unter den Arm und trat vorsichtig aus dem Schlafzimmer; zwei Mäuschen kamen ihr atemlos nach und brachten ihr noch den Fingerhut, den sie in der Eile vergessen. Das Herz klopfte ihr, denn die Brunnen im Hofe rauschten schon wieder schwächer, der Flußgott streckte sich taumelnd wieder zum Schlafe zurecht, auch der Wetterhahn drehte sich nicht mehr; so schlich sie leise die stille Treppe hinab." —

„Ach Gott! wenn der Riese jetzt aufwacht!" sagte Renate ängstlich.

„Die Prinzessin hatte auch Angst genug," fuhr Gabriele fort, „sie hob sich das Röckchen, daß sie nicht

an seinen langen Sporen hängen blieb, stieg geschickt über den einen, dann über den andern Stiefel, und noch einen herzhaften Sprung — jetzt stand sie draußen am Abhang. Da aber war's einmal schön! da flogen die Wolken und rauschte der Strom und die prächtigen Wälder im Mondschein, und auf dem Strom fuhr ein Schifflein, saß ein Ritter darin." —

„Das ist ja gerade wie jetzt hier draußen," unterbrach sie Renate, „da fährt auch noch einer im Kahn dicht unter unserm Garten; jetzt stößt er ans Land."

‚Freilich," — sagte Gabriele mutwillig und setzte sich ins Fenster, und wehte mit ihrem weißen Schnupftuch hinaus. — ‚Und grüß dich Gott', rief da die Prinzessin, ‚grüß dich Gott in die weite, weite Fern, es ist ja keine Nacht so still und tief als meine Lieb'!'"

Renate faßte sie lachend um den Leib, um sie zurückzuziehen. — „Herr Jesus!" schrie sie da plötzlich auf, „ein fremder Mann, dort an der Mauer hin!" — Gabriele ließ erschrocken ihr Tuch sinken, es flatterte in den Garten hinab. Ehe sie sich aber noch besinnen konnte, hatte Renate schon das Fenster geschlossen; sie war voll Furcht, sie mochte nichts mehr von dem Märchen hören und trieb Gabrielen hastig aus der Tür, über den stillen Gang in ihre Schlafkammer.

Gabriele aber, als sie allein war, riß noch rasch in ihrer Zelle das Fenster auf. Zu ihrem Schreck bemerkte sie nun, daß das Tuch unten von dem Strauche verschwunden war, auf den es vorhin geflogen. Ihr Herz klopfte heftig, sie legte sich hinaus, so weit sie nur konnte, da glaubte sie draußen den Fluß wieder aufrauschen zu hören, darauf schallte Ruderschlag unten im Grunde, immer ferner und schwächer, dann alles, alles wieder still — so blieb sie verwirrt und überrascht am Festner, bis das erste Morgenlicht die Bergesgipfel rötete.

Bald darauf traf der Namenstag der Priorin, ein Fest, worauf sich alle Hausbewohner das ganze Jahr hindurch freuten; denn auf diesen Tag war zugleich die jährliche Weinlese auf einem nahegelegenen Gute des Klosters festgesetzt, an welcher die Nonnen mit teilnahmen. Da verbreitete sich, als der Morgenstern noch durch die Lindenwipfel in die kleinen Fenster hineinfunkelte, schon eine ungewohnte, lebhafte Bewegung durch das ganze Haus, im Hofe wurden die Wagen von dem alten Staube gereinigt, in ihren besten, blütenweißen Gewändern sah man die Schwestern in allen Gängen geschäftig hin und her eilen; einige versahen noch ihre Kanarienvögel sorgsam mit Futter, andere packten Taschen und Schachteln, als gälte es eine wochenlange Reise. — Endlich wurde von dem zahlreichen Hausgesinde ausführlich Abschied genommen, die Kutscher knallten und die Karawane setzte sich langsam in Bewegung. Gabriele fuhr nebst einigen auserwählten Nonnen an der Seite der Priorin in einem mit vier alten dicken Rappen bespannten Staatswagen, der mit seinem altmodischen, vergoldeten Schnitzwerk einem chinesischen Lusthaus gleichsah. Es war ein klarer, heiterer Herbstmorgen, das Glockengeläute vom Kloster zog weit durchs stille Land, der Alteweibersommer flog schon über die Felder, überall grüßten die Bauern ehrerbietig den ihnen wohlbekannten geistlichen Zug.

Wer aber beschreibt nun die große Freude auf dem Gratialgute, die fremden Berge, Täler und Schlösser umher, das stille Grün und den heitern Himmel darüber, wie sie da in dem mit Astern ausgeschmückten Gartensaal um eine reichliche Kollation vergnügt auf den altfränkischen Kanapees sitzen und die Morgensonne die alten Bilder römischer Kirchen und Paläste an den Wänden bescheint und vor den Fenstern die Sperlinge sich lustig

tummeln und lärmen im Laub, während draußen weißgekleidete Dorfmädchen unter den schimmernden Bäumen vor der Tür ein Ständchen singen.

Die Priorin aber ließ die Kinder hereinkommen, die scheu und neugierig in dem Saal umherschauten, in den sie das ganze Jahr über nur manchmal heimlich durch die Ritzen der verschlossenen Fensterladen geguckt hatten. Sie streichelte und ermahnte sie freundlich, freute sich, daß sie in dem Jahre so gewachsen, und gab dann jedem aus ihrem Gebetbuch ein buntes Heiligenbild und ein großes Stück Kuchen dazu.

Jetzt aber ging die rechte Lust der Kleinen erst an, da nun wirklich zur Weinlese geschritten wurde, bei der sie mithelfen und naschen durften. Da belebte sich allmählich der Garten, fröhliche Stimmen da und dort, geputzte Kinder, die große Trauben trugen, flatternde Schleier und weiße schlanke Gestalten zwischen den Rebengeländern schimmernd und wieder verschwindend, als wanderten Engel über den Berg. Die Priorin saß unterdes vor der Haustür und betete ihr Brevier und schaute oft über das Buch weg nach den vergnügten Schwestern; die Herbstsonne schien warm und kräftig über die stille Gegend und die Nonnen sangen bei der Arbeit:

„Es ist nun der Herbst gekommen,
Hat das schöne Sommerkleid
Von den Feldern weggenommen
Und die Blätter ausgestreut,
Vor dem bösen Winterwinde
Deckt er warm und sachte zu
Mit dem bunten Laub die Gründe,
Die schon müde gehn zu Ruh'."

Einzelne verspätete Wandervögel zogen noch über den Berg und schwatzten vom Glanz der Ferne, was die glücklichen Schwestern nicht verstanden. Gabriele

aber wußte wohl, was sie sangen, und ehe die Priorin sich's versah, war sie auf die höchste Linde geklettert; da erschrak sie, wie so groß und weit die Welt war. — Die Priorin schalt sie aus und nannte sie ihr wildes Waldvöglein. Ja, dachte Gabriele, wenn ich ein Vöglein wäre! Dann fragte die Priorin, ob sie von da oben das Schloß Dürande überm Walde sehen könne? „Alle die Wälder und Wiesen," sagte sie, „gehören dem Grafen Dürande; er grenzt hier an, das ist ein reicher Herr!" Gabriele aber dachte an ihren Herrn, und die Nonnen sangen wieder:

„Durch die Felder sieht man fahren
Eine wunderschöne Frau,
Und von ihren langen Haaren
Goldne Fäden auf der Au
Spinnet sie und singt im Gehen:
Eya, meine Blümelein,
Nicht nach andern immer sehen,
Eya, schlafet, schlafet ein!"

„Ich höre Waldhörner!" rief hier plötzlich Gabriele; es verhielt ihr fast den Atem vor Erinnerung an die alte schöne Zeit. — „Komm schnell herunter, mein Kind," rief ihr die Priorin zu. Aber Gabriele hörte nicht darauf, zögernd und im Hinabsteigen noch immer zwischen den Zweigen hinausschauend, sagte sie wieder: „Es bewegt sich drüben am Saum des Waldes; jetzt seh' ich Reiter; wie das glitzert im Sonnenschein! sie kommen gerade auf uns her."

Und kaum hatte sie sich vom Baum geschwungen, als einer von den Reitern, über den grünen Plan dahergeflogen, unter den Linden anlangte und mit höflichem Gruß vor der Priorin stillhielt. Gabriele war schnell in das Haus gelaufen, dort wollte sie durchs Fenster nach dem Fremden sehen. Aber die Priorin

rief ihr nach, der Herr sei durstig, sie solle ihm Wein herausbringen. Sie schämte sich, daß er sie auf dem Baume gesehen, so kam sie furchtsam mit dem vollen Becher vor die Tür mit gesenkten Blicken; durch die langen Augenwimpern nur sah sie das kostbare Zaumzeug und die Stickerei auf seinem Jagdrock im Sonnenschein flimmern. Als sie aber an das Pferd trat, sagte er leise zu ihr: er sehe doch ihre dunkeln Augen im Weine sich spiegeln wie in einem goldnen Brunnen. Bei dem Klang der Stimme blickte sie erschrocken auf — der Reiter war ihr Liebster — sie stand wie verblendet. Er trank jetzt auf der Priorin Gesundheit, sah aber dabei über den Becher weg Gabrielen an und zeigte ihr verstohlen ihr Tuch, das sie in jener Nacht aus dem Fenster verloren. Dann drückte er die Sporen ein und, flüchtig dankend, flog er wieder fort zu dem bunten Schwarm am Walde, das weiße Tuch flatterte weit im Winde hinter ihm her.

„Sieh nur," sagte die Priorin lachend, „wie ein Falk', der eine Taube durch die Luft führt!"

„Wer war der Herr?" frug endlich Gabriele tief aufatmend. — „Der junge Graf Dürande," hieß es. — Da tönte die Jagd schon wieder fern und immer ferner den funkelnden Wald entlang, die Nonnen aber hatten in ihrer Fröhlichkeit von allem nichts bemerkt und sangen von neuem:

„Und die Vöglein hoch in Lüften
Über blaue Berg' und Seen
Ziehn zur Ferne nach den Klüften,
Wo die hohen Zedern stehn,
Wo mit ihren goldnen Schwingen
Auf des Benedeiten Gruft
Engel Hosianna singen,
Nächtens durch die stille Luft."

Etwa vierzehn Tage darauf schritt Renald eines Morgens still und rasch durch den Wald nach dem Schloß Dürande, dessen Türme finster über die Tannen hersahen. Er war ernst und bleich, aber mit Hirschfänger und leuchtendem Bandelier wie zu einem Feste geschmückt. In der Unruhe seiner Seele war er der Zeit ein gut Stück vorausgeschritten, denn als er ankam, war die Haustür noch verschlossen und alles still, nur die Dohlen erwachten schreiend auf den alten Dächern. Er setzte sich unterdes auf das Geländer der Brücke, die zum Schlosse führte. Der Wallgraben unten lag lange trocken, ein marmorner Apollo mit seltsamer Lockenperücke spielte dort zwischen gezirkelten Blumenbeeten die Geige, auf der ein Vogel sein Morgenlied pfiff; über den Helmen der steinernen Ritterbilder am Tore brüsteten sich breite Aloen; der Wald, der alte Schloßgesell, war wunderlich verschnitten und zerquält, aber der Herbst ließ sich sein Recht nicht nehmen und hatte alles phantastisch gelb und rot gefärbt, und die Waldvögel, die vor dem Winter in die Gärten flüchteten, zwitscherten lustig von Wipfel zu Wipfel. — Renald fror, er hatte Zeit genug und überdachte noch einmal alles: wie der junge Graf Dürande wieder nach Paris gereist, um dort lustig durchzuwintern, wie er selbst darauf mit fröhlichem Herzen zum Kloster geeilt, um seine Schwester abzuholen. Aber da war Gabriele heimlich verschwunden, man hatte einmal des Nachts einen fremden Mann am Kloster gesehn; niemand wußte, wohin sie gekommen. —

Jetzt knarrte das Schloßtor, Renald sprang schnell auf, er verlangte seinen Herrn, den alten Grafen Dürande, zu sprechen. Man sagte ihm, der Graf sei eben erst aufgewacht; er mußte noch lange in der Gesindestube warten zwischen Überresten vom gestrigen Souper,

zwischen Schuhbürsten, Büchsen und Katzen, die sich verschlafen an seinen blanken Stiefeln dehnten, niemand fragte nach ihm. Endlich wurde er in des Grafen Garderobe geführt, der alte Herr ließ sich soeben frisieren und gähnte unaufhörlich. Renald bat nun ehrerbietig um kurzen Urlaub zu einer Reise nach Paris. Auf die Frage des Grafen, was er dort wolle, entgegnete er verwirrt, seine Schwester sei dort bei einem weitläufigen Verwandten — er schämte sich herauszusagen, was er dachte. Da lachte der Graf. „Nun, nun," sagte er, „mein Sohn hat wahrhaftig keinen übeln Geschmack. Geh' Er nur hin, ich will Ihm an seiner Fortune nicht hinderlich sein; die Dürandes sind in solchen Affären immer spendid; so ein junger wilder Schwan muß gerupft werden, aber mach' Er's mir nicht zu arg." — Dann nickte er mit dem Kopfe, ließ sich den Pudermantel umwerfen und schritt langsam zwischen zwei Reihen von Bedienten, die ihn im Vorüberwandeln mit großen Quasten einpuderten, durch die entgegengesetzte Flügeltür zum Frühstück. Die Bedienten kicherten heimlich — Renald schüttelte sich wie ein gefesselter Löwe.

Noch an demselben Tage trat er seine Reise an. Es war ein schöner, blanker Herbstabend, als er in der Ferne Paris erblickte; die Ernte war längst vorüber, die Felder standen alle leer, nur von der Stadt her kam ein verworrenes Rauschen über die stille Gegend, daß ihn heimlich schauerte. Er ging nun an prächtigen Landhäusern vorüber durch die langen Vorstädte immer tiefer in das wachsende Getöse hinein, die Welt rückte immer enger und dunkler zusammen, der Lärm, das Rasseln der Wagen betäubte, das wechselnde Streiflicht aus den geputzten Läden blendete ihn; so war er ganz verwirrt, als er endlich im Wind den

roten Löwen, das Zeichen seines Vetters, schwanken sah, der in der Vorstadt einen Weinschank hielt. Dieser saß eben vor der Tür seines kleinen Hauses und verwunderte sich nicht wenig, da er den verstaubten Wandersmann erkannte. Doch Renald stand wie auf Kohlen. „War Gabriele bei dir?" fragte er gleich nach der ersten Begrüßung gespannt. — Der Vetter schüttelte erstaunt den Kopf, er wußte von nichts. — „Also doch!" sagte Renald, mit dem Fuß auf die Erde stampfend; aber er konnte es nicht über die Lippen bringen, was er vermute und vorhabe.

Sie gingen nun in das Haus und kamen in ein langes, wüstes Gemach, das von einem Kaminfeuer im Hintergrunde ungewiß erleuchtet wurde. In den roten Widerscheinen lag dort ein wilder Haufe umher: abgedankte Soldaten, müßige Handwerksburschen und dergleichen Hornkäfer, wie sie in der Abendzeit um die großen Städte schwärmen. Alle Blicke aber hingen an einem hohen, hagern Manne mit bleichem, scharfgeschnittenem Gesicht, der, den Hut auf dem Kopf und seinen langen Mantel stolz und vornehm über die linke Achsel zurückgeschlagen, mitten unter ihnen stand. — „Ihr seid der Nährstand," rief er soeben aus; „wer aber die andern nährt, der ist ihr Herr; hoch auf, ihr Herren!" — Er hob ein Glas, alles jauchzte wild auf und griff nach den Flaschen, er aber tauchte kaum die feinen Lippen in den dunkelroten Wein, als schlürft' er Blut, seine spielenden Blicke gingen über dem Glase kalt und lauernd in der Runde.

Da funkelte das Kaminfeuer über Renalds blankes Bandelier, das stach plötzlich in ihre Augen. Ein starker Kerl mit rotem Gesicht und Haar, wie ein brennender Dornbusch, trat mit übermütiger Bettelhaftigkeit dicht vor Renald und fragte, ob er dem Großtürken diene?

Ein andrer meinte, er habe ja da, wie ein Hund, ein adeliges Halsband umhängen. — Renald griff rasch nach seinem Hirschfänger, aber der lange Redner trat dazwischen, sie wichen ihm scheu und ehrerbietig aus. Dieser führte den Jäger an einen abgelegenen Tisch und fragte, wohin er wolle. Da Renald den Grafen Dürande nannte, sagte er: „Das ist ein altes Haus, aber der Totenwurm pickt schon drin, ganz von Liebschaften zerfressen." — Renald erschrak, er glaubte, jeder müßte ihm seine Schande an der Stirn ansehen. „Warum kommt Ihr gerade auf die Liebschaften?" fragte er zögernd. — „Warum?" erwiderte jener, „sind sie nicht die Herren im Forst, ist das Wild nicht ihre, hohes und niederes? Sind wir nicht verfluchte Hunde und lecken die Schuh, wenn sie uns stoßen?" — Das verdroß Renald; er entgegnete kurz und stolz: Der junge Graf Dürande sei ein großmütiger Herr, er wolle nur sein Recht von ihm und weiter nichts. — Bei diesen Worten hatte der Fremde ihn aufmerksam betrachtet und sagte ernst: „Ihr seht aus wie ein Scharfrichter, der, das Schwert unterm Mantel, zu Gerichte geht; es kommt die Zeit, gedenkt an mich, Ihr werdet der Rüstigsten einer sein bei der blutigen Arbeit." — Dann zog er ein Blättchen hervor, schrieb etwas mit Bleistift darauf, versiegelte es am Licht und reichte es Renald hin. „Die Grafen hier kennen mich wohl," sagte er; er solle das nur abgeben an Dürande, wenn er einen Strauß mit ihm habe, es könnte ihm vielleicht von Nutzen sein. — „Wer ist der Herr?" fragte Renald seinen Vetter, da der Fremde sich rasch wieder wandte. — „Ein Feind von Tyrannen," entgegnete der Vetter leise und geheimnisvoll.

Dem Renald aber gefiel hier die ganze Wirtschaft nicht, er war müde von der Reise und streckte sich bald in einer Nebenkammer auf das Lager, das ihm der Vetter

angewiesen. Da konnte er vernehmen, wie immer mehr und mehr Gäste nebenan allmählich die Stube füllten; er hörte die Stimme des Fremden wieder dazwischen, eine wilde Predigt, von der er nur einzelne Worte verstand, manchmal blitzte das Kaminfeuer blutrot durch die Ritzen der schlechtverwahrten Tür; so schlief er spät unter furchtbaren Träumen ein.

Der Ball war noch nicht beendigt, aber der junge Graf Dürande hatte dort so viel Wunderbares gehört von den feurigen Zeichen einer Revolution, vom heimlichen Aufblitzen kampffertiger Geschwader, Jakobiner, Volksfreunde und Royalisten, daß ihm das Herz schwoll wie im nahenden Gewitterwinde. Er konnte es nicht länger aushalten in der drückenden Schwüle. In seinen Mantel gehüllt, ohne den Wagen abzuwarten, stürzte er sich in die scharfe Winternacht hinaus. Da freute er sich, wie draußen fern und nah die Turmuhren verworren zusammenklangen im Wind, und die Wolken über die Stadt flogen und der Sturm sein Reiselied pfiff, lustig die Schneeflocken durcheinander wirbelnd. „Grüß' mir mein Schloß Dürande!" rief er dem Sturme zu; es war ihm so frisch zu Mut, als müßt' er, wie ein lediges Roß, mit jedem Tritte Funken aus den Steinen schlagen.

In seinem Hotel aber fand er alles wie ausgestorben, der Kammerdiener war vor Langeweile fest eingeschlafen, die jüngere Dienerschaft ihren Liebschaften nachgegangen, niemand hatte ihn so früh erwartet. Schauernd vor Frost stieg er die breite, dämmernde Treppe hinauf, zwei tief herabgebrannte Kerzen beleuchteten zweifelhaft das vergoldete Schnitzwerk des alten Saales, es war so still, daß er den Zeiger der Schloßuhr langsam fortrücken und die Wetterfahnen

im Winde sich drehen hörte. Wüst und überwacht warf er sich auf eine Ottomane hin. „Ich bin so müde," sagte er, „so müde von Lust und immer Lust, langweilige Lust! ich wollt', es wäre Krieg!" — Da war's ihm, als hört' er draußen auf der Treppe gehn mit leisen, langen Schritten, immer näher und näher. „Wer ist da?" rief er. — Keine Antwort. — „Nur zu, mir eben recht," meinte er, Hut und Halbschuhe wegwerfend, „rumor' nur zu, spukhafte Zeit, mit deinem fernen Wetterleuchten über Stadt und Land, als wenn die Gedanken aufstünden überall und schlaftrunken nach den Schwertern tappten. Was gehst du in Waffen rasselnd um und pochst an die Türen unserer Schlösser bei stiller Nacht? mich gelüstet mit dir zu fechten; herauf, du unsichtbares Kriegsgespenst!"

Da pocht' es wirklich an der Tür. Er lachte, daß der Geist die Herausforderung so schnell angenommen. In keckem Übermut rief er: „Herein!" Eine hohe Gestalt im Mantel trat in die Tür; er erschrak doch, als diese den Mantel abwarf und er Renald erkannte, denn er gedachte der Nacht im Walde, wo der Jäger auf ihn gezielt. — Renald aber, da er den Grafen erblickte, ehrerbietig zurücktretend, sagte: er habe den Kammerdiener hier zu finden geglaubt, um sich anmelden zu lassen. Er sei schon öfters zu allen Tageszeiten hier gewesen, jedesmal aber, unter dem Vorwand, daß die Herrschaft nicht zu Hause oder beschäftigt sei, von den Pariser Bedienten zurückgewiesen worden, die ihn noch nicht kannten; so habe er denn heute auf der Straße gewartet, bis der Graf zurückkäme.

„Und was willst du denn von mir?" fragte der Graf, ihn mit unverwandten Blicken prüfend.

„Gnädiger Herr," erwiderte der Jäger nach einer Pause, „Sie wissen wohl, ich hatte eine Schwester, sie war meine einzige Freude und mein Stolz — sie ist eine Landläuferin geworden, sie ist fort."

Der Graf machte eine heftige Bewegung, faßte sich aber gleich wieder und sagte halb abgewendet: „Nun, und was geht das mich an?"

Renalds Stirn zuckte wie fernes Wetterleuchten, er schien mit sich selber zu ringen. „Gnädiger Herr," rief er darauf im tiefsten Schmerz, „gnädiger Herr, gebt mir meine arme Gabriele zurück!"

„Ich?" fuhr der Graf auf, „zum Teufel, wo ist sie?"

„Hier" — entgegnete Renald ernst.

Der Graf lachte laut auf und, den Leuchter ergreifend, stieß er rasch eine Flügeltür auf, daß man eine weite Reihe glänzender Zimmer übersah. „Nun," sagte er mit erzwungener Lustigkeit, „so hilf mir suchen. Horch, da raschelt was hinter der Tapete, jetzt hier, dort, nun sage mir, wo steckt sie?"

Renald blickte finster vor sich nieder, sein Gesicht verdunkelte sich immer mehr. Da gewahrte er Gabrielens Schnupftuch auf einem Tischchen; der Graf, der seinen Augen gefolgt war, stand einen Augenblick betroffen. — Renald hielt sich noch, es fiel ihm der Zettel des Fremden wieder ein, er wünschte immer noch, alles in Güte abzumachen und reichte schweigend dem Grafen das Briefchen hin. Der Graf, ans Licht tretend, erbrach es schnell, da flog eine dunkle Röte über sein ganzes Gesicht. — „Und weiter nichts?" murmelte er leise zwischen den Zähnen, sich in die Lippen beißend. „Wollen sie mir drohen, mich schrecken?" — Und rasch zu Renald gewandt, rief er: „Und wenn ich deine ganze Sippschaft hätt', ich gäb' sie nicht heraus! Sag deinem

Bettleradvokaten, ich lachte jetzt und wäre zehntausendmal noch stolzer als er, und wenn ihr beide euch im Hause zeigt, laß ich mit Hunden euch vom Hofe hetzen, das sag' ihm; fort, fort, fort!" — Hiermit schleuderte er den Zettel dem Jäger ins Gesicht, und schob ihn selber zum Saal hinaus, die eichene Tür hinter ihm zuwerfend, daß es durchs ganze Haus öde erschallte.

Renald stand, wild um sich blickend, auf der stillen Treppe. Da bemerkte er erst, daß er den Zettel noch krampfhaft in den Händen hielt; er entfaltete ihn hastig und las an dem flackernden Licht einer halbverlöschten Laterne die Worte: „Hütet euch. Ein Freund des Volks." —

Unterdes hörte er oben den Grafen heftig klingeln; mehrere Stimmen wurden im Hause wach, er stieg langsam hinunter wie ins Grab. Im Hofe blickte er noch einmal zurück, die Fenster des Grafen waren noch erleuchtet, man sah ihn im Saale heftig auf und nieder gehen. Da hörte Renald auf einmal draußen durch den Wind singen:

„Am Himmelsgrund schießen
So lustig die Stern',
Dein Schatz läßt dich grüßen
Aus weiter, weiter Fern!

Hat eine Zither gehangen
An der Tür unbeacht't,
Der Wind ist gegangen
Durch die Saiten bei Nacht.

Schwang sich auf dann vom Gitter
Über die Berge, über'n Wald —
Mein Herz ist die Zither,
Gibt einen fröhlichen Schall!"

Die Weise ging ihm durch Mark und Bein; er kannte sie wohl. — Der Mond streifte soeben durch die vorüberfliegenden Wolken den Seitenflügel des Schlosses, da glaubte er in dem einen Fenster flüchtig Gabrielen zu erkennen; als er sich aber wandte, wurde es schnell geschlossen. Ganz erschrocken und verwirrt warf er sich auf die nächste Tür, sie war fest zu. Da trat er unter das Fenster und rief leise aus tiefster Seele hinauf, ob sie drin wider ihren Willen festgehalten werde? so solle sie ihm ein Zeichen geben, es sei keine Mauer so stark wie die Gerechtigkeit Gottes. — Es rührte sich nichts als die Wetterfahne auf dem Dach. — „Gabriele," rief er nun lauter, „meine arme Gabriele, der Wind in der Nacht weint um dich an den Fenstern, ich liebte dich so sehr, ich lieb' dich noch immer, um Gottes willen komm, komm herab zu mir, wir wollen miteinander fortziehen, weit, weit fort, wo uns niemand kennt, ich will für dich betteln von Haus zu Haus, es ist ja kein Lager so hart, kein Frost so scharf, keine Not so bitter als die Schande."

Er schwieg erschöpft, es war alles wieder still, nur die Tanzmusik von dem Ball schallte noch von fern über den Hof herüber; der Wind trieb große Schneeflocken schräg über die harte Erde, er war ganz verschneit. — „Nun, so gnade uns beiden Gott!" sagte er, sich abwendend, schüttelte den Schnee vom Mantel und schritt rasch fort.

Als er zur Schenke seines Vetters zurückkam, fand er zu seinem Erstaunen das ganze Haus verschlossen. Auf sein heftiges Pochen trat der Nachbar, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend, aus seiner Tür, er schien auf des Jägers Rückkehr gewartet zu haben und erzählte ihm geheimnisvoll, das Nest nebenan sei ausgenommen, Polizeisoldaten hätten heute abend den

Vetter plötzlich abgeführt, niemand wisse wohin. — Den Renald überraschte und verwunderte nichts mehr, und zerstreut mit flüchtigem Danke nahm er alles an, als der Nachbar nun auch das gerettete Reisebündel des Jägers unter dem Mantel hervorbrachte und ihm selbst eine Zuflucht in seinem Hause anbot.

Gleich am andern Morgen aber begann Renald seine Runde in der weitläufigen Stadt, er mochte nichts mehr von der Großmut des stolzen Grafen, er wollte jetzt nur sein Recht! So suchte er unverdrossen eine Menge Advokaten hinter ihren großen Tintenfässern auf, aber die sahen's gleich alle den goldbortenen Rauten seines Rockes an, daß sie nicht aus seiner eigenen Tasche gewachsen waren; der eine verlangte unmögliche Zeugen, der andere Dokumente, die er nicht hatte, und alle forderten Vorschuß. Ein junger reicher Advokat wollte sich totlachen über die ganze Geschichte; er fragte, ob die Schwester jung, schön, und erbot sich, den ganzen Handel umsonst zu führen und die arme Waise dann zu sich ins Haus zu nehmen, während ein andrer gar das Mädchen selber heiraten wollte, wenn sie fernerhin beim Grafen bliebe. — In tiefster Seele empört, wandte sich Renald an die Polizeibehörde; aber da wurde er aus einem Revier ins andere geschickt, von Pontius zu Pilatus, und jeder wusch seine Hände in Unschuld, niemand hatte Zeit, in dem Getreibe ein vernünftiges Wort zu hören, und als er endlich vor das rechte Bureau kam, zeigten sie ihm ein langes Verzeichnis der Dienstleute und Hausgenossen des Grafen Dürande: seine Schwester war durchaus nicht darunter. Er habe Geister gesehen, hieß es, er solle keine unnützen Flausen machen; man hielt ihn für einen Narren, und er mußte froh sein, nur ungestraft wieder unter Gottes freien Himmel zu kommen. Da saß er nun todmüde

in seiner einsamen Dachkammer, den Kopf in die Hand gestützt; seine Barschaft war mit dem frühzeitigen Schnee auf den Straßen geschmolzen, jetzt wußt' er keine Hilfe mehr, es ekelte ihm recht vor dem Schmutz der Welt. In diesem Hinbrüten, wie wenn man beim Sonnenglanz die Augen schließt, spielten feurige Figuren wechselnd auf dem dunkeln Grund seiner Seele: schlängelnde Zornesblicke und halbgeborne Gedanken blutiger Rache. In dieser Not betete er still für sich; als er aber an die Worte kam: „Vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unseren Schuldnern," fuhr er zusammen; er konnte es dem Grafen nicht vergeben. Angstvoll und immer brünstiger betete er fort. — Da sprang er plötzlich auf, ein neuer Gedanke erleuchtete auf einmal sein ganzes Herz. Noch war nicht alles versucht, nicht alles verloren; er beschloß, den König selber anzutreten — so hatte er sich nicht vergeblich zu Gott gewendet, dessen Hand auf Erden ja der König ist.

Ludwig XVI. und sein Hof waren damals in Versailles; Renald eilte sogleich hin und freute sich, als er bei seiner Ankunft hörte, daß der König, der unwohl gewesen, heute zum ersten Male wieder den Garten besuchen wolle. Er hatte zu Hause mit großem Fleiß eine Supplik aufgesetzt, Punkt für Punkt, das himmelschreiende Unrecht und seine Forderung, alles, wie er es dereinst vor Gottes Thron zu verantworten gedachte. Das wollte er im Garten selbst übergeben, vielleicht fügte es sich, daß er dabei mit dem König sprechen durfte; so, hoffte er, könne noch alles wieder gut werden.

Vielerlei Volk, Neugierige, Müßiggänger und Fremde hatten sich unterdes schon unweit der Tür, aus welcher der König treten sollte, zusammengestellt. Renald drängte sich mit klopfendem Herzen in die vorderste

Reihe. Es war einer jener halbverschleierten Wintertage, die lügenhaft den Sommer nachspiegeln, die Sonne schien lau, aber falsch über die stillen Paläste, weiterhin zogen Schwäne auf den Weihern, kein Vogel sang mehr, nur die weißen Marmorbilder standen noch verlassen in der prächtigen Einsamkeit. Endlich gaben die Schweizer das Zeichen, die Saaltür öffnete sich, die Sonne tat einen kurzen Blitz über funkelnden Schmuck, Ordensbänder und blendende Achseln, die schnell, vor dem Winterhauch, unter schimmernden Tüchern wieder verschwanden. Da schallt' es auf einmal: Vive le roi! durch die Lüfte und im Garten, so weit das Auge reichte, begannen plötzlich alle Wasserkünste zu spielen, und mitten in dem Jubel, Rauschen und Funkeln schritt der König in einfachem Kleide langsam die breiten Marmorstufen hinab. Er sah traurig und bleich — eine leise Luft rührte die Wipfel der hohen Bäume und streute die letzten Blätter wie einen Goldregen über die fürstlichen Gestalten. Jetzt gewahrte Renald mit einiger Verwirrung auch den Grafen Dürande unter dem Gefolge, er sprach soeben halbflüsternd zu einer jungen schönen Dame. Schon rauschten die taffinen Gewänder immer näher und näher. Renald konnte deutlich vernehmen, wie die Dame, ihre Augen gegen Dürande aufschlagend, ihn neckend fragte, was er drin sehe, daß sie ihn so erschreckten. —

„Wunderbare Sommernächte meiner Heimat," erwiderte der Graf zerstreut. Da wandte sich das Fräulein lachend, Renald erschrak, ihr dunkles Auge war wie Gabrielens in fröhlichen Tagen — es wollte ihm das Herz zerreißen.

Darüber hatte er alles andere vergessen, der König war fast vorüber; jetzt drängte er sich nach, ein Schweizer aber stieß ihn mit der Partisane zurück, er drang

noch einmal verzweifelt vor. Da bemerkt ihn Dürande, er stutzt einen Augenblick, dann, schnell gesammelt, faßt er den Zudringlichen rasch an der Brust und übergibt ihn der herbeieilenden Wache. Der König über dem Getümmel wendet sich fragend. — „Ein Wahnsinniger," entgegnet Dürande. —

Unterdes hatten die Soldaten den Unglücklichen umringt, die neugierige Menge, die ihn für verrückt hielt, wich scheu zurück, so wurde er ungehindert abgeführt. Da hörte er hinter sich die Fontänen noch rauschen, dazwischen das Lachen und Plaudern der Hofleute in der lauen Luft; als er aber einmal zurückblickte, hatte sich alles schon wieder nach dem Garten hingekehrt, nur ein bleiches Gesicht aus der Menge war noch zurückgewandt und funkelte ihm mit scharfen Blicken nach. Er glaubte schaudernd den prophetischen Fremden aus des Vetters Schenke wiederzuerkennen.

Der Mond bescheint das alte Schloß Dürande und die tiefe Waldesstille am Jägerhaus, nur die Bäche rauschen so geheimnisvoll in den Gründen. Schon blüht's in manchem tiefen Tal und nächtliche Züge heimkehrender Störche hoch in der Luft verkünden in einzelnen halbverlornen Lauten, daß der Frühling gekommen. Da fahren plötzlich Rehe, die auf der Wiese vor dem Jägerhaus gerastet, erschrocken ins Dickicht, der Hund an der Tür schlägt an, ein Mann steigt eilig von den Bergen, bleich, wüst, die Kleider abgerissen, mit wildverwachsenem Bart — es ist der Jäger Renald.

Mehrere Monate hindurch war er in Paris im Irrenhause eingesperrt gewesen; je heftiger er beteuerte, verständig zu sein, für desto toller hielt ihn der Wärter;

in der Stadt aber hatte man jetzt Wichtigeres zu tun, niemand bekümmerte sich um ihn. Da ersah er endlich selbst seinen Vorteil, die Hinterlist seiner verrückten Mitgesellen half ihm treulich aus Lust an der Heimlichkeit. So war es ihm gelungen, in einer dunklen Nacht mit Lebensgefahr sich an einem Seil herabzulassen und in der allgemeinen Verwirrung der Zeit unentdeckt aus der Stadt durch die Wälder, von Dorf zu Dorf bettelnd, heimwärts zu gelangen. Jetzt bemerkte er erst, daß es von fern überm Walde blitzte, vom stillen Schloßgarten her schlug schon eine Nachtigall, es war ihm, als ob ihn Gabriele riefe. Als er aber mit klopfendem Herzen auf dem altbekannten Fußsteig immer weiter ging, öffnete sich bei dem Hundegebell ein Fensterchen im Jägerhaus. Es gab ihm einen Stich ins Herz; es war Gabrielens Schlafkammer, wie oft hatte er dort ihr Gesicht im Mondschein gesehen. Heut aber guckte ein Mann hervor und fragte barsch, was es draußen gäbe. Es war der Waldwärter, der heimtückische Rotkopf war ihm immer zuwider gewesen. „Was macht Ihr hier in Renalds Haus?" sagte er. „Ich bin müde, ich will hinein." Der Waldwärter sah ihn von Kopf bis zu den Füßen an, er erkannte ihn nicht mehr. „Mit dem Renald ist's lange vorbei," entgegnete er dann, „er ist nach Paris gelaufen und hat sich dort mit verdächtigem Gesindel und Rebellen eingelassen, wir wissen's recht gut, jetzt habe ich seine Stelle vom Grafen." — Drauf wies er Renald am Waldesrand den Weg zum Wirtshause und schlug das Fenster wieder zu. — Oho, steht's so! dachte Renald. Da fielen seine Augen auf sein Gärtchen, die Kirschbäume, die er gepflanzt, standen schon in voller Blüte, es schmerzte ihn, daß sie in ihrer Unschuld nicht wußten, für wen sie blühten. Währenddes hatte sein alter

Hofhund sich gewaltsam vom Stricke losgerissen, sprang liebkosend an ihm herauf und umkreiste ihn in weiten Freudensprüngen; er herzte sich mit ihm wie mit einem alten, treuen Freunde. Dann aber wandte er sich rasch zum Hause; die Tür war verschlossen, er stieß sie mit einem derben Fußtritt auf. Drin hatte der Waldwärter unterdes Feuer gepinkt. „Herr Jesus!" rief er erschrocken, da er, entgegentretend, plötzlich beim Widerschein der Lampe den verwilderten Renald erkannte. Renald aber achtete nicht darauf, sondern griff nach der Büchse, die überm Bett an der Wand hing. „Lump," sagte er, „das schöne Gewehr so verstauben zu lassen!" Der Waldwärter, die Lampe hinsetzend und auf dem Sprunge, durchs Fenster zu entfliehen, sah den furchtbaren Gast seitwärts mit ungewissen Blicken an. Renald bemerkte, daß er zitterte. „Fürcht' dich nicht," sagte er, „dir tu ich nichts, was kannst du dafür; ich hol' mir nur die Büchse, sie ist vom Vater, sie gehört mir und nicht dem Grafen, und so wahr der alte Gott noch lebt, so hol' ich mir auch mein Recht, und wenn sie's im Turmknopf von Dürande versiegelt hätten, das sag dem Grafen und wer's sonst wissen will." — Mit diesen Worten pfiff er dem Hunde und schritt wieder in den Wald hinaus, wo ihn der Waldwärter bei dem wirren Wetterleuchten bald aus den Augen verloren hatte.

Währenddes schnurrten im Schloß Dürande die Gewichte der Turmuhr ruhig fort, aber die Uhr schlug nicht, und der verrostete Weiser rückte nicht mehr von der Stelle, als wäre die Zeit eingeschlafen auf dem alten Hofe beim einförmigen Rauschen der Brunnen. Draußen, nur manchmal vom fernen Wetterleuchten zweifelhaft erhellt, lag der Garten mit seinen wunderlichen Baumfiguren, Statuen und vertrockneten Bassins wie versteinert im jungen Grün, das in der warmen Nacht schon

von allen Seiten lustig über die Gartenmauer kletterte und sich um die Säulen der halbverfallenen Lusthäuser schlang, als wollt' nun der Frühling alles erobern. Das Hausgesinde aber stand heimlich untereinander flüsternd auf der Terrasse, denn man sah es hie und da brennen in der Ferne; der Aufruhr schritt wachsend schon immer näher über die stillen Wälder von Schloß zu Schloß. Da hielt der kranke alte Graf um die gewohnte Stunde einsam Tafel im Ahnensaal, die hohen Fenster waren fest verschlossen, Spiegel, Schränke und Marmortische standen unverrückt umher wie in der alten Zeit, niemand durfte, bei seiner Ungnade, der neuen Ereignisse erwähnen, die er verächtlich ignorierte. So saß er, im Staatskleide, frisiert, wie eine geputzte Leiche, am reichbesetzten Tisch vor den silbernen Armleuchtern und blätterte in alten Historienbüchern, seiner kriegerischen Jugend gedenkend. Die Bedienten eilten stumm über den glatten Boden hin und her, nur durch die Ritzen der Fensterladen sah man zuweilen das Wetterleuchten, und alle Viertelstunden hakte im Nebengemach die Flötenuhr knarrend ein und spielte einen Satz aus einer alten Opernarie.

Da ließen sich auf einmal unten Stimmen vernehmen, drauf hörte man jemand eilig die Treppe heraufkommen, immer lauter und näher. „Ich muß herein!" rief es endlich an der Saaltür, sich durch die abwehrenden Diener drängend, und bleich, verstört und atemlos stürzte der Waldwärter in den Saal, in wilder Hast dem Grafen erzählend, was ihm soeben im Jägerhaus mit Renald begegnet. —

Der Graf starrte ihn schweigend an. Dann, plötzlich einen Armleuchter ergreifend, richtete er sich zum Erstaunen der Diener ohne fremde Hilfe hoch auf. „Hüte sich, wer einen Dürande fangen will!" rief er, und

gespenstisch wie ein Nachtwandler mit dem Leuchter quer durch den Saal schreitend, ging er auf eine kleine eichene Tür los, die zu dem Gewölbe des Eckturms führte. Die Diener, als sie sich vom ersten Entsetzen über sein grauenhaftes Aussehen erholt, standen verwirrt und unentschlossen um die Tafel. „Um Gottes willen," rief da auf einmal ein Jäger herbeieilend, „laßt ihn nicht durch, dort in dem Eckturm hab' ich auf sein Geheiß heimlich alles Pulver zusammentragen müssen; wir sind verloren, er sprengt uns alle mit sich in die Luft!" — Der Kammerdiener, bei dieser schrecklichen Nachricht, faßte sich zuerst ein Herz und sprang rasch vor, um seinen Herrn zurückzuhalten, die andern folgten seinem Beispiel. Der Graf aber, da er sich so unerwartet verraten und überwältigt sah, schleuderte dem nächsten den Armleuchter an den Kopf, darauf, krank wie er war, brach er selbst auf dem Boden zusammen.

Ein verworrenes Durcheinanderlaufen ging nun durch das ganze Schloß; man hatte den Grafen auf sein seidenes Himmelbett gebracht. Dort versuchte er vergeblich, sich noch einmal emporzurichten, zurücksinkend rief er: „Wer sagte da, daß der Renald nicht wahnsinnig ist?" — Da alles still blieb, fuhr er leiser fort: „Ihr kennt den Renald nicht, er kann entsetzlich sein, wie fressend Feuer — läßt man denn reißende Tiere frei aufs Feld? — Ein schöner Löwe, wie er die Mähnen schüttelt — wenn sie nur nicht so blutig wären!" — Hier, sich plötzlich besinnend, riß er die müden Augen weit auf und starrte die umherstehenden Diener verwundert an

Der bestürzte Kammerdiener, der seine Blicke allmählich verlöschen sah, redete von geistlichem Beistand, aber der Graf, schon im Schatten des nahenden Todes, verfiel gleich darauf von neuem in fieberhafte Phanta-

sien. Er sprach von einem großen, prächtigen Garten und einer langen, langen Allee, in der ihm seine verstorbene Gemahlin entgegenkäme immer näher und heller und schöner. — „Nein, nein," sagte er, „sie hat einen Sternenmantel um und eine funkelnde Krone auf dem Haupt. Wie rings die Zweige schimmern von dem Glanz! — Gegrüßt seist du, Maria, bitt' für mich, du Königin der Ehren!" — Mit diesen Worten starb der Graf.

Als der Tag anbrach, war der ganze Himmel gegen Morgen dunkelrot gefärbt; gegenüber aber stand das Gewitter bleifarben hinter den grauen Türmen des Schlosses Dürande, die Sterbeglocke ging in einzelnen, abgebrochenen Klängen über die stille Gegend, die fremd und wie verwandelt in der seltsamen Beleuchtung heraufblickte. — Da sahen einige Holzhauer im Walde den wilden Jäger Renald mit seiner Büchse und dem Hunde eilig in die Morgenglut hinabsteigen; niemand wußte, wohin er sich gewendet.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen, das Schloß stand wie verzaubert in öder Stille, die Kinder gingen abends scheu vorüber, als ob es drin spuke. Da sah man eines Tages plötzlich droben mehrere Fenster geöffnet, buntes Reisegepäck lag auf dem Hof umher, muntere Stimmen schallten wieder auf den Treppen und Gängen, die Türen flogen hallend auf und zu und vom Turm fing die Uhr trostreich wieder zu schlagen an. Der junge Graf Dürande war, auf die Nachricht vom Tode seines Vaters, rasch und unerwartet von Paris zurückgekehrt. Unterwegs war er mehrmals verworrenen Zügen von Edelleuten begegnet, die schon damals flüch-

tend die Landstraßen bedeckten. Er aber hatte keinen Glauben an die Fremde und wollte ehrlich Freud und Leid mit seinem Vaterlande teilen. Wie hatte auch der erste Schreck aus der Ferne alles übertrieben! Er fand seine nächsten Dienstleute ergeben und voll Eifer, und überließ sich gern der Hoffnung, noch alles zum Guten wenden zu können.

In solchen Gedanken stand er an einem der offenen Fenster, die Wälder rauschten so frisch herauf, das hatte er so lange nicht gehört, und im Tale schlugen die Vögel und jauchzten die Hirten von den Bergen, dazwischen hörte er unten im Schloßgarten singen:

„Wär's dunkel, ich läg' im Walde,
Im Walde rauscht's so sacht,
Mit ihrem Sternenmantel
Bedecket mich da die Nacht,
Da kommen die Bächlein gegangen:
Ob ich schon schlafen tu?
Ich schlaf' nicht, ich hör' noch lange
Den Nachtigallen zu,
Wenn die Wipfel über mir schwanken,
Es klinget die ganze Nacht,
Das sind im Herzen die Gedanken,
Die singen, wenn niemand wacht."

Jawohl, gar manche stille Nacht, dachte der Graf, sich mit der Hand über die Stirn fahrend. — „Wer sang da?" wandte er sich dann zu den auspackenden Dienern; die Stimme schien ihm so bekannt. Ein Jäger meinte, es sei wohl der neue Gärtnerbursch aus Paris, der habe keine Ruhe gehabt in der Stadt; als sie fortgezogen, so sei er ihnen zu Pferde nachgekommen. „Der?" — sagte der Graf — er konnte sich kaum auf den Burschen besinnen. Über den Zerstreuungen des Winters in Paris war er nicht so oft in den Garten

gekommen; er hatte den Knaben nur selten gesehn und wenig beachtet, um so mehr freute ihn seine Anhänglichkeit.

Indes war es beinahe Abend geworden, da hieß der Graf noch sein Pferd satteln, die Diener verwunderten sich, als sie ihn bald darauf so spät und ganz allein noch nach dem Walde hinreiten sahen. Der Graf aber schlug den Weg zu dem nahen Nonnenkloster ein, und ritt in Gedanken rasch fort, als gält' es, ein lange versäumtes Geschäft nachzuholen; so hatte er in kurzer Zeit das stille Waldkloster erreicht. Ohne abzusteigen, zog er hastig die Glocke am Tor. Da stürzte ein Hund ihm entgegen, als wollte er ihn zerreißen, ein langer, bärtiger Mann trat aus der Klosterpforte und stieß den Köter wütend mit den Füßen; der Hund heulte, der Mann fluchte, eine Frau zankte drin im Kloster, sie konnte lange nicht zu Worte kommen. Der Graf, befremdet von dem seltsamen Empfang, verlangte jetzt schleunig die Priorin zu sprechen. — Der Mann sah ihn etwas verlegen an, als schämte er sich. Gleich aber wieder in alter Roheit gesammelt, sagte er, das Kloster sei aufgehoben und gehöre der Nation; er sei der Pächter hier. Weiter erfuhr nun der Graf noch, wie ein Pariser Kommissär das alles so rasch und klug geordnet. Die Nonnen sollten nun in weltlichen Kleidern hinaus in die Städte, heiraten und nützlich sein; da zogen alle in einer schönen stillen Nacht aus dem Tal, für das sie so lange gebetet, nach Deutschland hinüber, wo ihnen in einem Schwesterkloster freundliche Aufnahme angeboten worden.

Der überraschte Graf blickte schweigend umher, jetzt bemerkte er erst, wie die zerbrochenen Fenster im Winde klappten; aus einer Zelle unten sah ein Pferd schläfrig ins Grün hinaus, die Ziegen des Pächters weideten

unter umgeworfenen Kreuzen auf dem Kirchhof, niemand wagte es, sie zu vertreiben; dazwischen weinte ein Kind im Kloster, als klagte es, daß es geboren in dieser Zeit. Im Dorfe aber war es wie ausgekehrt, die Bauern guckten scheu aus den Fenstern, sie hielten den Grafen für einen Herrn von der Nation. Als ihn aber nach und nach einige wiedererkannten, stürzte auf einmal alles heraus und umringte ihn, hungrig, zerlumpt und bettelnd. Mein Gott, mein Gott, dachte er, wie wird die Welt so öde! — Er warf alles Geld, das er bei sich hatte, unter den Haufen, dann setzte er rasch die Sporen ein und wandte sich wieder nach Hause.

Es war schon völlig Nacht, als er in Dürande ankam. Da bemerkte er mit Erstaunen im Schlosse einen unnatürlichen Aufruhr, Lichter liefen von Fenster zu Fenster, und einzelne Stimmen schweiften durch den dunklen Garten, als suchten sie jemand. Er schwang sich rasch vom Pferde und eilte ins Haus. Aber auf der Treppe stürzte ihm schon der Kammerdiener mit einem versiegelten Blatte atemlos entgegen: es seien Männer unten, die es abgegeben und trotzig Antwort verlangten. Ein Jäger, aus dem Garten hinzutretend, fragte ängstlich den Grafen, ob er draußen dem Gärtnerburschen begegnet? der Bursch habe ihn überall gesucht, der Graf möge sich aber hüten vor ihm, er sei in der Dämmerung verdächtig im Dorf gesehen worden, ein Bündel unterm Arm, mit allerlei Gesindel sprechend, nun sei er gar spurlos verschwunden.

Der Graf, unterdes oben im erleuchteten Zimmer angelangt, erbrach den Brief und las in schlechter, mit blasser Tinte mühsam gezeichneter Handschrift: „Im Namen Gottes verordne ich hiermit, daß der Graf Hippolyt von Dürande auf einem mit dem gräflichen Wappen besiegelten Pergament die einzige Tochter des ver-

storbenen Försters am Schloßberg, Gabriele Dubois, als seine rechtmäßige Braut und künftiges Gemahl bekennen und annehmen soll. Dieses Gelöbnis soll heute bis elf Uhr nachts in dem Jägerhause abgeliefert werden. Ein Schuß aus dem Schloßfenster aber bedeutet: Nein. Renald."

„Was ist die Uhr?" fragte der Graf. — „Bald Mitternacht," erwiderten einige, sie hätten ihn solange im Walde und Garten vergeblich gesucht. — „Wer von euch sah den Renald, wo kam er her?" fragte er von neuem. Alles schwieg. Da warf er den Brief auf den Tisch. „Der Rasende!" sagte er, und befahl für jeden Fall die Zugbrücke aufzuziehen, dann öffnete er rasch das Fenster, und schoß ein Pistol, als Antwort, in die Luft hinaus. Da gab es einen wilden Widerhall durch die stille Nacht, Geschrei und Rufen und einzelne Flintenschüsse bis in die fernsten Schlünde hinein, und als der Graf sich wieder wandte, sah er in dem Saal einen Kreis verstörter Gesichter lautlos um sich her.

Er schalt sie Hasenjäger, denen vor Wölfen graute. „Ihr habt lange genug Krieg gespielt im Walde," sagte er, „nun wendet sich die Jagd, wir sind jetzt das Wild, wir müssen durch. Was wird es sein! Ein Tollhaus mehr ist wieder aufgeriegelt, der rasende Veitstanz geht durchs Land und der Renald geigt ihnen vor. Ich hab' nichts mit dem Volk, ich tat ihnen nichts als Gutes, wollen sie noch Besseres, sie sollen's ehrlich fordern, ich gäb's ihnen gern, abschrecken aber laß ich mir keine Hand breit meines alten Grund und Bodens; Trotz gegen Trotz!"

So trieb er sie in den Hof hinab, er selber half die Pforten, Luken und Fenster verrammen. Waffen wurden rasselnd von allen Seiten herbeigeschleppt, sein fröhlicher Mut belebte alle. Man zündete mitten im

Hofe ein großes Feuer an, die Jäger lagerten sich herum und gossen Kugeln in den roten Widerscheinen, die lustig über die stillen Mauern liefen — sie merkten nicht, wie die Raben, von der plötzlichen Helle aufgeschreckt, ächzend über ihnen die alten Türme umkreisten. — Jetzt brachte ein Jäger mit großem Geschrei den Hut und die Jacke des Gärtnerburschen, die er zu seiner Verwunderung beim Aufsuchen der Waffen im Winkel eines abgelegenen Gemaches gefunden. Einige meinten, das Bürschchen sei vor Angst aus der Haut gefahren, andere schworen, er sei ein Schleicher und Verräter, während der alte Schloßwart Nicolo, schlau lächelnd, seinem Nachbar heimlich etwas ins Ohr flüsterte. Der Graf bemerkte es. „Was lachst du?" fuhr er den Alten an; eine entsetzliche Ahnung flog plötzlich durch seine Seele. Alle sahen verlegen zu Boden. Da faßte er den erschrockenen Schloßwart hastig am Arm und führt ihn mit fort in einen entlegenen Teil des Hofes, wohin nur einige schwankende Schimmer des Feuers langten. Dort hörte man beide lange Zeit lebhaft miteinander reden, der Graf ging manchmal heftig an dem dunkeln Schloßflügel auf und ab, und kehrte dann immer wieder fragend und zweifelnd zu dem Alten zurück. Dann sah man sie in den offenen Stall treten, der Graf half selbst eilig den schnellsten Läufer satteln, und gleich darauf sprengte Nicolo quer über den Schloßhof, daß die Funken stoben, durchs Tor in die Nacht hinaus. „Reit' zu," rief ihm der Graf noch nach, „frag', suche bis ans Ende der Welt!"

Nun trat er rasch und verstört wieder zu den andern, zwei der zuverlässigsten Leute mußten sogleich bewaffnet nach dem Dorf hinab, um den Renald draußen aufzusuchen; wer ihn zuerst sähe, solle ihm sagen: er, der Graf, wolle ihm Satisfaktion geben wie einem Ka-

valier und sich mit ihm schlagen, Mann gegen Mann — mehr könne der Stolze nicht verlangen.

Die Diener starrten ihn verwundert an, er aber hatte unterdes einen rüstigen Jäger auf die Zinne gestellt, wo man am weitsten ins Land hinaussehen konnte. „Was siehst du?" fragte er, unten seine Pistolen ladend. Der Jäger erwiderte: die Nacht sei zu dunkel, er könne nichts unterscheiden, nur einzelne Stimmen höre er manchmal fern im Feld und schweren Tritt, als zögen viele Menschen lautlos durch die Nacht, dann alles wieder still. „Hier ist's lustig oben," sagte er, „wie eine Wetterfahne im Wind — was ist denn das?"

„Wer kommt?" fuhr der Graf hastig auf.

„Eine weiße Gestalt, wie ein Frauenzimmer," entgegnete der Jäger, „fliegt unten dicht an der Schloßmauer hin." — Er legte rasch seine Büchse an. Aber der Graf, die Leiter hinaufliegend, war schon selber droben und riß dem Zielenden heftig das Gewehr aus der Hand. Der Jäger sah ihn erstaunt an. „Ich kann auch nichts mehr sehen," sagte er dann halb unwillig und warf sich nun auf die Mauer nieder, über den Rand hinausschauend: „Wahrhaftig, dort an der Gartenecke ist noch ein Fenster offen, der Wind klappt mit den Laden, dort ist's hereingehuscht."

Die Zunächststehenden im Hofe wollten eben nach der bezeichneten Stelle hineilen, als plötzlich mehrere Diener, wie Herbstblätter im Sturm, über den Hof daherflogen; die Rebellen, hieß es, hätten im Seitenflügel eine Pforte gesprengt, andere meinten, der rotköpfige Waldwärter habe sie mit Hilfe eines Nachschlüssels heimlich durch das Kellergeschoß hereingeführt. Schon hörte man Fußtritte hallend auf den Gängen und Treppen und fremde, rauhe Stimmen da und dort, manchmal blitzte eine Brandfackel vorüberschweifend durch das

Fenster. — „Hallo, nun gilt's, die Gäste kommen, spielt auf zum Hochzeitstanze!" rief der Graf, in niegefühlter Mordlust aufschauernd. Noch war nur erst ein geringer Teil des Schlosses verloren; er ordnete rasch seine kleine Schar, fest entschlossen, sich lieber unter den Trümmern seines Schlosses zu begraben, als in diese rohen Hände zu fallen.

Mitten in dieser Verwirrung aber ging auf einmal ein Geflüster durch seine Leute, der Graf zeige sich doppelt im Schloß, der eine hatte ihn zugleich im Hof und am Ende eines dunkeln Ganges gesehen, einem andern war er auf der Treppe begegnet, flüchtig und auf keinen Anruf Antwort gebend, das bedeutete seit uralter Zeit dem Hause großes Unglück. Niemand hatte jedoch in diesem Augenblick das Herz und die Zeit, es dem Grafen zu sagen, denn soeben begann auch unten der Hof sich schon grauenhaft zu beleben; unbekannte Gesichter erschienen überall an den Kellerfenstern, die Keckſten arbeiteten sich gewaltsam hervor und sanken, ehe sie sich draußen noch aufrichten konnten, von den Kugeln der wachsamen Jäger wieder zu Boden, aber über ihre Leichen weg kroch und rang und hob es sich immer wieder von neuem unaufhaltsam empor, braune verwilderte Gestalten mit langen Vogelflinten, Stangen und Brecheisen, als wühlte die Hölle unter dem Schlosse sich auf. Es war die Bande des verräterischen Waldwärters, der ihnen heimtückisch die Keller geöffnet. Nur auf Plünderung bedacht, drangen sie sogleich nach dem Marstall und hieben in der Eile die Stränge entzwei, um sich der Pferde zu bemächtigen. Aber die edlen schlanken Tiere, von dem Lärm und der gräßlichen Helle verstört, rissen sich los und stürzten in wilder Freiheit in den Hof; dort mit zornigfunkelnden Augen und fliegender Mähne, sah man sie bäumend aus der Menge steigen

und Roß und Mann verzweifelnd durcheinander ringen beim wirren Wetterleuchten der Fackeln, Jubel und Todesschrei und die dumpfen Klänge der Sturmglocken dazwischen. Die versprengten Jäger fochten nur noch einzeln gegen die wachsende Übermacht; schon umringte das Getümmel immer dichter den Grafen, er schien unrettbar verloren, als der blutige Knäuel mit dem Ausruf: dort, dort ist er! sich plötzlich wieder entwirrte und alles dem andern Schloßflügel zuflog.

Der Graf, in einem Augenblick fast allein stehend, wandte sich tiefaufatmend und sah erstaunt das alte Banner des Hauses Dürande drüben vom Balkon wehen. Es wallte ruhig durch die wilde Nacht, auf einmal aber schlug der Wind wie im Spiel die Fahne zurück — da erblickte er mit Schaudern sich selbst dahinter, in seinen weißen Reitermantel tief gehüllt, Stirn und Gesicht von seinem Federbusch umflattert. Alle Blicke und Rohre zielten auf die stille Gestalt, doch dem Grafen sträubte sich das Haar empor, denn die Blicke des furchtbaren Doppelgängers waren mitten durch den Kugelregen unverwandt auf ihn gerichtet. Jetzt bewegte es die Fahne, es schien ihm ein Zeichen geben zu wollen, immer deutlicher und dringender ihn zu sich hinaufwinkend.

Eine Weile starrte er hin, dann, von Entsetzen überreizt, vergißt er alles andere und unerkannt den Haufen teilend, der wütend nach dem Haupttor dringt, eilt er selbst dem gespenstischen Schloßflügel zu. Ein heimlicher Gang, nur wenigen bekannt, führt seitwärts näher zum Balkon, dort stürzt er sich hinein; schon schließt die Pforte sich schallend hinter ihm, er tappt am Pfeiler einsam durch die stille Halle, da hört er atmen neben sich, es faßt ihn plötzlich bei der Hand, schauernd sieht er das Banner und den Federbusch im Dunkeln wieder schimmern. Da, den weißen Mantel zurück-

schlagend, stößt es unten rasch eine Tür auf nach dem stillen Feld, ein heller Mondblick streift blendend die Gestalt, sie wendet sich. — „Um Gottes willen, Gabriele!" ruft der Graf und läßt verwirrt den Degen fallen.

Das Mädchen stand bleich, ohne Hut vor ihm, die schwarzen Locken aufgeringelt, rings von der Fahne wunderbar umgeben. Sie schien noch atemlos. „Jetzt zaudere nicht," sagte sie, den ganz Erstaunten eilig nach der Tür drängend, „der alte Nicolo harrt deiner draußen mit dem Pferde. Ich war im Dorf, der Renald wollte mich nicht wiedersehn, so rannte ich ins Schloß zurück, zum Glück stand noch ein Fenster offen, da fand ich dich nicht gleich und warf mich rasch in deinen Mantel. Noch merken sie es nicht, sie halten mich für dich; bald ist's zu spät, laß mich und rette dich, nur schnell!" — Dann setzte sie leiser hinzu: „Und grüße auch das schöne Fräulein in Paris, und betet für mich, wenn's euch wohlgeht."

Der Graf aber, in tiefster Seele bewegt, hatte sie schon fest in beide Arme genommen und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küssen. Da wand sie sich schnell los. „Mein Gott, liebst du mich denn noch, ich meinte, du freitest um das Fräulein?" sagte sie voll Erstaunen, die großen Augen fragend zu ihm aufgeschlagen. — Ihm war's auf einmal, wie in den Himmel hineinzusehen. „Die Zeit fliegt heut entsetzlich," rief er aus, „dich liebte ich immerdar, da nimm den Ring und meine Hand auf ewig, und so verlaß mich Gott, wenn ich je von dir lasse!" — Gabriele, von Überraschung und Freude verwirrt, wollte niederknien, aber sie taumelte und mußte sich an der Wand festhalten. Da bemerkte er erst mit Schrecken, daß sie verwundet war. Ganz außer sich riß er sein Tuch vom Halse, suchte eilig mit Fahne, Hemd und Kleidern das Blut zu stillen, das auf einmal

unaufhaltsam aus vielen Wunden zu quellen schien. In steigender, unsäglicher Todesangst blickte er nach Hilfe ringsumher, schon näherten sich verworrene Stimmen, er wußte nicht, ob es Freund oder Feind. Sie hatte währenddes den Kopf müde an seine Schultern gelehnt. „Mir flimmert's so schön vor den Augen," sagte sie, „wie dazumal, als du durchs tiefe Abendrot noch zu mir kamst; nun ist ja alles, alles wieder gut."

Da pfiff plötzlich eine Kugel durch das Fenster herein. „Das war der Renald!" rief der Graf, sich nach der Brust greifend; er fühlte den Tod im Herzen. — Gabriele fuhr hastig auf. „Wie ist dir?" fragte sie erschrocken. Aber der Graf, ohne zu antworten, faßte heftig nach seinem Degen. Das Gesindel war leise durch den Gang herangeschlichen, auf einmal sah er sich in der Halle von bewaffneten Männern umringt. — „Gute Nacht, mein liebes Weib!" rief er da; und mit letzter, übermenschlicher Gewalt das von der Fahne verhüllte Mädchen auf den linken Arm schwingend, bahnt' er sich eine Gasse durch die Plünderer, die ihn nicht kannten und verblüfft von beiden Seiten vor dem Wütenden zurückwichen. So hieb er sich durch die offene Tür glücklich ins Freie hinaus, keiner wagte ihm aufs Feld zu folgen, wo sie in den schwankenden Schatten der Bäume einen heimlichen Hinterhalt besorgten.

Draußen aber rauschten die Wälder so kühl. „Hörst du die Hochzeitsglocken gehn?" sagte der Graf; „ich spür' schon Morgenluft." — Gabriele konnte nicht mehr sprechen, aber sie sah ihn still und selig an. — Immer ferner und leiser verhallten unterdes schon die Stimmen vom Schlosse her, der Graf wankte verblutend, sein steinernes Wappenschild lag zertrümmert im hohen Gras, dort stürzt' er tot neben Gabrielen zusammen. Sie atmeten nicht mehr, aber der Himmel funkelte von

Sternen, und der Mond schien prächtig über das Jägerhaus und die einsamen Gründe; es war, als zögen Engel singend durch die schöne Nacht. —

Dort wurden die Leichen von Nicolo gefunden, der vor Ungeduld schon mehrmals die Runde um das Haus gemacht hatte. Er lud beide mit dem Banner auf das Pferd, die Wege standen verlassen, alles war im Schloß, so brachte er sie unbemerkt in die alte Dorfkirche. Man hatte dort vor kurzem erst die Sturmglocke geläutet, die Kirchtür war noch offen. Er lauschte vorsichtig in die Nacht hinaus, es war alles still, nur die Linden säuselten im Wind, vom Schloßgarten hörte er die Nachtigallen schlagen, als ob sie im Traume schluchzten. Da senkte er betend das stille Brautpaar in die gräfliche Familiengruft und die Fahne darüber, unter der sie noch heut' zusammen ausruhn. Dann aber ließ er mit traurigem Herzen sein Pferd frei in die Nacht hinauslaufen, segnete noch einmal die schöne Heimatsgegend und wandte sich rasch nach dem Schloß zurück, um seinen bedrängten Kameraden beizustehen; es war ihm, als könnte er nun selbst nicht länger mehr leben.

Auf den ersten Schuß des Grafen aus dem Schloßfenster war das raubgierige Gesindel, das durch umlaufende Gerüchte von Renalds Anschlag wußte, aus allen Schlupfwinkeln hervorgebrochen, er selbst hatte in der offenen Tür des Jägerhauses auf die Antwort gelauert und sprang bei dem Blitz im Fenster wie ein Tiger allen voraus, er war der erste im Schloß. Hier, ohne auf das Treiben der andern zu achten, suchte er mitten zwischen den pfeifenden Kugeln in allen Gemächern, Gängen und Winkeln unermüdlich den Grafen

auf. Endlich erblickt' er ihn durchs Fenster in der Halle, er hört' ihn drin sprechen, ohne Gabrielen in der Dunkelheit zu bemerken. Der Graf kannte den Schützen wohl, er hatte gut gezielt. Als Renald ihn getroffen taumeln sah, wandte er sich tiefaufatmend — sein Richteramt war vollbracht.

Wie nach einem schweren, löblichen Tagewerke, durchschritt er nun die leeren Säle in der wüsten Einsamkeit zwischen zertrümmerten Tischen und Spiegeln, der Zugwind strich durch alle Zimmer und spielte traurig mit den Fetzen der zerrissenen Tapeten.

Als er durchs Fenster blickte, verwunderte er sich über das Gewimmel fremder Menschen im Hofe, die ihm geschäftig dienten wie das Feuer dem Sturm. Ein seltsam Gelüsten funkelte ihn da von den Wänden an aus dem glatten Getäfel, in dem der Fackelschein sich verwirrend spiegelte, als äugelte der Teufel mit ihm. — So war er in den Gartensaal gekommen. Die Tür stand offen, er trat in den Garten hinaus. Da schauerte ihn in der plötzlichen Kühle. Der untergehende Mond weilte noch zweifelnd am dunkeln Rand der Wälder, nur manchmal leuchtete der Strom noch herauf, kein Lüftchen ging, und doch rührten sich die Wipfel, und die Alleen und geisterhaften Statuen warfen lange, ungewisse Schatten dazwischen, und die Wasserkünste spielten und rauschten so wunderbar durch die weite Stille der Nacht. Nun sah er seitwärts auch die Linde und die mondbeglänzte Wiese vor dem Jägerhause; er dachte sich die verlorne Gabriele wieder in der alten, unschuldigen Zeit als Kind mit den langen dunkeln Locken, es fiel ihm immer das Lied ein: „Gute Nacht, mein Vater und Mutter, wie auch mein stolzer Bruder," — es wollte ihm das Herz zerreißen, er sang verwirrt vor sich hin, halb wie im Wahnsinn:

„Meine Schwester, die spielt an der Linde. —
Stille Zeit, wie so weit, so weit!
Da spielten so schöne Kinder
Mit ihr in der Einsamkeit.

Von ihren Locken verhangen,
Schlief sie und lachte im Traum,
Und die schönen Kinder sangen
Die ganze Nacht unterm Baum.

Die ganze Nacht hat gelogen,
Sie hat mich so falsch gegrüßt,
Die Engel sind fortgeflogen
Und Haus und Garten stehn wüst.

Es zittert die alte Linde
Und klaget der Wind so schwer,
Das macht, das macht die Sünde —
Ich wollt', ich läg' im Meer.

Die Sonne ist untergegangen
Und der Mond im tiefen Meer,
Es dunkelt schon über dem Lande;
Gute Nacht! seh' dich nimmermehr."

„Wer ist da?" rief er auf einmal in den Garten hinein. Eine dunkle Gestalt unterschied sich halb kenntlich zwischen den wirren Schatten der Bäume; erst hielt er es für eins der Marmorbilder, aber es bewegte sich, er ging rasch darauf los, ein Mann versuchte sich mühsam zu erheben, sank aber immer wieder ins Gras zurück. „Um Gott, Nicolo, du bist's!" rief Renald erstaunt; „was machst du hier?" — Der Schloßwart wandte sich mit großer Anstrengung auf die andere Seite, ohne zu antworten.

„Bist du verwundet?“ sagte Renald, besorgt näher tretend, „wahrhaftig an dich dacht' ich nicht in dieser Nacht. Du warst mir der liebste immer unter allen, treu, zuverlässig, ohne Falsch; ja, wär' die Welt wie du! Komm nur mit mir, du sollst herrschaftlich leben jetzt im Schloß auf deine alten Tage, ich will dich über alle stellen.“

Nicolo aber stieß ihn zurück: „Rühre mich nicht an, deine Hand raucht noch von Blut.“

„Nun,“ entgegnete Renald finster, „ich meine, ihr solltet mir's alle danken, die wilden Tiere sind verstoßen in den wüsten Wald, es bekümmert sich niemand um sie, sie müssen sich ihr Futter selber nehmen — bah, und was ist Brot gegen Recht?“

„Recht?“ sagte Nicolo, ihn lange starr ansehend, „um Gotteswillen, Renald, ich glaube gar, du wußtest nicht“ —

„Was wußt' ich nicht?“ fuhr Renald hastig auf.

„Deine Schwester Gabriele —“

„Wo ist sie?“

Nicolo wies schweigend nach dem Kirchhof; Renald schauderte heimlich zusammen. „Deine Schwester Gabriele“, fuhr der Schloßwart fort, „hielt schon als Kind immer große Stücke auf mich, du weißt es ja; heut abend nun in der Verwirrung, eh's noch losging, hat sie in ihrer Herzensangst mir alles anvertraut.“

Renald zuckte an allen Gliedern, als hinge in der Luft das Richtschwert über ihm. „Nicolo,“ sagte er drohend, „belüg' mich nicht, denn dir, gerade dir glaube ich.“

Der Schloßwart, seine klaffende Brustwunde zeigend, erwiderte: „Ich rede die Wahrheit, so wahr mir Gott helfe, vor dem ich noch in dieser Stunde stehen

werde! — Graf Hippolyt hat deine Schwester nicht entführt."

„Hoho," lachte Renald, plötzlich wie aus unsäglicher Todesangst erlöst, „ich sah sie selber in Paris am Fenster in des Grafen Haus."

„Ganz recht," sagte Nicolo, „aus Lieb' ist sie bei Nacht dem Grafen heimlich nachgezogen aus dem Kloster." —

„Nun siehst du, siehst du wohl? ich wußt's ja doch. Nur weiter, weiter," unterbrach ihn Renald; große Schweißtropfen hingen in seinem wildverworrenen Haar.

„Das arme Kind," erzählte Nicolo wieder, „sie konnte nicht vom Grafen lassen; um ihm nur immer nahe zu sein, hat sie verkleidet als Gärtnerbursche sich verdungen im Palast, wo sie keiner kannte."

Renald, aufs äußerste gespannt, hatte sich unterdes neben dem Sterbenden, der immer leiser sprach, auf die Knie hingeworfen, beide Hände vor sich auf die Erde gestützt. „Und der Graf," sagte er, „der Graf, aber der Graf, was tat der? Er lockte, er kirrte sie, nicht wahr?"

„Wie sollt' er's ahnen?" fuhr der Schloßwart fort; „er lebte wie ein loses Blatt im Sturm von Fest zu Fest. Wie oft stand sie des Abends spät in dem verschneiten Garten vor des Grafen Fenstern, bis er nach Hause kam, wüst, überwacht — er wußte nichts davon bis heute abend. Da schickt' er mich hinaus, sie aufzusuchen; sie aber hatte sich dem Tode schon geweiht, in seinen Kleidern euch täuschend wollte sie eure Kugeln von seinem Herzen auf ihr eigenes wenden — o jammervoller Anblick — so fand ich beide tot im Felde Arm in Arm — der Graf hat ehrlich sie geliebt bis in den Tod — sie beide sind schuldlos — rein — Gott sei uns allen gnädig!"

Renald war über diese Worte ganz still geworden, er horchte noch immer hin, aber Nicolo schwieg auf ewig, nur die Gründe rauschten dunkel auf, als schauderte der Wald.

Da stürzte auf einmal vom Schloß die Bande siegestrunken über Blumen und Beete daher, sie schrien vivat und riefen den Renald im Namen der Nation zum Herrn von Dürande aus. Renald, plötzlich sich aufrichtend, blickte wie aus einem Traum in die Runde. Er befahl, sie sollten schleunig alle Gesellen aus dem Schlosse treiben und keiner, bei Lebensstrafe, es wieder betreten, bis er sie riefe. Er sah so schrecklich aus, sein Haar war grau geworden über Nacht, niemand wagte es, ihm jetzt zu widersprechen. Darauf sahen sie ihn allein rasch und schweigend in das leere Schloß hineingehen, und während sie noch überlegen, was er vor hat und ob sie ihm gehorchen oder dennoch folgen sollen, ruft einer erschrocken aus: „Herr Gott, der rote Hahn ist auf dem Dach!“ und mit Erstaunen sehen sie plötzlich feurige Spitzen bald da bald dort aus den zerbrochenen Fenstern schlagen und an dem trocknen Sparrwerk hurtig nach dem Dache klettern. Renald, seines Lebens müde, hatte eine brennende Fackel ergriffen und das Haus an allen vier Ecken angesteckt. — Jetzt, mitten durch die Lohe, die der Zugwind wirbelnd faßte, sahen sie den Schrecklichen eilig nach dem Eckturme schreiten, es war, als schlüge Feuer auf, wohin er trat. Dort in dem Turme liegt das Pulver, hieß es auf einmal, und voll Entsetzen stiebte alles über den Schloßberg auseinander. Da tat es gleich darauf einen furchtbaren Blitz und donnernd stürzte das Schloß hinter ihnen zusammen. Dann wurde alles still; wie eine Opferflamme, schlank, mild und prächtig stieg das Feuer zum gestirnten Himmel auf, die Gründe und

Wälder ringsumher erleuchtend — den Renald sah man nimmer wieder.

Das sind die Trümmer des alten Schlosses Dürande, die weinumrankt in schönen Frühlingstagen von den waldigen Bergen schauen. — Du aber hüte dich, das wilde Tier zu wecken in der Brust, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich selbst zerreißt.

Des Lebens Überfluß.

Einleitung.

Die in der Urania auf 1839 veröffentlichte Novelle hat einige Ähnlichkeit mit der ersten Tieckschen Novelle „Die Gemälde" (Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1822). Ein leichtlebiger junger Mann, der sein väterliches Erbteil durchgebracht hat und infolge seines leichtsinnigen Wandels bei der Bewerbung um die Hand der Tochter eines reichen Sonderlings abgewiesen worden ist, feiert am Dreikönigsabend mit seinen Freunden ein Abschiedsfest. Nachdem aller Holzvorrat aufgebraucht ist, macht einer der Saufkumpane den tollen Vorschlag, die unnütze Wandvertäfelung herabzureißen und in dem großen, altfränkischen Kamin ein herrliches Feuer anzuzünden. Unter großem Lärm und abscheulicher Musik geht das Zerstörungswerk vor sich, das durch das Erscheinen der Wache gestört wird. Bloß der Held Eduard setzt das Werk fort und entdeckt nun eine längst verloren geglaubte kostbare Gemäldesammlung. Er schenkt sie dem eigensinnigen Sonderling, dem Rat Walter, und erhält nun die Hand der geliebten Sophie. Wie hier Leichtsinn und Übermut von Erfolg gekrönt sind, so erhält auch der Held in „des Lebens Überfluß", der leichtsinnige Dichter Heinrich Brand, durch eine eigentümliche glückliche Verkettung der Umstände in der äußersten Not Hilfe und schließlich die Verzeihung seines Schwiegervaters.

Jak. Minor nennt diese Novelle „ein reizendes, schelmisches Stück; und mehr ist die Verwandtschaft, welche Tiecks kapriziöses Talent mit dem Heineschen in mehr als einer Beziehung hatte, nie hervorgetreten" (Akademische Blätter, 1884 S. 210). Die Komposition der Novelle ist folgende: Das Faktum eines aufsehenerregen-

den Tumultes wird an die Spitze gestellt. Ort und Zeit sind ziemlich unbestimmt gelassen. Die Ereignisse spielen sich in einem bevölkerten Vorort einer deutschen Residenzstadt ab, gegen Ende Februar eines nicht bezeichneten Jahres, das aber einen der härtesten Winter zu verzeichnen hat. Ein junges, den besseren Ständen angehörendes Paar soll aus näher nicht bekannten Umständen delogiert werden. Die eigentliche Novelle erzählt nun die Vorgeschichte dieses Ereignisses: Die Flitterwochen des jungen entflohenen Ehepaares, die in Wahrheit sich schon weit über ein Jahr erstrecken. Der Einzug in das seltsame Haus der Vorstadt, das erst im Verlaufe der Erzählung umständlich beschrieben wird, war bereits in den ersten Tagen des vorausgegangenen Sommers erfolgt. Der Dichter unterrichtet uns aber direkt bloß über die Erlebnisse der letzten Zeit, von Weihnachten bis gegen Ende Februar, alles Vorhergehende erfahren wir teils aus den Gesprächen der Liebenden, teils aus einem Tagebuche, das dem Dichter Heinrich Brand unterschoben wird. Dessen Lektüre, die sonderbarerweise mit dem Ende beginnt, bildet ja einen Hauptteil der Beschäftigung des von der Außenwelt ganz abgeschlossen lebenden Paares. Hier wird sogleich ein echt romantischer Grundsatz vorgetragen: „Immer muß alles echte Wissen, alles Kunstwerk und gründliche Denken in einen Kreis zusammenschlagen und Anfang und Ende innigst vereinigen wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt."

Wie verschiedene andere Novellen Tiecks praktische Belege für die romantische Anschauung sind, daß alles und jedes, selbst die gewöhnlichsten Vorkommnisse und Pflichten des Lebens, zur höchsten Kunst gesteigert werden könne, so wird in der vorliegenden Novelle die Kunst, in der Not zu lachen, praktisch und theoretisch dargelegt. Die durch Leichtsinn verursachte Armut wird mit einer Gloriole versehen, wie sie blendender nicht gedacht werden kann. Auch Jean Paul läßt seinen Armenadvokaten Siebenkäs die Armut, die er übrigens nicht selbst verschuldet hat, sondern in die er durch einen betrügerischen Vormund gestürzt worden ist, mit innerer Seelenheiterkeit ertragen. Während aber diese Armut die innersten Gegensätze zwischen ihm und seiner Frau Lenette zum Leben bringt und schließlich zur Lösung der Ehe führt, hat Tieck seinem Helden eine Lebensgefährtin an die

Seite gegeben, die ihm das Ertragen der Not zur Lust macht und ihm eine wirkliche Stütze ist. „Haben wir es nicht selbst erlebt," sagt Klara einmal, „daß auch die Armut ihre Reize hat?" Gerade in der Armut und durch sie entfaltet sich der schönste harmonische Zusammenklang beider gleichgestimmten Seelen, sie überbieten sich gegenseitig im Verzicht auf die gewöhnlichsten äußeren Bedürfnisse und schwelgen bloß in der Liebe und in dem gemeinsamen Genusse des innerlichst Persönlichen, wie es Gedanke und Traum sind. Und dabei ist Heinrich noch weit ärmer und besitzloser als Siebenkäs. „Wenn wir Millionärs wären wie jener Siebenkäs", läßt Tieck einmal seinen Heinrich ausrufen. „Wie dieser Humorist sich aber helfen würde, wenn er in unsrer Lage wäre, bleibt mir doch ein Rätsel."

Köstlich ist es nun zu sehen, was alles zu den Überflüssigkeiten des Lebens gehört und wie reich sich die beiden noch obendrein in ihrer Armut und Blöße fühlen, so daß sie sich Adam und Eva im Paradiese vergleichen können. Bücher, Tinte, Feder und Papier, Tafeltuch und Servietten sind solche Überflüssigkeiten des Lebens. Da sie noch über Wassergläser verfügen, so fühlt sich Heinrich durch diesen Besitz reicher als die reichsten Fürsten des Altertums. Der fast möbelleere Raum ihres Wohnzimmers verschafft ihnen erst den Genuß wahrer Freiheit und Behaglichkeit. Die wunderbaren, mannigfach geformten Eisblumen an den Fenstern gelten ihnen als wertvolle Bildergalerie. Das Waschfest der einzigen ihnen treu gebliebenen Dienerin verschafft ihnen den Luxus eines schwelgerischen Mahles. Dem drohenden Holzmangel weiß Heinrich zuerst dadurch abzuhelfen, daß er, ein anderer Robinson, die schönen Eichenstämme des Treppengeländers kunstgerecht spaltet. Da jedoch die Winterkälte anhält, müssen auch die Treppenstufen, 22 an der Zahl, allmählich daran, eine Art Kohlenbergwerk für die Verarmten abzugeben. Nicht weniger als sechs Gründe weiß Heinrich anzuführen, um die Bedenken der besorgten Gattin zu zerstreuen. Dem Hauseigentümer aber wünscht er die Phantasie des „großen Don Quichotte", der nicht so prosaisch war, sich zu erkundigen, wo der Raum seines Bücherzimmers hingekommen sei. Es bangt ihm allerdings vor den kommenden bösen Verwicklungen zwischen oben und unten und davor, wie er dem rationalistischen

Herrn Emmerich von seinem höhern Standpunkt aus die Überflüssigkeit einer so gemeinen Stufenleiter erklären und verdeutlichen solle. Es bleibt eine Szene von unwiderstehlichem Reiz und unerschöpflicher Komik, die nie ihre Wirkung verfehlen wird, wie sich Heinrich zu dem Inquisitionsverfahren des über den Verlust der schönen breiten Stufen höchst unglücklichen Hauseigentümers verhält, wie er mit Berufung auf seine Zwangslage diese „Anleihe" verteidigt. Eine ähnliche Situationskomik ergibt sich aus der Art und Weise, wie sich der Treppenräuber Heinrich, wie ein anderer Götz in seinem Jaxthausen, der Angriffe der Polizei zu erwehren sucht.

Das Hereinziehen der Polizei, die Rolle, die sie in der Erzählung spielt, der Hinweis auf die Revolutionsfurcht, das Demagogentum, die verbotenen Gesellschaften, das Sektenwesen, die Berufung auf Saint Simon, all das verrät die öffentliche Stimmung, weist hin auf die religiösen und politischen Strömungen der Zeit, da die Novelle geschrieben wurde. Wie in anderen Erzählungen desselben Verfassers wird aber bloß im allgemeinen der politische und öffentliche Charakter der Zeit als Hintergrund aufgerollt. Durch die Erwähnung der turbulenten, eine neue Lebensepoche ankündenden Zeitläufte wird jedoch der Leser im Genusse der köstlichen und humorvollen Idylle keineswegs gestört. Echt romantisch, unvermittelt und überraschend ist auch der ziemlich rasche Abschluß des Ganzen. Wie ein deus ex machina erscheint der längst verschollene Freund Vandelmeer als rettender Engel und befreit die Helden der Erzählung aus ihrer unbehaglichen und peinvollen Situation. Aber auch dieser Schluß fügt sich vortrefflich in den Rahmen des Ganzen, diese Art der Lösung des Knotens steht in genauem ideellem Zusammenhange mit dem Tenor dieser Humoreske des Leichtsinns. Das seltsam gebundene rare Exemplar des Chaucer in der kostbaren alten Ausgabe von Caxton mit dem verräterischen Vorsteckblatte, das die Geschichte der Schenkung erzählt und auch die genaue Bezeichnung der Wohnungsadresse des flüchtigen Entführers enthält, ist in leichtsinniger Weise, sogar unter dem Preise von seinem Besitzer Brand verschleudert worden. Dem Glücksvogel geht aber nun, wie man sieht, sogar diese Angelegenheit, die unter andern Umständen recht gefährlich hätte enden können, prächtig aus. Vandel-

meer hat das Exemplar gerade an seinen Eigentümlichkeiten erkannt und von dem Londoner Bücherantiquar wieder erstanden: und so ist dieses Buch „wunderbarerweise die Treppe" geworden, die die lange getrennten Freunde wieder miteinander vereinigt hat.

Ältere romantische Ideen leben in dieser Novelle wieder auf, ihre nahe Berührung mit manchen jungdeutschen Tendenzen wird dargetan. Darin mag eine gewisse Absichtlichkeit gelegen sein, um den Jungdeutschen, die den alternden, von seinen früheren romantischen Genossen ziemlich isoliert lebenden Tieck mit ihrer Feindschaft verfolgten, zu zeigen, daß die Kluft zwischen ihnen und den Romantikern durchaus nicht so groß sei, wie sie beweisen wollten.

Wenn Tieck den jungen Dichter Heinrich Brand in Begeisterung ausrufen läßt: „Ja, wir verstehen uns; unsre Liebe ist die wahre Ehe," so erinnern wir uns der ganz ähnlichen begeisterten Worte von Friedrich Schlegels Julius in der „Lucinde", worin er den „hohen Leichtsinn" seiner Ehe mit der Geliebten preist (siehe Reclam, Nr. 320, S. 9). Ebensogut hätte Heinrich Heine, der begeisterte Anhänger der Restaurations- und Emanzipationsgedanken der „Brüder in Saint Simon", den obigen Satz als Grundgesetz seines Lebens verkünden können. Das romantische Ideal der Weiblichkeit läßt Tieck durch Klara entwickeln: „Das Weib hat in ihrer Liebe immer jene zweite antwortende Stimme oder den richtigen Gegenruf des Geistes." Falsch dagegen sei das Ideal „des nachhallenden Echos", worauf die meisten Männer schwören und das sie „Naturlaut, Seelenklang" nennen, was in Wirklichkeit bloß „nachbetender oder nachbuchstabierter Schall unverstandener Floskeln ist." In der Betonung der Selbständigkeit, der Individualität der Frau trifft Tieck mit weit zurückliegenden Arbeiten der älteren Romantiker zusammen, mit Friedrich Schlegels Diotima-Aufsatz, mit Schleiermachers Verteidigungsschrift der Lucinde. „Die Frau ist Selbstzweck und nicht ein bloßes Mittel", sagt Schleiermacher, der auch in den „Monologen" das Recht des Individuums vertritt und bis zu den äußersten Konsequenzen verteidigt. Im Sinne dieses Moralphilosophen, der sich in gerechter Entrüstung über die verlogene Moral der Aufklärung in verschiedenen Schriften dagegen ausspricht und in den Monologen

Freundschaft und Ehe auf eine neue Basis stellt, kämpft auch Tieck gegen den Egoismus und die Rücksichtslosigkeit seiner Zeit: „Alles was unser Leben schön machen soll," sagt Heinrich Brand, „beruht auf einer Schonung, daß wir die liebliche Dämmerung, vermöge welcher alles Edle in sanfter Befriedigung schwebt, nicht zu grell erleuchten." „Selbst der vertraute Freund, der Liebende, muß den geliebten Freund schonend lieben, schonend das Geheimnis des Lebens mit ihm träumen und in gegenseitiger inniger Liebe die Täuschung der Erscheinung nicht zerstören wollen." Damit stimmt überein, was Tieck gelegentlich einmal in die Formel gekleidet hat: „Man darf in der Freundschaft das Geheimnis der Entzweiung nicht vergessen." Wie es sich aber mit den schönen und doch so geheimnisvollen Naturerscheinungen und -objekten, mit dem Menschenleben, mit Liebe und Freundschaft verhält, so „wird es wohl auch mit jenen mystischen Gegenständen, dem Staate, der Religion und der Offenbarung, nicht anders sein". Einzelne Mißbräuche, selbst offenkundige Schäden gäben nicht das Recht, das Geheimnis selbst anzurühren. Religiöse Ehrfurcht und Schonung der durch Jahrhunderte sanktionierten Institutionen sei notwendig. Mit einer nicht schwer zu deutenden Geste gegen die destruierenden Elemente seiner Zeit beklagt der Dichter, daß über der kleinlichen Beurteilung des einzelnen der Sinn für das große Ganze und Unteilbare abhanden gekommen sei. „Sucht und Kraft zu vernichten, ist aber geradezu der Gegensatz alles Talentes und wird endlich zu Unfähigkeit, irgend die Erscheinung in ihrer Fülle zu verstehen. Immer ‚Nein' sprechen, ist gar nicht sprechen."

An eine eigene Liebhaberei des Dichters in jüngeren Jahren, Bücherauktionen anzuwohnen, knüpft die Geschichte des Traumes an, den Heinrich der Gattin erzählt. Wenn Klara ihr Anrecht auf die Mitteilung des Traumes damit verteidigt, daß die Träume des Geliebten als Ergüsse seines Herzens und seiner Phantasie auch ihr Eigentum seien, ja, daß sie beim Gedanken daran, daß mancher Traum den Geliebten von ihr trenne, eifersüchtig werden könnte, so denkt man an eine ganz ähnlich lautende Stelle im Briefe Julius' an Lucinde: „Köstlich ist aber deine schöne Eifersucht auf meine Phantasie . . . Das bezeichnet recht die Grenzenlosigkeit deiner Treue"

(a. a. O. S. 74). Der Form nach ist der Traum die bei den Romantikern so beliebte Einschaltung einer kurzen Geschichte in eine größere Erzählung. Ihre moralisierende Tendenz läßt Tieck durch Klara charakterisieren: „Sie ist, nur in ein etwas grelles Licht gestellt, die Geschichte vieler Menschen, die sich alle so teuer wie möglich verkaufen. Diese wunderliche Auktion geht freilich durch die Einrichtung aller Staaten.“ An die Stelle des begeisterten nationalen Zusammenwirkens in den Jahren der Befreiungskriege war ja längst wieder der Partikularismus der Kleinstaaterei getreten, die gewaltigen, zielbewußten, auf nationale Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes mit Macht hinstrebenden Männer der Tat waren längst durch kleinliche, egoistischen Interessen und einer unehrlichen Schacherpolitik dienende Geister abgelöst worden. Dieses Raisonnement wird man ebenso wie die Klagen über die aus der menschlichen Gesellschaft immer mehr schwindende Treue und über das mangelnde Pflichtgefühl der Zeit dem alternden Dichter aufs Konto schreiben müssen. Selbst die Niederen, die dienende Klasse wolle ihre Pflichten nicht mehr anerkennen und als unzeitgemäß ablehnen. Im Gegensatze zu diesen Bestrebungen preist der Dichter die „alten poetischen Zeiten“, wo Treue viel mehr galt als streng verklausulierte Kontrakte, wo die Diener noch in wahrer Liebe und Selbstaufopferung allein ihren Herren lebten.

Als Muster einer solchen zuverlässigen und aufopfernden Dienerin gilt die alte Christine, die Amme der Frau Klara. Unter den Nebenfiguren ist sie am genauesten charakterisiert. Ganz in anderem Sinne als die alltäglichen Kalibans, die bloß eigennützigen Diener, habe sie in ihrem stillen, ehrlichen Herzen zu Klara, ohne es auszusprechen, gesagt: „Bitte, sei mein Gott!“ Aber nicht wie jener Kaliban (in Shakespeares „Sturm“) oder jene Weltmenschen, um Wein und Würden zu erhalten: — sondern damit Klara ihr die Erlaubnis gebe, zu entbehren, zu hungern und zu dürsten und bis in die Nacht hinein für sie zu arbeiten“. Ihre Ergebenheit und dienstbeflissene Hingabe ist auch in der Tat ein seltenes und rührendes Beispiel der Selbstlosigkeit und des Opfermutes. Die Gestalt des alten, grämlichen Hauswirts, der mit allen Gründen der Vernunft die aberwitzig-phantastische und gelehrte Verteidigung Heinrichs wegen des

Verbrauches der Treppe zurückweist, tritt bloß im letzten Teile der Erzählung, der aus dem Tone ruhiger idyllischer Betrachtung in dramatische Lebendigkeit übergeht, etwas stärker hervor. In schattenhaftem Dunkel bleiben die übrigen Personen. Die Helden der Erzählung, Heinrich und Klara, exponieren ihren Charakter in Reden und Gegenreden, aber auch da ist Klara mehr in den Hintergrund gerückt. Ihr den realen Bedürfnissen etwas mehr zugewandter Sinn, wodurch sie, trotz der innersten seelischen Harmonie, zu ihrem leichtsinnigen und schwärmerischen Gatten in einen leichten Gegensatz kommt, wird von Heinrich öfters „prosaisch" genannt.

In einem der härtesten Winter war gegen Ende des Februar ein sonderbarer Tumult gewesen, über dessen Entstehung, Fortgang und Beruhigung die seltsamsten und widersprechendsten Gerüchte in der Residenz umliefen. Es ist natürlich, daß, wenn alle Menschen sprechen und erzählen wollen, ohne den Gegenstand ihrer Darstellung zu kennen, auch das Gewöhnliche die Farbe der Fabel annimmt.

In der Vorstadt, die ziemlich bevölkert ist, hatte sich in einer der engsten Straßen das Abenteuer zugetragen. Bald hieß es, ein Verräter und Rebell sei entdeckt und von der Polizei aufgehoben worden, bald, ein Gottesleugner, der mit andern Atheisten verbrüdert das Christentum mit seiner Wurzel ausrotten wollen, habe sich nach hartnäckigem Widerstand den Behörden ergeben und sitze nun so lange fest, bis er in der Einsamkeit bessere Grundsätze und Überzeugungen finde. Er habe sich aber vorher noch in seiner Wohnung mit alten Doppelhaken, ja sogar mit einer Kanone verteidigt, und es sei, bevor er sich ergeben, Blut geflossen, so daß das Konsistorium wie das Kriminalgericht wohl auf seine Hinrichtung antragen werde. Ein politischer Schuh-

macher wollte wissen, der Verhaftete sei ein Emissär, der als das Haupt vieler geheimen Gesellschaften mit allen Revolutionsmännern Europas in innigster Verbindung stehe; er habe alle Fäden in Paris, London und Spanien wie in den östlichen Provinzen gelenkt, und es sei nahe daran, daß im äußersten Indien eine ungeheure Empörung ausbrechen und sich dann gleich der Cholera nach Europa herüberwälzen werde, um allen Brennstoff in lichte Flammen zu setzen.

So viel war ausgemacht, in einem kleinen Hause hatte es Tumult gegeben, die Polizei war herbeigerufen worden, das Volk hatte gelärmt, angesehene Männer wurden bemerkt, die sich darein mischten, und nach einiger Zeit war alles wieder ruhig, ohne daß man den Zusammenhang begriff. Im Hause selbst war eine gewisse Zerstörung nicht zu verkennen. Jeder legte sich die Sache aus, wie Laune oder Phantasie sie ihm erklären mochten. Die Zimmerleute und Tischler besserten nachher den Schaden aus

Ein Mann hatte in diesem Hause gewohnt, den niemand in der Nachbarschaft kannte. War er ein Gelehrter? ein Politiker? ein Einheimischer? ein Fremder? Darüber wußte keiner, selbst der Klügste nicht, einen genügenden Bescheid zu geben.

So viel ist gewiß, dieser unbekannte Mann lebte sehr still und eingezogen, man sah ihn auf keinem Spaziergange, an keinem öffentlichen Orte. Er war noch nicht alt, wohlgebildet, und seine junge Frau, die sich mit ihm dieser Einsamkeit ergeben hatte, durfte man eine Schönheit nennen.

Um Weihnachten war es, als dieser jugendliche Mann in seinem Stübchen, dicht am Ofen sitzend also zu seiner Frau redete: „Du weißt, liebste Klara, wie sehr ich den Siebenkäs unsers Jean Paul liebe und

verehre; wie dieser sein Humorist sich aber helfen würde, wenn er in unsrer Lage wäre, bleibt mir doch ein Rätsel. Nicht wahr, Liebchen, jetzt sind, so scheint es, alle Mittel erschöpft?"

„Gewiß, Heinrich," antwortete sie lächelnd und zugleich seufzend; „wenn du aber froh und heiter bleibst, liebster aller Menschen, so kann ich mich in deiner Nähe nicht unglücklich fühlen."

„Unglück und Glück sind nur leere Worte", antwortete Heinrich; „als du mir aus dem Hause deiner Eltern folgtest, als du so großmütig um meinetwillen alle Rücksichten fahren ließest: da war unser Schicksal auf unsre Lebenszeit bestimmt. Lieben und leben hieß nun unsre Losung; wie wir leben würden, durfte uns ganz gleichgültig sein. Und so möchte ich noch jetzt aus starkem Herzen fragen: Wer in ganz Europa ist wohl so glücklich, als ich mich mit vollem Recht und aus der ganzen Kraft meines Gefühls nennen darf?"

„Wir entbehren fast alles", sagte sie, „nur uns selbst nicht, und ich wußte ja, als ich den Bund mit dir schloß, daß du nicht reich warst; dir war es nicht unbekannt, daß ich aus meinem väterlichen Hause nichts mit mir nehmen konnte. So ist die Armut mit unsrer Liebe eins geworden, und dieses Stübchen, unser Gespräch, unser Anblicken und Schauen in des Geliebten Auge ist unser Leben."

„Richtig!" rief Heinrich aus und sprang auf in seiner Freude, um die Schöne lebhaft zu umarmen; „wie gestört, ewig getrennt, einsam und zerstreut wären wir nun in jenem Schwarm der vornehmen Zirkel, wenn alles in seiner Ordnung vor sich gegangen wäre. Welch Blicken, Sprechen, Handgeben, Denken dort! Man könnte Tiere oder selbst Marionetten so abrichten und eindrechseln, daß sie eben die Komplimente machten und

solche Redensarten von sich gäben. So sind wir, mein Schatz, wie Adam und Eva hier in unserm Paradiese, und kein Engel kommt auf den ganz überflüssigen Einfall, uns daraus zu vertreiben."

„Nur", sagte sie etwas kleinlaut, „fängt das Holz an, ganz einzugehen, und dieser Winter ist der härteste, den ich bis jetzt noch erlebt habe."

Heinrich lachte. „Sieh", rief er, „ich muß aus purer Bosheit lachen, aber es ist darum noch nicht das Lachen der Verzweiflung, sondern einer gewissen Verlegenheit, da ich durchaus nicht weiß, wo ich Geld hernehmen könnte. Aber finden müssen sich die Mittel; denn es ist undenkbar, daß wir erfrieren sollten bei so heißer Liebe, bei so warmem Blut! Pur unmöglich!"

Sie lachte ihn freundlich an und erwiderte: „Wenn ich nur so wie Lenette Kleider zum Verkaufe mitgebracht oder überflüssige Messingkannen und Mörser oder kupferne Kessel in unsrer kleinen Wirtschaft umherständen, so wäre leicht Rat zu finden."

„Jawohl", sprach er mit übermütigem Ton, „wenn wir Millionärs wären wie jener Siebenkäs, dann wäre es keine Kunst, Holz anzuschaffen und selbst bessere Nahrung."

Sie sah im Ofen nach, in welchem Brot in Wasser kochte, um so das kärglichste Mittagsmahl herzustellen, welches dann mit einem Nachtisch von weniger Butter beschlossen werden sollte. „Während du", sagte Heinrich, „die Aufsicht über unsere Küche führst und dem Koch die nötigen Befehle erteilst, werde ich mich zu meinen Studien niedersetzen. Wie gern schriebe ich wieder, wenn mir nicht Tinte, Papier und Feder völlig ausgegangen wären; ich möchte auch wieder einmal etwas lesen, was es auch sei, wenn ich nur noch ein Buch hätte."

„Du mußt denken, Liebster", sagte Klara und sah schalkhaft zu ihm hinüber; „die Gedanken sind dir hoffentlich noch nicht ausgegangen."

„Liebste Ehefrau", erwiderte er, „unsre Wirtschaft ist so weitläuftig und groß, daß sie wohl deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; zerstreue dich ja nicht, damit nicht unsre ökonomischen Verhältnisse in Verwirrung geraten. Und da ich mich jetzt in meine Bibliothek begebe, so laß mich vor jetzt in Ruhe; denn ich muß meine Kenntnisse erweitern und meinem Geiste Nahrung gönnen."

„Er ist einzig!" sagte die Frau zu sich selber und lachte fröhlich; „und wie schön er ist!"

„So lese ich denn wieder in meinem Tagebuche," sprach Heinrich, „das ich ehemals anlegte, und es interessiert mich, rückwärts zu studieren, mit dem Ende anzufangen und mich so nach und nach zu dem Anfange vorzubereiten, damit ich diesen um so besser verstehe. Immer muß alles echte Wissen, alles Kunstwerk und gründliche Denken in einen Kreis zusammenschlagen und Anfang und Ende innigst vereinigen wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt — ein Sinnbild der Ewigkeit, wie andere sagen: ein Symbol des Verstandes und alles Richtigen, wie ich behaupte."

Er las auf der letzten Seite, aber nur halblaut: „Man hat ein Märchen, daß ein wütender Verbrecher, zum Hungertode verdammt, sich selbst nach und nach aufspeiset; im Grunde ist das nur die Fabel des Lebens und eines jeden Menschen. Dort blieb am Ende nur der Magen und das Gebiß übrig, bei uns bleibt die Seele, wie sie das Unbegreifliche nennen. Ich aber habe auch, was das Äußerliche betrifft, in ähnlicher Weise mich abgestreift und abgelebt. Es war beinah' lächerlich, daß ich noch einen Frack nebst Zubehör besaß, da ich niemals

ausgehe. Am Geburtstage meiner Frau werde ich in Weste und Hemdärmeln vor ihr erscheinen, da es doch unschicklich wäre, bei hoffähigen Leuten in einem ziemlich abgetragenen Überrock Kour zu machen."

„Hier geht die Seite und das Buch zu Ende," sagte Heinrich. „Alle Welt sieht ein, daß unsre Fracks eine dumme und geschmacklose Kleidung sind; alle schelten diese Unform, aber keiner macht so wie ich Ernst damit, den Plunder ganz abzuschaffen. Ich erfahre nun nicht einmal aus den Zeitungen, ob andre Denkende meinem kühnen Beispiel und Vorgang folgen werden."

Er schlug um und las die vorige Seite: „Man kann auch ohne Servietten leben. Wenn ich bedenke, wie unsre Lebensweise immer mehr und mehr in Surrogat, Stellvertretung und Lückenbüßerei übergegangen ist, so bekomme ich einen rechten Haß auf unser geiziges und knickerndes Jahrhundert und fasse, da ich es ja haben kann, den Entschluß, in der Weise unsrer viel freigebigern Altvordern zu leben. Diese elenden Servietten sind ja, was selbst die heutigen Engländer noch wissen und verachten, offenbar nur erfunden, um das Tischtuch zu schonen. Ist es also Großmut, das Tischtuch nicht zu achten, so gehe ich darin noch weiter, das Tafeltuch zusamt den Servietten für überflüssig zu erklären. Beides wird verkauft, um vom saubern Tische selbst zu essen nach Weise der Patriarchen, nach Art der — nun? welcher Völker? Gleichviel! Essen doch viele Menschen selbst ohne Tisch. Und, wie gesagt, ich treibe dergleichen nicht aus cynischer Sparsamkeit nach Art des Diogenes aus dem Hause, sondern im Gegenteil im Gefühl meines Wohlstandes, um nur nicht wie die jetzige Zeit, aus törichtem Sparen zum Verschwender zu werden."

„Du hast es getroffen," sagte die Gattin lächelnd;

„aber damals lebten wir von dem Erlös dieser überflüssigen Sachen doch noch verschwenderisch. Oft sogar hatten wir zwei Schüsseln."

Jetzt setzten sich die beiden Gatten zum dürftigsten Mahle nieder. Wer sie gesehen, hätte sie für beneidenswert halten müssen, so fröhlich, ja ausgelassen waren sie an der einfachen Tafel. Als die Brotsuppe verzehrt war, holte Klara mit schalkhafter Miene einen verdeckten Teller aus dem Ofen und setzte dem überraschten Gatten noch einige Kartoffeln vor. „Sieh!" rief dieser, „das heißt einem, wenn man sich an den vielen Büchern satt studiert hat, eine heimliche Freude machen! Dieser gute Erdapfel hat mit zu der großen Umwälzung von Europa beigetragen. Der Held Walter Raleigh soll leben!" — Sie stießen mit den Wassergläsern an, und Heinrich sah nach, ob der Enthusiasmus auch nicht einen Riß im Glase verursacht habe. „Um diese ungeheure Künstlichkeit," sagte er dann, „um diese Einrichtung mit unsern alltäglichen Gläsern würden uns die reichsten Fürsten des Altertums beneidet haben. Es muß langweilig sein, aus einem goldenen Pokal zu trinken, vollends so schönes, klares, gesundes Wasser. Aber in unsern Gläsern schwebt die erfrischende Welle so heiter durchsichtig, so eins mit dem Becher, daß man wirklich versucht wird, zu glauben, man genieße den flüssig gewordenen Äther selbst. — Unsre Mahlzeit ist geschlossen; umarmen wir uns."

„Wir können auch zur Abwechselung", sagte sie, „unsre Stühle an das Fenster rücken."

„Platz genug haben wir ja," sagte der Mann, „eine wahre Rennbahn, wenn ich an die Käfige denke, die der elfte Ludwig für seine Verdächtigen bauen ließ. Es ist unglaublich, wie viel Glück schon darin liegt, daß man Arm und Fuß nach Gutdünken erheben kann. Zwar sind wir immer noch, wenn ich an die Wünsche denke, die

unser Geist in manchen Stunden faßt, angekettet; die Psyche ist in die Leimrute, die uns klebend hält, und von der wir nicht losflattern können, weiß der Himmel wie hineingesprungen, und wir und Rute sind nun so eins, daß wir zuweilen das Gefängnis für unser besseres Selbst halten."

„Nicht so tiefsinnig," sagte Klara und faßte seine schön geformte Hand mit ihren zarten und schlanken Fingern; „sieh lieber, mit wie sonderbaren Eisblumen der Frost unsre Fenster ausgeschmückt hat. Meine Tante wollte immer behaupten, durch diese mit dickem Eis überzogenen Gläser werde das Zimmer wärmer, als wenn die Scheiben frei wären."

„Es ist nicht unmöglich," sagte Heinrich; „doch möchte ich auf diesen Glauben hin das Heizen nicht unterlassen. Am Ende könnten die Fenster von Eisschollen so dick werden, daß sie uns die Stube verengten, und so wüchse uns um die Haut her jener berühmte Eispalast in Petersburg. Wir wollen aber lieber bürgerlich und nicht wie die Fürsten leben."

„Wie wunderbar", rief Klara, „sind doch diese Blumen gezeichnet, wie mannigfaltig! Man glaubt sie alle schon in der Wirklichkeit gesehen zu haben, so wenig man sie auch namhaft zu machen weiß. Und sieh nur, die eine verdeckt oft die andere und die großartigen Blätter scheinen noch nachzuwachsen, indem wir darüber sprechen."

„Ob wohl", sagte Heinrich, „die Botaniker schon diese Flora beobachtet, abgezeichnet und in ihre gelehrten Bücher übertragen haben? Ob diese Blumen und Blätter nach gewissen Regeln wiederkehren oder sich phantastisch immer neu verwandeln? Dein Hauch, dein süßer Atem hat diese Blumengeister oder Revenants einer erloschenen Vorzeit hervorgerufen, und so wie du süß

und lieblich denkst und phantasierst, so zeichnet ein humoristischer Genius deine Einfälle und Fühlungen hier in Blumenphantomen und Gespenstern wie mit Leichenschrift in einem vergänglichen Stammbuche auf, und ich lese hier, wie du mir treu und ergeben bist, wie du an mich denkst, obgleich ich neben dir sitze."

„Sehr galant! mein verehrter Herr," versetzte sie sehr freundlich; „Sie könnten in der Weise diese Eisblumen lehr- und sinnreich erklären, wie wir zu Umrissen der Shakespeareschen Stücke gelehrte und elegante Erläuterungen besitzen."

„Still, mein Herz!" erwiderte der Gatte, „kommen wir nicht in jene Gegend, und nenne mich auch nicht einmal im Scherze Sie. — Ich werde mein Tagebuch jetzt nach unserem Festmahl noch etwas rückwärts studieren. Diese Monologe belehren mich schon jetzt über mich selbst, wieviel mehr müssen sie es künftig in meinem Alter tun. Kann ein Tagebuch etwas andres als Monologe enthalten? Doch ein recht großer Künstlergeist könnte ein solches dialogisch denken und schreiben. Wir vernehmen aber nur gar zu selten diese zweite Stimme in uns selbst. Natürlich! Gibt es unter Tausenden doch kaum einen, der in der Wirklichkeit den Verständigen und dessen Antworten vernimmt, wenn sie anders lauten, als der Sprechende sich die seinigen und seine Fragen angewöhnt hat."

„Sehr wahr," bemerkte Klara, „und darum ist in ihrer höchsten Weihe die Ehe erfunden. Das Weib hat in ihrer Liebe immer jene zweite, antwortende Stimme oder den richtigen Gegenruf des Geistes. Und glaube mir, was ihr so oft in euerm männlichen Übermut unsre Dummheit oder Kurzsichtigkeit benennt oder Mangel an Philosophie, Unfähigkeit, in die Wirklichkeit einzudringen, und dergleichen Phrasen mehr, das ist, wie oft, der

echte Geisterdialog, die Ergänzung oder der harmonische Einklang in euer Seelengeheimnis. Aber freilich, die meisten Männer erfreuen sich nur eines nachhallenden Echos und nennen das Naturlaut, Seelenklang, was nur nachbetender oder nachbuchstabierter Schall unverstandener Floskeln ist. Oft ist das sogar ihr Ideal der Weiblichkeit, in welches sie sich sterblich verlieben."

„Engel! Himmel!" rief in Begeisterung der junge Gatte; „ja, wir verstehen uns; unsre Liebe ist die wahre Ehe, und du erhellst und ergänzest die Gegend in mir, wo sich der Mangel oder die Dunkelheit kundtut. Wenn es Orakel gibt, so darf es auch an Sinn und Gehör nicht fehlen, sie zu vernehmen und zu deuten."

Eine lange Umarmung endigte und erläuterte dieses Gespräch. „Der Kuß", sagte Heinrich, „ist auch ein solches Orakel. Sollte es wohl schon Menschen gegeben haben, die sich bei einem recht innigen Kusse etwas Verständiges haben denken können?"

Klara lachte laut, ward dann plötzlich ernsthaft und sagte etwas kleinlaut, ja selbst im Tone des Mitleids: „Ja, ja, so verfahren wir mit Domestiken und Haushältern, Reitknechten und Stallmeistern, denen wir doch oft so viel zu verdanken haben. Sind wir in geistiger oder gar in übermütiger Aufregung, so verachten und verlachen wir sie. Mein Vater sprang einmal mit seinem schwarzen Hengst über einen breiten Graben, und als alle Welt ihn bewunderte und die Damen in die Hände klatschten, stand ein alter Stallmeister in der Nähe, und nur er schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Der Mann war steif und linkisch, mit seinem langen Zopfe und der roten Nase komisch anzuschauen. ‚Nun, Ihr?' fuhr ihn mein heftiger Vater an; ‚gibt's wieder zu hofmeistern?' Der steilrechte Mann ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen und sagte ruhig: ‚Erstlich haben

Exzellenz dem Pferde den Zügel nicht genug nachgelassen, weil Sie ängstlich waren; Sie konnten stürzen, denn der Sprung war nicht frei und weit genug; zweitens hat das Roß wenigstens ebensoviel Verdienst dabei als Sie, und wenn ich drittens nicht stunden- und tagelang das Tier geübt und verständig gemacht hätte, was nur geschehen kann, wenn man Langeweile nicht fürchtet und die Geduld übt, so hätten weder Ihr freier Mut noch der gute Wille des Hengstes etwas gefruchtet.' — ‚Ihr habt recht, alter Mensch', sagte mein Vater und ließ ihm ein großes Geschenk verabreichen. — So wir. Wir dürfen nur phantasieren, uns dem Gefühl und der Ahndung überlassen, träumen und witzig sein, wenn jener trockne Verstand die Schule allen diesen Rossen beigebracht hat. Will Reiter oder Pferd, wenn sie nur Dilettanten geblieben sind, den kühnen Sprung versuchen, so werden sie zum Grauen oder Gelächter der Zuschauer stürzen und im Graben liegen bleiben."

„Wahr," bemerkte Heinrich, „die Geschichte unsrer Tage bestätigt das in so manchem Schwärmer oder auch Poeten. Es gibt jetzt Dichter, die sogar von der falschen Seite aufsteigen und doch ganz arglos jenen künstlichen Sprung versuchen wollen. O dein Vater!"

Klara sah ihn mit mitleidvollen Augen an, deren Blick er nicht zu widerstehen vermochte. „Jawohl Vater", sagte er halb verdrossen, „mit dem einzigen Laut ist sehr viel gesagt. Und was will ich denn auch? Du warst ja doch imstande, ihn aufzugeben, so sehr du ihn liebtest."

Beide waren ernsthaft geworden. „Ich will weiter studieren," sagte dann der junge Mann.

Er nahm das Tagebuch wieder vor und schlug ein Blatt zurück. Er las laut: „Heut' verkaufte ich dem geizigen Buchhändler mein seltenes Exemplar des Chaucer, jene alte kostbare Ausgabe von Caxton. Mein

Freund, der liebe, edle Andreas Vandelmeer, hatte sie mir zu meinem Geburtstage, den wir in der Jugend auf der Universität feierten, geschenkt. Er hatte sie eigens aus London verschrieben, sehr teuer bezahlt und sie dann nach seinem eigensinnigen Geschmack herrlich und reich mit vielen gotischen Verzierungen einbinden lassen. Der alte Geizhals, so wenig er mir auch gegeben hat, hat sie gewiß sogleich nach London geschickt, um mehr als das Zehnfache wieder zu erhalten. Hätte ich nur wenigstens das Blatt herausgeschnitten, auf welchem ich die Geschichte dieser Schenkung erzähle und zugleich diese unsre Wohnung verzeichnet hatte. Das geht nun mit nach London oder in die Bibliothek eines reichen Mannes. Ich bin darüber verdrießlich. Und daß ich dies liebe Exemplar so weggegeben und unter dem Preise verkauft habe, sollte mich fast auf den Gedanken bringen, daß ich wirklich verarmt sei oder Not litte; denn ohne Zweifel war doch dieses Buch das teuerste Eigentum, was ich jemals besessen habe, und welches Angedenken von ihm, von meinem einzigen Freunde! O Andreas Vandelmeer! Lebst du noch? Wo weilest du? Gedenkst du noch mein?"

„Ich sah deinen Schmerz," sagte Klara, „als du das Buch verkauftest, aber diesen deinen Jugendfreund hast du mir noch niemals näher bezeichnet."

„Ein Jüngling," sagte Heinrich, „mir ähnlich, aber etwas älter und viel gesetzter. Wir kannten uns schon auf der Schule, und ich mag wohl sagen, daß er mich mit seiner Liebe verfolgte und sie mir leidenschaftlich aufdrang. Er war reich und bei seinem großen Reichtum und seiner verweichlichten Erziehung doch sehr wohlwollend und allem Egoismus fern. Er klagte, daß ich seine Leidenschaft nicht erwidere, daß meine Freundschaft zu kühl und ihm ungenügend sei. Wir studierten

miteinander und bewohnten dieselben Zimmer. Er verlangte, ich solle Opfer von ihm begehren; denn er hatte an allem Überfluß und mein Vater konnte mich nur mäßig unterhalten. Als wir in die Residenz zurückkehrten, faßte er den Plan, nach Ostindien zu gehen; denn er war ganz unabhängig. Nach jenen Ländern der Wunder zog ihn sein Herz; dort wollte er lernen, schauen und seinen heißen Durst nach Kenntnissen und der Ferne sättigen. Nun ein unabläßiges Zureden, Bitten und Flehen, daß ich ihn begleiten solle; er versicherte, daß ich dort mein Glück machen werde und müsse, wobei er mich unterstützen wolle; denn dort hatte er von seinen Vorfahren große Besitzungen ererbt. Aber meine Mutter starb, der ich noch in ihren letzten Tagen ihre Liebe etwas vergelten konnte, mein Vater war krank, und ich konnte die Leidenschaft meines Freundes nicht teilen; auch hatte ich alle jene Kenntnisse nicht gesammelt, die Sprachen nicht gelernt, was ihm alles aus Liebe zum Orient geläufig war. Es lebten selbst noch Verwandte von ihm, die er dort aufsuchen wollte. Durch Freunde und Beschützer ward mir, wie es immer mein Wunsch war, eine Stelle beim diplomatischen Korps. Mit dem Vermögen meiner Mutter war ich imstande, mich zu meinem Beruf geziemlich einzurichten, und ich verließ meinen Vater, für dessen Genesung nur wenig Hoffnung war. Mein Freund verlangte durchaus, daß ich einen Teil meines Kapitals ihm mitgeben solle, er wolle dort damit spekulieren und mir dann den Gewinn in Zukunft berechnen. Ich mußte glauben, daß dies ein Vorwand sei, mir mit Anstand einmal ein ansehnliches Geschenk machen zu können. So kam ich mit meinem Gesandten in deine Vaterstadt, wo sich nachher mein Schicksal auf die Art, wie du es weißt, entwickelte."

„Und hast du niemals von diesem herrlichen Andreas wieder etwas erfahren?“ fragte Klara.

„Zwei Briefe erhielt ich von ihm aus jenem fernen Weltteile“, antwortete Heinrich; „nachher erfuhr ich von einem unverbürgten Gerücht, er sei daselbst an der Cholera gestorben. So war er mir entrückt, mein Vater war nicht mehr, ich war gänzlich, auch in Ansehung meines Vermögens, auf mich selbst angewiesen. Doch genoß ich die Gunst meines Gesandten, bei meinem Hofe war ich nicht unbeliebt, ich durfte auf mächtige Beschützer rechnen — und alles das ist verschwunden.“

„Jawohl,“ sagte Klara, „du hast mir alles aufgeopfert, und ich bin ebenfalls von den Meinigen auf immer ausgestoßen.“

„Um so mehr muß uns die Liebe alles ersetzen“, sagte der Gatte, „und so ist es auch; denn unsre Flitterwochen, wie die prosaischen Menschen sie nennen, haben sich doch nun schon weit über ein Jahr hinaus erstreckt.“

„Aber dein schönes Buch“, sagte Klara, „deine herrliche Dichtung! Hätten wir nur wenigstens eine Abschrift davon behalten können. Wie möchten wir uns daran ergötzen in diesen langen Winterabenden! — Ja freilich“, setzte sie seufzend hinzu, „müßten uns dann auch Lichter zu Gebote stehen.“

„Laß gut sein, Klärchen“, tröstete der Mann, „wir schwatzen, und das ist noch besser; ich höre den Ton deiner Stimme, du singst mir ein Lied, oder du schlägst gar ein himmlisches Gelächter auf. Diese Lachtöne habe ich noch niemals im Leben als nur von dir vernommen. Es ist ein so reiner Jubel, ein so überirdisches Jauchzen und dabei ein so feines und innig rührendes Gefühl in diesem Klange des Ergötzens und Übermutes, daß ich entzückt zuhöre und zugleich darüber denke und grüble. Denn, mein zarter Engel, es gibt Fälle und Stim-

mungen, wo man über einen Menschen, den man schon lange, lange kennt, erschrickt, sich zuweilen entsetzt, wenn er ein Lachen aufschlägt, das ihm recht von Herzen geht und das wir bis dahin noch nicht von ihm vernommen haben. Selbst bei zarten Mädchen, und die mir bis dahin gefielen, ist mir dergleichen wohl begegnet. Wie in manchem Herzen unerkannt ein süßer Engel schlummert, der nur auf den Genius wartet, der ihn erwecken soll, so schläft oft in graziösen und liebenswerten Menschen doch im tiefen Hintergrund ein ganz gemeiner Sinn, der dann aus seinen Träumen auffährt, wenn ihm einmal das Komische mit voller Kraft in des Gemütes verborgenstes Gemach dringt. Unser Instinkt fühlt dann, daß in diesem Wesen etwas liege, wovor wir uns hüten müssen. O wie bedeutungsvoll, wie charakteristisch ist das Lachen der Menschen! Das deinige, mein Herz, möchte ich einmal poetisch beschreiben können."

„Hüten wir uns aber," erinnerte sie, „nicht unbillig zu werden. Das allzu genaue Beobachten der Menschen kann leicht zur Menschenfeindschaft führen."

„Daß jener junge, leichtsinnige Buchhändler", fuhr Heinrich fort, „bankrott gemacht hat und mit meinem herrlichen Manuskript in alle Welt gelaufen ist, dient gewiß auch zu unserm Glück. Wie leicht, daß der Umgang mit ihm, das gedruckte Buch, das Schwatzen darüber in der Stadt die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf uns hieher gelenkt hätte. Noch hat die Verfolgung deines Vaters und deiner Familie gewiß nicht nachgelassen; man hätte wohl meine Pässe von neuem und schärfer untersucht, man wäre auf den Argwohn geraten, daß mein Name nur ein falscher und angenommener sei, und so hätte man uns bei meiner Hilflosigkeit, und da ich mir durch meine Flucht den Zorn meiner Regierung

zugezogen habe, wohl gar getrennt, dich deinen Angehörigen zurückgesendet und mich in einen schwierigen Prozeß verwickelt. So, mein Engel, sind wir ja in unsrer Verborgenheit glücklich und überglücklich."

Da es schon dunkel geworden und das Feuer im Ofen ausgebrannt war, so begaben sich die beiden glücklichen Menschen in die enge, kleine Kammer auf ihr gemeinschaftliches Lager. Hier fühlten sie nichts von dem zunehmenden, erstarrenden Frost, von dem Schneegestöber, das an ihre kleinen Fenster schlug. Heitre Träume umgaukelten sie, Glück, Wohlstand und Freude umgaben sie in einer schönen Natur, und als sie aus der anmutigen Täuschung erwachten, erfreute sie die Wirklichkeit doch inniger. Sie plauderten im Dunkeln noch fort und verzögerten es, aufzustehen und sich anzukleiden, weil der Frost sie draußen und Mühsal erwartete. Indessen schimmerte schon der Tag und Klara eilte in das beschränkte Zimmer, um aus der Asche den Funken zu wecken und das kleine Feuer im Ofen anzuzünden. Heinrich half ihr und sie lachten wie die Kinder, als ihr Werk immer noch nicht gelingen wollte. Endlich, nach vieler Anstrengung von Hauchen und Blasen, so daß beide rote Gesichter bekommen hatten, entzündete sich der Span, und das wenige feingeschnittene Holz wurde künstlich gelegt, um ohne Verschwendung den Ofen und das kleine Zimmer zu erwärmen. „Du siehst, lieber Mann," sagte die Frau, „daß wir etwa nur auf morgen Vorrat haben: wie dann?" —

„Es muß sich ja etwas finden", erwiderte Heinrich mit einem Blicke, als wenn sie etwas ganz Überflüssiges gesprochen hätte.

Es war ganz hell geworden, die Wassersuppe war ihnen das köstlichste Frühstück, von Kuß und Gespräch gewürzt, und Heinrich setzte der Gattin auseinander,

wie falsch jenes lateinische Sprichwort sei: Sine Baccho et Cerere friget Venus. So vergingen ihnen die Stunden.

„Ich freue mich schon darauf," sagte Heinrich, „wenn ich in meinem Tagebuche an die Stelle kommen werde, wie ich dich, Geliebte, plötzlich entführen mußte."

„O Himmel!" rief sie, „wie uns damals jener wunderbare Augenblick so seltsam und unerwartet überraschte! Schon seit einigen Tagen hatte ich an meinem Vater eine gewisse Verstimmung bemerkt; er sprach in einem andern Tone zu mir als gewöhnlich. Er hatte sich früher über deine häufigen Besuche gewundert; jetzt nannte er dich nicht, sprach aber von Bürgerlichen, die ihre Stellung so oft verkennen und sich den Besten unbedingt gleichstellen wollten. Da ich nicht antwortete, wurde er böse, und da ich endlich sprach, artete seine Laune in heftigen Zorn aus. Ich fühlte, wie er Zank mit mir suchte, und nachher, wie er mich bewachte und von andern beobachten ließ. Nach acht Tagen, als ich eben einen Besuch machen wollte, rannte meine getreue Kammerfrau mir auf der Treppe nach, der Bediente war schon voraus, und unter dem Vorwande, mir am Kleide etwas zu ordnen, sagte sie mir heimlich, wie alles entdeckt sei; man habe meinen Schrank gewaltsam geöffnet und alle deine Briefe gefunden, ich werde nach wenigen Stunden zu einer Tante fern in eine traurige Landschaft hinein verschickt werden. Wie schnell war mein Entschluß gefaßt! Ich stieg, um zu kaufen, an einem Galanterieladen ab, schickte Kutscher und Diener fort, um mich nach einer Stunde wieder abzuholen."

„Und wie erstaunte, erschrak ich, war ich entzückt," rief der Gatte aus, „als du so plötzlich in mein Zimmer tratst. Ich kam von meinem Gesandten, ich war angekleidet; er hatte seltsame Reden geführt, in einem ganz

andern Tone als gewöhnlich, halb bedrohend, warnend, aber immer noch freundlich. Ich hatte zum Glück verschiedene Pässe bei mir, und so bestiegen wir schnell, ohne Vorkehrungen, einen Mietwagen, dann auf dem Dorfe ein Fuhrwerk und kamen so über die Grenze, wurden getraut und glücklich."

„Aber," fuhr sie fort, „die tausend Verlegenheiten unterwegs in schlechten Gasthöfen, der Mangel an Kleidern und Bedienung, die vielfachen Bequemlichkeiten, die wir gewohnt waren und die wir nun entbehren mußten — und der Schreck, als wir von ungefähr durch einen Reisenden erfuhren, wie man uns nachsetze, wie öffentlich alles geworden sei, wie man so gar keine Rücksicht gegen uns beobachten wolle."

„Ja, ja, Liebchen," erwiderte Heinrich, „das war auf der ganzen Reise unser schlimmster Tag. Denkst du denn auch noch daran, wie wir, um nicht Argwohn zu erregen, mit jenem schwatzenden Fremden lachen mußten, als er sich in der Schilderung des Entführers erging, der nach seiner Meinung das Muster eines elenden Diplomaten sei, da er gar keine klugen Anstalten und sichere Vorkehrungen getroffen habe; wie er nun deinen Geliebten wiederholend einen dummen Teufel, einen Einfaltspinsel nannte, wie du in Zorn ausbrechen wolltest und auf meinen Wink dich doch wieder zum Lachen zwangst, ja zum Überfluß nun selber zu schelten begannst, mich und dich als Leichtsinnige, Unverständige schilderteſt und endlich, als sich der Schwätzer, dem wir aber eigentlich seiner Warnung halber dankbar sein mußten, entfernt hatte, du in ein lautes Weinen ausbrachst —"

„Ja," rief sie aus, „ja, Heinrich, das war ein ebenso lustiger als betrübter Tag. Unsre Ringe, so manches Wertvolle, das wir zufällig an uns trugen, half uns nun fort. Aber, daß wir deine Briefe nicht

haben retten können, ist ein unersetzlicher Verlust. Und heiß überläuft mich die Angst, so oft es mir einfällt, daß andre Augen als die meinigen diese deine himmlischen Worte, alle diese glühenden Töne der Liebe gelesen haben und an diesen Lauten, die meine Seligkeit waren, nur ein Ärgernis genommen."

„Und noch schlimmer," fuhr der Gatte fort, „daß meine Dummheit und Übereilung auch alle die Blätter zurückgelassen hat, die du mir in so mancherlei Stimmungen schicktest oder heimlich in die Hand drücktest. In allen Prozessen, nicht bloß denen der Liebe, ist immer das Schwarz auf Weiß, welches das Geheimnis entdeckt oder den Kasus verschlimmert. Und doch kann man es nicht lassen, mit Feder und Tinte diese Züge zu malen, welche die Seele bedeuten sollen. O, meine Geliebte, es waren oft Worte in diesen Briefen, bei denen mein Herz, von deiner Geisterhand, von diesem Lufthauch berührt, so gewaltig aus seiner Knospe ging, daß es mir, wie im zu raschen Auseinanderblühen aller Blätter, zu zerspringen schien."

Sie umarmten sich und es entstand eine fast feierliche Pause. „Liebchen," sagte Heinrich dann, „welche Bibliothek neben meinem Tagebuch, wenn deine und meine Briefe aus dieser Omarschen Verfolgung noch wären gerettet worden." Er nahm das Tagebuch und las, indem er nach rückwärts das Blatt umschlug.

„Treue! — Diese wundersame Erscheinung, die der Mensch so oft am Hunde bewundern will, wird in der Regel am eignen Menschengeschlecht viel zu wenig beachtet. Es ist unglaublich und kommt doch täglich vor, welchen sonderbaren, oft ganz verwirrten Begriff sich so viele von den sogenannten Pflichten machen. Wenn ein Dienstbote das Unmögliche tut, so hat er nur seine Pflicht getan, und an dieser Pflicht künsteln die höhern

Stände so herum und herab, daß sie diese Pflichten, soviel sie nur können, nach ihrer Bequemlichkeit beugen oder zu ihrem Egoismus erziehen. Wäre die unerbittliche Galeerenarbeit, der eiserne Zwang der Papier- und Aktenverhältnisse nicht, so würden wir vermutlich die seltsamsten Erscheinungen beobachten können. Es ist unleugbar, daß diese Sklavenarbeit der endlosen Schreiberei in unserm Jahrhundert großenteils unnütz, nicht selten sogar schädlich ist. — Aber man denke nur einmal dieses große Rad der Hemmung in dieser egoistischen Zeit, bei dieser sinnlichen Generation plötzlich ausgehoben, — was könnte da entstehen, was sich alles zerstörend verwirren?"

„Pflichtlos sein ist eigentlich der Zustand, zu welchem die sogenannten Gebildeten in allen Richtungen stürzen wollen; sie nennen es Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Freiheit. Sie bedenken nicht, daß, sowie sie sich diesem Ziele nähern wollen, die Pflichten wachsen, die bis dahin der Staat oder die große, unsäglich komplizierte, ungeheure Maschine der geselligen Verfassung in ihrem Namen, wenn auch oft blindlings, übernahm. Alles schilt die Tyrannei und jeder strebt, Tyrann zu werden. Der Reiche will keine Pflichten gegen den Armen, der Gutsbesitzer gegen den Untertan, der Fürst gegen das Volk haben, und jeder von ihnen zürnt, wenn jene Untergebenen die Pflichten gegen sie verletzen. Darum nennen auch die Niederen diese Forderung eine altertümliche, der Zeit nicht mehr anpassende, und möchten nun mit Redekunst und Sophisterei alle jene Bande ableugnen und vernichten, durch welche die Staaten und die Ausbildung der Menschheit nur möglich sind.

„Aber Treue, echte Treue, — wie so ganz anders ist sie, wie ein viel Höheres als ein anerkannter Kontrakt, ein eingegangenes Verhältnis von Verpflichtungen. Und

wie schön erscheint diese Treue in alten Dienern und ihrer Aufopferung, wenn sie in ungefälschter Liebe, wie in alten poetischen Zeiten, einzig und allein ihren Herren leben.

„Ich kann es mir freilich als ein sehr großes Glück denken, wenn der Dienstmann nichts Höheres kennt, nichts Edleres denken mag als seinen Gebieter. Ihm ist aller Zweifel, alle Grübelei, alles Schwanken und Hin- und Hersinnen auf ewig erloschen. Wie Tag und Nacht, Sommer und Winter, wie unabänderliches Naturwalten ist sein Verhältnis; in der Liebe zum Herrn liegt ihm jedes Verständnis.

„Und gegen solche Diener hätte die Herrschaft keine Pflichten? Sie hat sie gegen alle ihre Diener, über den bedingten Lohn hinaus, aber gegen solche schuldet sie weit mehr und ganz etwas Anderes und Höheres, nämlich eine wahre Liebe, eine echte, die dieser unbedingten Hingebung entgegenkommt.

„Und womit sollen wir das je gut machen, erwidern (denn vom Vergelten ist die Rede gar nicht), was unsre alte Christine an uns tut? Sie ist die Amme meiner Frau; wir trafen sie auf der ersten Station, und sie zwang uns beinah mit Gewalt, sie auf unsrer Reise mitzunehmen. Ihr durften wir alles sagen; denn sie ist die Verschwiegenheit selbst; sie fand sich auch gleich in die Rolle, die sie unterwegs und hier zu spielen hatte. Und wie ist sie uns, vorzüglich meiner Klara, ergeben! — Sie bewohnt unten ein ganz kleines, finsteres Kämmerchen und nährt sich eigentlich davon, daß sie in etlichen Nachbarhäusern noch gelegentliche Dienste tut. Wir begriffen es nicht, wie sie uns für so weniges unsre Wäsche unterhielt, immer wohlfeil einkaufte, bis wir endlich dahinterkamen, daß sie alles nur irgend Entbehrliche uns aufgeopfert hat. Jetzt arbeitet sie viel

auswärts, um uns bedienen, um nur bei uns bleiben zu können. —

„So werde ich also nun doch meinen Chaucer, von Caxton gedruckt, verstoßen und das schimpfliche Gebot des knausernden Buchhändlers annehmen müssen. Das Wort ‚verstoßen' hat mich immer besonders gerührt, wenn geringere Frauen es brauchten, indem sie in der Not gute oder geliebte Kleider versetzen oder verkaufen mußten. Es klingt fast wie von Kindern. — Verstoßen! — Wie Lear Cordelien, so ich meinen Chaucer. — Hat aber Klara nicht ihr einziges gutes Kleid, noch jenes von der Flucht her, längst verkauft? Schon unterwegs! — Ja, Christine ist doch mehr wert als der Chaucer, und sie muß auch vom Ertrage etwas erhalten. Nur wird sie es nicht nehmen wollen.

„Kaliban, der den trunkenen Stefano, noch mehr aber dessen wohlschmeckenden Wein bewundert, kniet vor den Trunkenbold hin, sagt flehend und mit aufgehobenen Händen: ‚Bitte, sei mein Gott!'

„Darüber lachen wir; und viele Beamte, viele Besternte und Vornehme lachen mit, die zum elenden Minister oder zum trunkenen Fürsten oder zur widerwärtigen Maitresse ebenso flehend sagen: ‚Bitte, sei mein Gott!' — Ich weiß meine Verehrung, meinen Glauben, das Bedürfnis, etwas anzubeten, nirgend anzubringen: mir fehlt ein Gott, an den ich glauben könnte, dem ich dienen, dem ich mein Herz widmen möchte, völlig; sei du es, denn — du hast guten Wein, und der wird hoffentlich vorhalten.

„Wir lachen über den Kaliban und seinen Sklavensinn, weil hier, wie beim Shakespeare immer, im Komischen verhüllt eine unendliche, eine schlagende Wahrheit ausgesprochen wird; weil wir diese, durch welche Tausende vor unsrer Phantasie in Kalibans verwan-

delt worden, sogleich fühlen, darum lachen wir über diese bedeutsamen Worte.

„‚Bitte, sei mein Gott!' hat auch die alte Christine in ihrem stillen, ehrlichen Herzen, ohne es auszusprechen, zu Klara gesagt; aber nicht wie Kaliban oder jene Weltmenschen, um Wein und Würden zu erhalten: — sondern damit Klara ihr die Erlaubnis gebe, zu entbehren, zu hungern und zu dürsten und bis in die Nacht hinein für sie zu arbeiten.

„Es braucht wohl für einen Leser, wie ich einer bin, nicht gesagt zu werden, daß hier einiger Unterschied stattfindet."

Eine Rührung hatte an diesem Tage die Lesung unterbrochen, eine Rührung, die um so gewaltiger wurde, als jetzt die alte, runzelvolle, halbkranke, von elenden Kleidern bedeckte Amme hereintrat, um zu melden, daß sie in dieser Nacht nicht im Kämmerchen unten schlafen, daß sie aber morgen früh dennoch den dürftigen Einkauf besorgen werde. Klara begleitete sie hinaus und sprach noch draußen mit ihr, und Heinrich schlug mit der Hand auf den Tisch und rief in Tränen: „Warum arbeite ich denn nicht auch als Tagelöhner? Ich bin ja bis jetzt noch gesund und kräftig. Aber nein, ich darf es nicht; denn dadurch erst würde sie sich elend fühlen; auch sie würde erwerben wollen, sich abquälen, allenthalben Hilfe suchen, und wir hätten uns beide für unglücklich erklärt. Auch würde man uns dann gewiß entdecken. Und leben wir doch, sind wir doch glücklich!"

Klara kam ganz heiter zurück, und das schlechte Mittagsmahl wurde von den Zufriedenen wieder als ein köstliches verzehrt. „Nun fühlten wir doch," sagte

Klara nach Tische, „gar keine Not, wenn unser Holzvorrat nicht völlig zu Ende wäre, und Christine weiß auch keinen Rat zu schaffen."

„Liebe Frau," sagte Heinrich ganz ernsthaft, „wir leben in einem zivilisierten Jahrhundert, in einem wohlregierten Lande, nicht unter Heiden und Menschenfressern; es muß ja doch Mittel und Wege geben. Befänden wir uns in einer Wildnis, so würde ich natürlich wie Robinson Crusoe einige Bäume fällen. Wer weiß, ob sich nicht Wald da findet, wo man ihn am wenigsten vermutet; kam doch auch zum Macbeth Birnams Wald hin, freilich um ihn zu verderben. Indessen sind ja auch zuweilen Inseln plötzlich aus dem Meere aufgetaucht; mitten unter Klüften und wilden Steinen wächst auch wohl ein Palmbaum, der Dornstrauch rauft Schafen und Lämmern die Wolle aus, wenn sie ihm zu nahe kommen, der Hänfling aber trägt diese Flocken zu Nest, um seinen zarten Jungen ein warmes Bett daraus zu machen."

Klara schlief diesmal länger als gewöhnlich, und als sie erwachte, verwunderte sie sich darüber, daß es schon heller Tag war, und noch mehr, daß sie den Gemahl nicht an ihrer Seite fand. Wie aber erstaunte sie erst, als sie ein lautes, kreischendes Geräusch vernahm, das so klang, wie wenn eine Säge hartes, widerspenstiges Holz zerschneidet. Schnell kleidete sie sich an, um dem sonderbaren Ereignis auf den Grund zu kommen. „Mein Heinrich," rief sie eintretend, „was machst du da?" — „Ich zersäge das Holz für unsern Ofen," versetzte er keuchend, indem er von der Arbeit aufsah und der Frau ein ganz rotes Gesicht entgegenhielt.

„Erst sage mir nur, wie in aller Welt du zu der Säge kommst und gar zu dem ungeheuern Block dieses schönen Holzes?"

„Du weißt," sagte Heinrich, „wie vier, fünf Stufen zu einem kleinen Boden von hier führen, der leer steht. Nun, in einem Verschlage sah ich neulich, durch das Schlüsselloch guckend, eine Holzsäge und ein Beil, die wohl dem alten Hauswirt, oder wer weiß wem sonst gehören mögen. Man achtet auf den Gang der Weltgeschichte, und so merkte ich mir diese Utensilien. Heut morgen nun, als du noch so angenehm schliefst, ging ich in stockdichter Finsternis dort hinauf, sprengte die dünne, elende Tür, die kaum mit einem kleinen, jämmerlichen Riegel versperrt war, und holte mir diese beiden Mordinstrumente herunter. Nun aber, da ich die Gelegenheit unsers Hauses ganz genau kenne, hob ich dieses lange, dicke, gewichtige Geländer unsrer Treppe nicht ohne Mühe und Anstrengung und mit Hilfe des Beiles aus seinen Fugen und brachte den langen und schweren Balken, der unsre ganze Stube ausfüllt, hieher. Sieh nur, geliebte Klara, welche soliden, trefflichen Menschen unsre Vorfahren waren. Betrachte diese eichene Masse vom allerschönsten und kernigsten Holze, so glatt poliert und gefirnißt. Das wird uns ein ganz andres Feuer geben als unser bisheriges elendes Kiefern- und Weidengeflecht."

„Aber, Heinrich," rief Klara und schlug die Hände zusammen — „das Haus verderben!"

„Kein Mensch kommt zu uns," sagte Heinrich, „wir kennen unsre Treppe und gehen selber nicht einmal auf und ab, also ist sie höchstens für unsre alte Christine da, die sich doch unendlich verwundern würde, wenn man zu ihr sagen wollte: ‚Sieh, altes Kind, es soll einer der schönsten Eichenstämme im ganzen Forst, mannsdick, gefällt werden, vom Zimmermann und nachher vom Tischler kunstreich bearbeitet, damit du, Alte, die Stufen hinaufgehend, dich auf diesen herrlichen Eichenstamm

stützen kannst.' Sie müßte ja laut auflachen, die Christine. Nein, ein solches Treppengeländer ist wieder eine von des Lebens ganz unnützen Überflüssigkeiten; der Wald ist zu uns gekommen, da er gemerkt hat, daß wir ihn so höchst notwendig brauchten. Ich bin ein Zauberer; nur einige Hiebe mit diesem magischen Beil, und es ergab sich dieser herrliche Stamm in meine Macht. Das kommt alles von der Zivilisation; hätte man hier immer, wie in vielen alten Hütten, an einem Strick oder an einem Stück Eisen wie in Palästen sich hinaufhelfen müssen, so konnte diese meine Spekulation nicht eintreten, und ich hätte andre Hilfsmittel suchen und erfinden müssen."

Als Klara ihr Erstaunen überwunden hatte, mußte sie laut und heftig lachen; dann sagte sie: „Da es aber einmal geschehen ist, so will ich dir wenigstens bei deiner Holzhauerarbeit helfen, so wie ich es ehemals oft auf den Straßen gesehen habe."

Man legte den Baum auf zwei Stühle, die an den Enden des Zimmers standen, weil es seine Länge so erforderte. Nun sägten beide, um den Zwischenraum zu vermindern, den Block in der Mitte durch. Es war mühsam, da beide des Handwerks nicht gewohnt waren und das harte Holz den Zähnen der Säge widerstand. Lachend und Schweiß vergießend, konnten die beiden nur langsam in dem Geschäft vorschreiten. Endlich brach der Balken unter den letzten Schnitten. Nun ruhte man und trocknete den Schweiß. „Das hat noch den Vorteil," sagte Klara dann, „daß wir nun fürs erste noch nicht einzuheizen brauchen." Sie vergaßen, sich das Frühstück zu bereiten, und arbeiteten so den ganzen Vormittag, bis sie den Baum in so viele Teile zerlegt hatten, als nötig war, um diese spalten zu können.

„Welch ein Künstleratelier ist plötzlich aus unserm

einsamen Zimmer geworden," sagte Heinrich in einer Pause. „Jener ungeschlachte Baum, dort in der Finsternis liegend, von keinem Auge bemerkt, ist nun bereits in diese zierlichen Kubusklötze verwandelt, die jetzt nach einiger Überredung und Kunstgeschliffenheit vermöge dieses Beiles feuerfähig gemacht und in den Stand gebracht werden, die Flammen der Begeisterung zu ertragen."

Er nahm das erste Viereck zur Hand, und die Arbeit, dieses in kleinere Klötze und schmale Stücke zu spalten, war natürlich noch mühsamer als das Zersägen. Klara ruhte indessen aus und sah dem Manne mit Verwunderung und Freude zu, der nach einiger Übung und vergeblichen Versuchen bald die Handgriffe fand und selbst in dieser niedrigen Beschäftigung seiner Gattin als ein schöner Mann erschien.

Es traf sich glücklich, daß bei diesen Arbeiten, von denen die Wände erdröhnten, der Herr des kleinen Hauses, der sonst das untere Zimmer bewohnte, abwesend war. So kam es, daß das verursachte Geräusch von niemand im Hause bemerkt werden konnte. Die Nachbarn hörten nicht sehr darauf, weil viele geräuschvolle Gewerbe sich in der Vorstadt, und namentlich in dieser Gasse, niedergelassen hatten.

Endlich war ein Vorrat des kleinen Holzes zustande gekommen und man versuchte nun, den Ofen damit zu heizen. An diesem merkwürdigen Tage waren Mittagsmahl und Frühstück zusammengeflossen. Der Mittagstisch war heute viel anders als gestern und vorgestern.

„Du mußt nicht wunderlich sein, lieber Mann," sagte Klara, bevor sie ein kleines Tuch auflegte; „unsre Christine hat von ihrem großen Waschfest diese Nacht allerhand nach Hause gebracht, und sie ist glücklich darin,

es mit uns teilen zu können. Ich habe nicht den Mut gehabt, die Gabe zu verschmähen, und du wirst sie ebenfalls freundlich aufnehmen."

Heinrich lächelte und sagte: „Die Alte ist ja schon seit lange unsre Wohltäterin, sie arbeitet in der Nacht, um uns zu helfen, sie bricht sich jetzt vom Munde ab, um uns zu speisen. Schwelgen wir also, um ihr Spaß zu machen, und stirbt sie, bevor wir uns in Tat dankbar erzeigen können, oder bleibt es uns für immer unmöglich, nun, so wollen wir mindestens in Liebe erkenntlich sein."

Das Mahl war in der Tat schwelgerisch. Die Alte hatte einige Eier eingeliefert, etwas Gemüse mit Fleisch und selbst in einem Kännchen Kaffee zugerichtet. Beim Essen erzählte Klara, wie eine solche Wäsche in der Nacht diesen Leuten ein wahres hohes Fest sei, bei welchem sie erzählten und witzig und lustig wären, so daß sich zu dieser Arbeit immer viele drängten und diese nächtlichen Stunden feierlich begingen. „Welch ein Glück," fuhr sie fort, „daß diesen Menschen sich so vieles in Genuß verwandelt, was uns wie harte sklavische Arbeit und Qual erscheint. So gleicht sich im Leben vieles glücklich aus, was ohne diese sanfte Einigung höchst widerwärtig, selbst schrecklich werden könnte. Und haben wir es nicht selbst erlebt, daß auch die Armut ihre Reize hat?"

„Jawohl," fiel Heinrich ein, indem er sich am Genuß des Fleisches erquickte, das er schon seit lange hatte entbehren müssen, „wüßten die Schlemmer und stets Übersatten, welch ein Wohlgeschmack, welche sanfte Würze auch dem Bissen des trocknen Brotes innewohnt, wie ihn nur der Arme, Hungernde zu würdigen weiß, sie würden ihn vielleicht beneiden und auf künstliche Mittel sinnen, um ebenfalls dieses Genusses teilhaft

zu werden. Aber wie gut und glücklich trifft es sich, daß uns nach unsrer harten Tagesarbeit ein solches Sardanapalisches Mahl zuteil geworden ist; so ergänzen sich unsre Kräfte wieder zu neuen Anstrengungen. Aber laß uns einmal recht übermütig sein und singe mir einige jener süßen Lieder, die mich immer so bezaubert haben."

Sie tat gern, was er verlangte, und indem sie so Hand in Hand und Auge in Auge in der Nähe des Fensters saßen, bemerkten sie, wie die Eisblumen an den Scheiben aufzutauen begannen, sei es nun, daß die strenge Kälte etwas nachließ, oder daß die Wärme, welche das harte Eichenholz verbreitete, mehr Gewalt auf jene Frostgewächse ausübte. „Sieh, meine Geliebte," rief Heinrich aus, „wie das kalte, eisige Fenster in Rührung weint, vor deiner schönen Stimme zerschmelzend. Immer kehrt die alte Wundergeschichte vom Orpheus wieder."

Es war ein heller Tag und sie erblickten einmal den blauen Himmel wieder; zwar nur einen sehr kleinen Teil, aber sie freuten sich des durchsichtigen Kristalls, und wie ganz dünne, feine, schneeweiße Wölkchen zerfließend durch das azurblaue Meer segelten und gleichsam mit Geisterarmen um sich griffen, als wenn sie sich behaglich und erfreut dort fühlen könnten.

Die uralte Hütte oder das kleine Haus war in dieser menschengedrängten Straße ein sehr sonderbares. Die Stube mit zwei Fenstern und die Kammer, die ein Fenster hatte, war der ganze Raum des Hauses. Unten wohnte sonst der alte, grämelnde Wirt, der aber, weil er Vermögen besaß, sich für den Winter nach einer andern Stadt gewendet und dort einem befreundeten Arzte in die Kur gegeben hatte, weil er am Podagra litt. Der Erbauer dieser Hütte mußte von seltsamer, fast unbegreiflicher Laune gewesen sein; denn unter den

Fenstern des zweiten Stockes, welchen die Freunde bewohnten, zog sich ein ziemlich breites Ziegeldach hervor, so daß es ihnen völlig unmöglich war, auf die Straße hinabzusehen. Waren sie auf diese Weise, auch wenn sie zur Sommerszeit die Fenster öffneten, völlig von allem Verkehr mit den Menschen abgeschnitten, so waren sie es auch durch das noch kleinere Haus, welches ihnen gegenüberstand. Dieses hatte nämlich nur Wohnungen zu ebner Erde; darum sahen sie dort niemals Fenster und Gestalten an diesen, sondern immer nur das ganz nahe, sich weit nach hinten streckende, schwarzgeräucherte Dach, und rechts und links die steilen, nackten Feuermauern von zwei höhern Häusern, die jene niedrige Hütte von beiden Seiten einfaßten. In den ersten Tagen des Sommers, als sie hier eben erst eingezogen waren, rissen sie, wie es den Menschen natürlich ist, wenn sich in der ganz engen Gasse Geschrei oder Zank vernehmen ließ, schnell die Fenster auf und sahen dann nichts als ihr Ziegeldach vor sich und das der Hütte gegenüber. Sie lachten jedesmal und Heinrich sagte wohl: wenn das Wesen des Epigramms (nach einer alten Theorie) in getäuschter Erwartung bestehe, so hätten sie wieder ein Epigramm genossen.

Nicht leicht ist es Menschen möglich gewesen, in einer so völlig abgeschlossenen Einsamkeit zu leben, als es diesen beiden hier gelang, am getümmelvollen Saum einer stets bewegten Residenz. So abgeschieden von aller Welt waren sie, daß es eine Begebenheit schien, wenn ein Kater einmal behutsam über das fremde Dach spazierte und jenseit, den spitzen Kamm der Ziegel sich hinüber fühlend, eine Bodenluke und dort einen Gevatter oder eine Gevatterin aufsuchte. Wie im Sommer die Schwalben aus dem angeklebten Neste in die Lücke der Feuermauer flogen und zwitschernd wiederkehrten,

wie sie mit ihrer jungen Brut plauderten, war den Zuschauenden an ihrem Fenster eine wichtige Geschichte. Sie erschraken fast über das höchst bedeutsame Ereignis, als ein Knabe, ein Schornsteinfeger, sich einmal aus seinem engen, viereckigen Zwinger mit seinem Besen gegenüber erhob und einige Töne von sich gab, die ein Lied bedeuten sollten.

Diese Einsamkeit war den Liebenden aber doch erwünscht; denn so konnten sie am Fenster stehen, sich umarmen und küssen, ohne Furcht, daß irgend ein neugieriger Nachbar sie beobachten möchte. So phantasierten sie denn oft, daß jene trübseligen Feuermauern Felsen seien einer wunderbaren Klippengegend der Schweiz, und nun betrachteten sie schwärmend die Wirkungen der Abendsonne, deren roter Schimmer an den Rissen zitterte, welche sich in dem Kalk oder rohen Stein gebildet hatten. Mit Sehnsucht konnten sie an solche Abende zurückdenken und sich dann aller der Gespräche erinnern, die sie geführt, der Gefühle, die sie gehabt, aller Scherze, die sie gewechselt hatten.

So war nun jetzt vorerst eine Waffe gegen den harten Frost gefunden, wenn er noch dauern oder gar zunehmen sollte. Da es dem Gatten nicht an Zeit fehlte, so erleichterte er sich sein Geschäft des Holzspaltens dadurch, daß er kleine Keile schnitt, die er in den Stamm trieb, und auf diese Weise den Kloben zwang, schneller und leichter nachzugeben.

Nach einigen Tagen fragte die Frau, indem sie seinem Keilschnitzen aufmerksam zusah: „Heinrich, wenn diese Holzmasse, die du hier aufgetürmt hast, nun auch verbraucht ist, — wie dann?"

„Mein Herz," erwiderte er, „der gute Horaz (wenn ich nicht irre) sagt unter andern seiner weisen Lehren einmal sehr kurz und bündig: ‚Carpe diem!' genieße

den Tag, den du gerade vor dir hast, gib dich ihm ganz hin, bemächtige dich seiner als eines, der niemals wiederkehrt: das kannst du aber gar nicht vollständig, wenn du auch nur an ein mögliches Morgen denkst; geschieht dies gar mit Sorgen und Zweifeln, so ist dir ja der gegenwärtige Tag, diese Stunde, der du dich erfreust, schon verloren, indem du sie durch ängstliche Fragen dir verkümmerst. Wir kommen nur zum Bewußtsein der Gegenwart, wir können nur leben und glücklich sein, wenn wir uns ganz in diese stürzen. Sieh! so viel liegt in den zwei Worten der lateinischen Sprache, die darum wohl mit Recht eine bündige und energische genannt wird, weil sie mit so kleinen Lauten so vielerlei ausdrücken kann. Und kennst du nicht die Liederzeilen:

‚Alle Sorgen
Nur auf morgen;
Sorgen sind für morgen gut.'"

„Richtig!" erwiderte sie, „haben wir uns doch seit einem Jahre diese Philosophie zu eigen gemacht und befinden uns wohl dabei."

So gingen die Tage hin und diese jungen Eheleute entbehrten nichts im Gefühle ihres Glücks, obgleich sie wie die Bettler lebten. An einem Morgen sagte der Gatte: „Ich hatte in dieser Nacht einen wunderlichen Traum."

„Erzähle ihn mir, Liebchen," rief Klara; „wir geben auf unsere Träume viel zu wenig, die doch einen so wichtigen Teil von unserm Leben ausmachen. Ich bin überzeugt, wenn viele Menschen diese Erlebnisse der Nacht mehr in ihr Tagesleben hineinzögen, so würde ihnen auch ihr sogenanntes wirkliches Leben weniger

traumartig und schlafbefangen sein. Außerdem gehören aber deine Träume mir; denn sie sind Ergüsse deines Herzens und deiner Phantasie, und ich könnte eifersüchtig auf sie werden, wenn ich denke, daß mancher Traum dich von mir trennt, daß du, in ihm verstrickt, mich auf Stunden vergessen kannst, oder daß du dich wohl gar, wenn auch nur in Phantasie, in ein anderes Wesen verliebst. Ist dergleichen nicht schon eine wirkliche Untreue, wenn Gemüt und Einbildung auf dergleichen nur verfallen können?"

„Es kommt nur darauf an," erwiderte Heinrich, „ob und inwiefern unsre Träume uns gehören. Wer kann sagen, wie weit sie die geheime Gestaltung unseres Innern enthüllen. Wir sind oft grausam, lügenhaft, feige im Traum, ja ausgemacht niederträchtig, wir morden ein unschuldiges Kind mit Freuden und sind doch überzeugt, daß alles dies unsrer wahren Natur fremd und widerwärtig sei. Die Träume sind auch sehr verschiedener Art. Wenn manche lichte an Offenbarung grenzen mögen, so erzeugen sich wohl andere aus Verstimmung des Magens oder andrer Organe. Denn diese wundersam komplizierte Mischung unsres Wesens von Materie und Geist, von Tier und Engel läßt in allen Funktionen so unendlich verschiedene Nuancen zu, daß über dergleichen sich am wenigsten etwas Allgemeines sagen läßt."

„O, das Allgemeine!" rief sie aus, „die Maximen, die Grundregeln und wie das Zeug alles heißt: ich kann nicht aussprechen, wie alles der Art mir immer zuwider und unverständlich gewesen ist. In der Liebe wird uns jene Ahndung recht deutlich, die schon unsre Kindheit erleuchtet, daß das Individuelle, das Einzige, das Wesen, das Rechte, das Poetische und Wahre sei. Der alles allgemein machende Philosoph kann für alles

eine Regel finden, er kann alles seinem sogenannten System einfügen, er zweifelt niemals, und seine Unfähigkeit, irgend etwas wahrhaft zu erleben, das ist eben jene Sicherheit, auf welche er pocht, jene Zweifelsunfähigkeit, die ihn so stolz macht. Der rechte Gedanke muß auch ein erlebter sein, die wahre Idee sich lebendig aus vielen Gedanken entwickeln und, plötzlich ins Sein getreten, rückstrahlend wieder tausend halb geborne Gedanken erleuchten und beseelen. — Aber ich erzähle dir da meine Träume und doch solltest du mir lieber den deinigen vortragen, der besser und poetischer sein wird."

„Du beschämst mich in der Tat," sagte Heinrich errötend, „weil du diesmal mein Traumtalent viel zu hoch anschlägst. Überzeuge dich selbst.

„Ich war noch bei meinem ehemaligen Gesandten dort in der großen Stadt und in der vornehmen Umgebung. Man sprach bei Tische von einer Auktion, die nächstens stattfinden werde. So oft das Wort Auktion bei Tische nur genannt wurde, befiel mich eine unbeschreibliche Angst, und doch begriff ich nicht warum. In meiner frühen Jugend war es meine Leidenschaft gewesen, bei Bücherauktionen zugegen zu sein, und wenn es mir auch fast immer unmöglich fiel, jene Werke, die ich liebte, zu erstehen, so hatte ich doch meine Freude daran, sie ausgeboten zu hören und mir die Möglichkeit zu denken, daß sie in meinen Besitz gelangen könnten. Die Kataloge der Auktionen konnte ich wie meine Lieblingsdichter lesen, und diese Torheit und Schwärmerei war nur eine von den vielen, an welchen meine Jugend litt; denn ich war weit von dem entfernt, was man einen soliden, verständigen Jüngling nennt, und ich zweifelte in einsamen Stunden oft, ob aus mir je ein sogenannter vernünftiger und brauchbarer Mann werden würde."

Klara lachte laut auf, umarmte ihn dann und küßte ihn heftig. „Nein", rief sie, „bis jetzt ist davon, dem Himmel sei Dank, noch nichts eingetroffen. Ich denke dich auch so in der Zucht zu halten, daß du nie auf dergleichen Laster geraten sollst. Nun aber weiter in deinem Traum!"

„Ich hatte mich denn auch," fuhr Heinrich fort, „nicht ohne Not vor dieser Auktion geängstigt, denn wie es im Traum zu gehen pflegt, war ich plötzlich in dem Saal der Versteigerung, und wie ich zu meinem Erschrecken sah, gehörte ich zu den Sachen, die öffentlich versteigert werden sollten."

Klara lachte wieder. „O, das ist hübsch," rief sie aus. „Das wäre ein ganz neues Mittel, unter die Leute zu kommen."

„Ich fand es gar nicht erfreulich," antwortete der Mann. „Es lagen und standen da allerhand alte Sachen und Möbeln umher, dazwischen saßen alte Weiber, Tagediebe, elende Schriftsteller, Libellisten, verdorbene Studenten und Komödianten: alles dies sollte nun heut dem Meistbietenden zugeschlagen werden, und ich war mitten unter diesen verstäubten Altertümlichkeiten. Im Saale saßen manche von meinen Bekannten und einige von diesen betrachteten die ausgestellten Sachen und Menschen mit Kennerblicken. Ich war unendlich beschämt. Endlich kam der Auktionator, und ich erschrak, als wenn ich zur Hinrichtung geführt würde.

„Der ernsthafte Mann setzte sich, räusperte und begann sein Amt damit, daß er zuerst nach mir griff, um mich auszubieten. Er stellte mich vor sich hin und sagte: ‚Sehn meine Herrschaften hier einen noch ziemlich gut konservierten Diplomaten, etwas eingeschrumpft und abgerissen, von Würmern und Motten hier und da zernagt, aber doch noch brauchbar als Kaminschirm, um

gegen zu große Flamme und Hitze zu schützen und abzukühlen, oder um ihn als Karyatide zu nutzen und ihm etwa eine Uhr auf den Kopf zu stellen. Auch kann man ihn vor das Fenster hängen, daß er die Witterung anzeigt. Es ist ihm selbst noch ein klein wenig Verstand geblieben, so daß er auf alltägliche Dinge, wenn die Frage nicht zu tief geht, ganz leidlich antworten und darüber sprechen kann. Wie hoch wollen Sie auf ihn bieten?'

„Keine Antwort im Saal. Der Auktionator rief: ‚Nun, meine Herren und Damen? Er kann ja in einem Gesandtschaftslokal noch Türsteher werden; er könnte ja als Kronleuchter in der Entrée angehangen werden und die Kerzen mit Armen, Beinen und auf dem Kopfe tragen. Es ist ja ein lieber anstelliger Mensch. Wenn eine Herrschaft eine Hausorgel besitzen sollte, kann er auch die Bälge treten; seine Beine, wie Sie sehen, sind ja noch von leidlicher Beschaffenheit.' — Aber immer keine Antwort. — Ich fühlte mich im Zustand der tiefsten Erniedrigung und meine Beschämung war ohne Grenzen; denn manche meiner Bekannten sahen grinsend und schadenfroh nach mir, manche lachten, andre zuckten die Schultern, wie in tief verachtendem Mitleid. Mein Bedienter kam jetzt zur Tür herein und ich trat einen Schritt vor, um ihm einen Auftrag zu geben, aber der Auktionator stieß mich heftig mit den Worten zurück: ‚Still, altes Möbel! Kennt Er die Pflichten seines Standes so wenig? Hier ist seine Bestimmung, sich ruhig zu halten. Was wäre mir, wenn die Auktionsstücke selbständig werden wollten!' — Wieder auf eine neue Anfrage antwortete niemand. — ‚Der Lump ist nichts wert,' hörte man aus einem Winkel; ‚wer wird auf den Taugenichts etwas bieten?' sagte ein andrer. Mir trat der Angstschweiß auf die Stirn. Ich winkte

meinem Bedienten mit den Augen, daß er eine Kleinigkeit bieten möchte; denn, so dachte ich ganz vernünftig, hat mich der Mensch nur erst erstanden und ich bin aus dem verfluchten Saal, so werde ich mich draußen schon mit meinem Diener abfinden, da wir uns kennen; ich will ihm seine Auslage wieder erstatten und ein Trinkgeld noch obendrein verabreichen. Der mochte aber kein Geld bei sich haben oder mein Winken nicht verstehen, vielleicht, daß ihm diese ganze Anstalt unbekannt und unbegreiflich war; genug, er rührte sich nicht von seinem Platze. Der Auktionator war verdrießlich, er winkte seinem Gehilfen und sagte zu diesem: ‚Holt mir Nummer 2, 3 und 4 aus der Kammer.‘ Der starke Mensch brachte drei zerlumpte Kerle und der Ausrufer sprach: ‚Da man auf diesen Diplomaten gar nichts bieten will, so vereinigen wir ihn mit diesen drei Tagesschriftstellern, einem abgestandenen Redakteur eines Wochenblatts, einem, der Korrespondenzartikel schrieb, und diesem Theaterkritiker — was wird nun für diese Bande zusammengenommen geboten?‘

„Ein alter Trödler rief, nachdem er eine Weile die Hand an die Stirn gelegt hatte: ‚Einen Groschen!‘ Der Auktionator fragte: ‚Einen Groschen also? Niemand mehr? Einen Groschen zum Ersten‘ — er erhob den Hammer. Da rief ein kleiner schmutziger Judenjunge: ‚Einen Groschen sechs Pfennige.‘ Der Auktionator wiederholte das Gebot zum ersten-, zum zweitenmal, schon wollte das dritte Wort mit dem Hammer mich zusamt jenen Gesellen dem kleinen Israeliten zuschlagen, als sich die Tür öffnete und du, Klara, in voller Herrlichkeit mit einem großen Gefolge von vornehmen Damen hereintratest, indem du gebieterisch mit stolzer Miene und Stellung ‚Halt!‘ riefest. Alle erschraken und verwunderten sich und mein Herz war in

Freude bewegt. ‚Meinen eignen Mann verauktionieren?‘ sagtest du mit Unwillen; ‚wieviel ist bis jetzt geboten?‘ Der alte Ausrufer verbeugte sich sehr tief, setzte einen Stuhl für dich hin und sagte hochrot vor Verlegenheit: ‚Bis jetzt haben wir einen und einen halben Groschen im Angebot auf dero Herrn Gemahl.‘

„Du sagtest: ‚Ich biete aber nur allein auf meinen Mann und begehre, daß jene Personen wieder entfernt werden. Achtzehn Pfennige für den unvergleichlichen Mann! Unerhört! Ich setze gleich zum Anfang tausend Taler.‘ — Ich war erfreut, aber auch erschrocken; denn ich begriff nicht, woher du die Summe nehmen wolltest. Indessen wurde ich von dieser Angst bald befreit, da eine andere hübsche Dame gleich zweitausend bot. Nun entstand unter den reichen und vornehmen Weibern ein Wettstreit und Eifer, mich zu besitzen. Die Gebote folgten immer schneller, bald war ich auf zehn und nicht lange nachher auf zwanzigtausend gestiegen. Mit jedem Tausend erhob ich mich mehr, stand stolz und gerade und ging dann mit großen Schritten hinter dem Tische und meinem Auktionator auf und ab, der es nun nicht mehr wagte, mich zur Ruhe zu verweisen. Verachtende Blicke schoß ich nun auf jene Bekannten, die vorher von Lump und Taugenichts gemurmelt hatten. Alle sahen jetzt mit Verehrung nach mir hin, besonders weil der enthusiastische Wettstreit der Damen zunahm, statt sich zu mäßigen. Eine alte häßliche Frau schien es darauf angelegt zu haben, mich nicht zu lassen; ihre rote Nase wurde immer glühender, und sie war es, die mich nun schon bis hunderttausend Taler hinaufgetrieben hatte. Es herrschte eine Totenstille, eine feierliche Stimme ließ sich vernehmen: ‚So hoch ist in unserm Jahrhundert noch niemals ein Mann geschätzt worden! Ich sehe jetzt ein, daß er für mich zu kostbar ist.‘ Als ich mich umsah,

wurde ich gewahr, daß dieses Urteil von meinem Gesandten herrührte. Ich begrüßte ihn mit einer gnädigen Miene. Um es kurz zu machen, mein Wert erhob sich bis zu zweimalhunderttausend Talern und etlichen darüber, und für diesen Preis wurde ich endlich jener rotnasigen alten häßlichen Dame zugeschlagen.

Als die Sache endlich entschieden war, erhob sich ein großer Tumult, weil jeder das ausbündige Stück in der Nähe betrachten wollte. Wie es kam, ist nicht zu sagen, aber die große Summe, für die ich erstanden war, wurde mir, gegen alle Gesetze der Auktion, eingehändigt.

„Als ich nun aber fortgeschleppt werden sollte, da trateſt du hervor und riefst: ‚Noch nicht! Da man meinen Gemahl so gegen alle christliche Sitte öffentlich verauktioniert und verkauft hat, so will ich mich auch demselben harten Schicksal unterwerfen. Ich stelle mich also hiemit freiwillig unter den Hammer des Herrn Auktionators.‘ Der Alte beugte und krümmte sich, du begabst dich hinter den langen Tisch und alle Menschen betrachteten deine Schönheit mit Bewunderung. Das Bieten fing an und die jungen Herren trieben dich gleich hoch hinauf. Ich hielt mich anfangs zurück, teils vor Erstaunen, teils aus Neugier. Als die Summen schon in die Tausende hineingestiegen waren, ließ sich auch meine Stimme vernehmen. Wir kamen immer höher hinauf und mein Gesandter geriet so in Eifer, daß ich beinahe die Fassung verloren hätte; denn es erschien mir schändlich, daß dieser ältliche Mann mir auf diese Weise meine angetraute Gattin rauben wollte. Er bemerkte auch meinen Mißmut; denn er sah mich immer scheel von der Seite und mit einem boshaften Lächeln an. Es drangen immer mehr reiche Kavaliere herein, und hätte ich nicht die ganz ungeheure Summe in meinen Taschen gehabt, so mußte ich dich verloren geben. Es kitzelte

mich nicht wenig, daß ich dir meine Liebe in größerem Maße zeigen konnte, als du mir bewiesen, denn bald nach deinem Angebot von tausend Talern hattest du mich schweigend dem Glück der Auktion und jener rotnasigen Dame überlassen, die jetzt verschwunden schien, denn ich sah sie nirgend mehr. Nun waren wir schon weit über hunderttausend Taler, du nicktest mir immer freundlich über den Tisch zu, und da ich mich im Besitz des mächtigen Kapitals befand, brachte ich durch Hinauftreiben alle meine Nebenbuhler zur Verzweiflung. So setzte ich es hohnlachend und mit übermut durch. Alle verstummten endlich in Verdruß und du wurdest mir zugeschlagen. Ich triumphierte. Ich zahlte die Summe hin — aber o weh! ich hatte im Taumel nicht beachtet, wieviel ich für mich selbst gewonnen hatte, und jetzt fehlten beim Auszahlen noch viele Tausende. Meine Verzweiflung diente den andern nur zum Spott. Du rangst die Hände. So wurden wir in ein dunkles Gefängnis geschleppt und mit schweren Ketten belastet. Wir erhielten zur Nahrung nur Wasser und Brot, und ich mußte darüber lachen, daß das eine Strafe vorstellen sollte, da wir schon ziemlich lange hier oben nicht mehr genossen hatten und diese Speisung für ein Festmahl hielten. So verwirrt sich im Traume alles durcheinander, frühere Zeit und gegenwärtige, Nähe und Ferne. Der Kerkermeister erzählte uns, daß die Richter uns zum Tode verdammt; denn wir hätten hinterlistig das königliche Ärar und die öffentlichen Einkünfte defraudiert, das Vertrauen des Publikums betrogen und den Kredit des Staates untergraben. Es sei ein furchtbarer Betrug, sich so teuer auszubieten und sich mit solchen großen Summen bezahlen zu lassen, die dadurch der Konkurrenz und dem allgemeinen Nutzen entzogen würden. Dem Patriotismus, wo jedes Individuum sich

unbedingt dem Ganzen opfern müsse, laufe es geradezu entgegen, und unser Attentat sei also als offenbarer Hochverrat zu betrachten. Der alte Auktionator werde mit uns zugleich hingerichtet werden, denn er sei mit im Komplott und habe auch dazu beigetragen, die Summen der Bietenden so hoch hinaufzutreiben, weil er uns beide übermäßig und ganz der Wahrheit entgegen den Kauflustigen als Wunderwerke der Schöpfung herausgestrichen habe. Es sei nun alles entdeckt, daß wir mit den auswärtigen Mächten und den Feinden des Landes verbunden einen allgemeinen Staatsbankrott hätten herbeiführen wollen. Denn es sei augenscheinlich, wenn auf den einzelnen, der obendrein keine Verdienste besitze, so ungeheure Summen verwendet werden sollten, so bleibe nichts für das Ministerium, die Schulen und Universitäten, und selbst für Zucht- und Armenhäuser übrig. Gleich nachdem wir fortgegangen, hätten sich zehn Edelleute und fünfzehn angesehene Fräulein verauktionieren lassen, und die Gelder seien ebenfalls dem Staatsschatz und den Einkünften entzogen worden. Aller moralische Wert ginge bei so bösen verderblichen Beispielen unter und die Schätzung der Tugend verschwinde, wenn Individuen so taxiert und übermäßig hoch geschätzt würden. Das alles kam mir ganz vernünftig vor, und ich bereute es jetzt, daß durch mein Verschulden diese Verwirrung habe entstehen können.

„Als wir zur Hinrichtung hinausgeführt wurden — erwachte ich und fand mich in deinen Armen."

„Nachdenklich ist die Geschichte in der Tat," antwortete Klara; „sie ist, nur in ein etwas grelles Licht gestellt, die Geschichte vieler Menschen, die sich alle so teuer wie möglich verkaufen. Diese wunderliche Auktion geht freilich durch die Einrichtung aller Staaten."

„Nachdenklich ist dieser dumme Traum auch mir,"

erwiderte Heinrich; „denn die Welt hat mich und ich habe die Welt in dem Grade verlassen, daß kein Mensch meinen Wert mit irgend einer namhaften Summe würde taxieren wollen. Mein Kredit in dieser ganzen großen Stadt erstreckt sich nicht auf einen Groschen; ich bin ganz ausdrücklich das, was die Welt einen Lumpen nennt. Und doch liebst du mich, du kostbares, herrliches Wesen! Und wenn ich wieder bedenke, wie die teuerste und künstlichste Spinnmaschine nur grob und roh eingerichtet ist gegen das Wunder meines Blutumlaufes, der Nerven, des Gehirnes, und wie dieser Schädel, der, wie die meisten glauben, seinen Unterhalt nicht wert ist, große, edle Gedanken fassen kann, vielleicht auf eine neue Erfindung stößt, so möchte ich darüber lachen, daß Millionen diese Organisation nicht aufwägen, die auch der Klügste und Stolzeste nicht hervorzubringen imstande ist. Wenn unsre Köpfe aneinander rücken, die Schädel sich berühren und die Lippen sich aufeinander pressen, um einen Kuß entstehen zu lassen, so ist es fast unbegreiflich, welche künstlich verflochtene Mechanik dazu gehört, welche Überwindung von Schwierigkeiten, und wie nun diese Verbindung von Gebein und Fleisch, von Häuten und Lymphen, von Blut und Feuchtigkeit sich gegenseitig in Tätigkeit setzt, um dem Spiel der Nerven, dem feinen Sinn und noch unbegreiflicheren Geiste diesen Genuß des Kusses zuzuführen. Wenn man der Anatomie des Auges folgen will, auf wie Seltsames, Wunderliches, Widriges stößt die Beobachtung, um aus diesem glänzenden Schleime und milchigen Gerinne die Göttlichkeit des Blickes herauszufinden."

„O laß das," sagte sie, „das alles sind gottlose Reden."

„Gottlose?" fragte Heinrich verwundert.

„Ja, ich weiß sie nicht anders zu nennen. Mag es

die Pflicht des Arztes sein, sich seiner Wissenschaft zulieb aus dieser Täuschung herauszureißen, die uns die Erscheinung und das verhüllte Innere bietet. Auch der Forscher wird aus der Täuschung der Schönheit nur in eine andere Täuschung geraten, die er vielleicht Wissen, Erkennen, Natur betitelt. Zerstört aber bloßer Vorwitz, freche Neugier oder höhnender Spott alle diese Netze und körperlichen Träume, in welchen Schönheit und Anmut gefangen liegen, so nenne ich das einen gottlosen Witz, wenn es überall einen solchen geben kann."

Heinrich war still und in sich gekehrt. „Du magst wohl recht haben," sagte er nach einer Pause. „Alles, was unser Leben schön machen soll, beruht auf einer Schonung, daß wir die liebliche Dämmerung, vermöge welcher alles Edle in sanfter Befriedigung schwebt, nicht zu grell erleuchten. Tod und Verwesung, Vernichtung und Vergehen sind nicht wahrer als das geistdurchdrungene, rätselhafte Leben. Zerquetsche die leuchtende, süßduftende Blume, und der Schleim in deiner Hand ist weder Blume noch Natur. Aus der göttlichen Schlafbetäubung, in welche Natur und Dasein uns einwiegen, aus diesem Poesieschlummer sollen wir nicht erwachen wollen, im Wahn, jenseit die Wahrheit zu finden."

„Fällt dir das schöne Wort nicht ein?" sagte sie:
Und wie der Mensch nur sagen kann: „Hier bin ich";
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun! —

„Sehr wahr!" rief Heinrich! — „Selbst der vertraute Freund, der Liebende, muß den geliebten Freund schonend lieben, schonend das Geheimnis des Lebens mit ihm träumen und in gegenseitiger inniger Liebe die Täuschung der Erscheinung nicht zerstören wollen. Es gibt aber so plumpe Gesellen, die unter dem Vorwande, der Wahrheit zu leben und einzig ihr zu huldigen, nur Freunde haben wollen, um etwas zu besitzen, was

sie nicht zu schonen brauchen. Nicht bloß, daß diese Gesellen immerdar mit schlechtem Witz und Schraubereien in den sogenannten Freund hineinbohren: auch dessen Schwächen, Menschlichkeiten, Widersprüche sind der Gegenstand ihrer lauernden Beobachtung. Die Grundlage des menschlichen Daseins, die Bedingungen unsrer Existenz sind aber nun so feine und leise Schwingungen, daß gerade diese von jenen hartfäustigen Kameraden in plumper Berührung nur Schwächen genannt werden. Es muß sich nun bald ergeben, daß alle Tugenden und Talente, wegen welcher man anfangs diesen Freund verehrte und aufsuchte, sich in Schwächen, Fehler und Torheiten verwandeln, und widersetzt sich endlich der edlere Geist und will die Mißhandlung nicht länger erdulden, so ist er nach dem Ausspruch der Rohen eitel, eigensinnig, rechthaberisch; er ist einer, der zu kleinlich fühlt, um die Wahrheit ertragen zu können; und die Gemeinsamkeit wird endlich aufgelöst, die sich niemals hätte zusammenfinden sollen. Wenn es sich aber mit Natur, Menschen, Liebe und Freundschaft so verhält, wird es wohl auch mit jenen mystischen Gegenständen, dem Staate, der Religion und der Offenbarung, nicht anders sein. Die Einsicht, daß einzelne Mißbräuche da sind, die der Verbesserung bedürfen, gibt noch kein Recht, das Geheimnis des Staates selbst anzurühren. Will man die religiöse Ehrfurcht vor dieser mächtigen, übermenschlichen Zusammensetzung und Aufgabe, durch welche der Mensch in vielfach geordneter Gesellschaft nur zum echten Menschen werden kann, will man jene heilige Scheu vor Gesetz und Obrigkeit, vor König und Majestät zu nahe an das Licht einer vorschnellen, oft nur anmaßlichen Vernunft ziehen, so zerstäubt die geheimnisvolle Offenbarung des Staates in ein Nichts, in Willkür. Ist es mit der Kirche, der

Religion, der Offenbarung und diesen heiligen Geheimnissen anders beschaffen? Auch hier muß eine stille Dämmerung, ein zartes Gefühl der Schonung das Heiligtum umschweben. Weil es heilig und göttlicher Natur ist, ist auch nichts so wohlfeil, als mit frechem Witz der Verleugnung hineinzuleuchten, um dem Sinn des Unbegabten, der keine Glaubensfähigkeit besitzt, das fromme Gewebe als nüchternen Trug hinzustellen, oder den Schwachen in seinen besten Gefühlen irre zu machen. Es könnte unbegreiflich scheinen, wie allenthalben in unsern Tagen der Sinn für ein großes Ganze, für das Unteilbare, welches nur durch göttlichen Einfluß entstehen konnte, sich verloren hat. Immer wird, wie in Gedichten, Kunstwerken, Geschichte, Natur und Offenbarung nur dies und jenes, nur das einzelne bewundert und gelobt; schärfer noch das einzelne getadelt, was im großen Ganzen, wenn es ein Kunstwerk ist, doch nur so sein kann, wie es ist, wenn jenes Gelobte möglich sein soll. Sucht und Kraft zu vernichten, ist aber geradezu der Gegensatz alles Talentes und wird endlich zur Unfähigkeit, irgend die Erscheinung in ihrer Fülle zu verstehen. Immer „Nein" sprechen, ist gar nicht sprechen."

* * *

So vergingen den Vereinsamten, Verarmten und doch Glücklichen Tage und Wochen. Die dürftigste Nahrung fristete ihr Leben, aber im Bewußtsein ihrer Liebe war keine Entbehrung, auch der drückendste Mangel nicht fähig, ihre Zufriedenheit zu stören. Um in diesem Zustande fortzuleben, war aber der sonderbare Leichtsinn dieser beiden Menschen notwendig, die alles über der Gegenwart und dem Augenblick vergessen konnten. Der Mann stand jetzt immer früher auf als Klara; dann hörte sie ihn hämmern und sägen und fand die

Stücke Holz vor dem Ofen zurechtgelegt, welche sie zum Einheizen brauchte. Sie verwunderte sich, daß dieses gespellte Holz seit einiger Zeit eine ganz andre Form, Farbe und andres Wesen hatte, als sie es bis dahin gewohnt war. Da sie indessen immer Vorrat fand, so unterließ sie jede Betrachtung, indem die Gespräche, Scherze und Erzählungen beim sogenannten Frühstück ihr viel wichtiger waren.

„Die Tage werden schon länger," fing er an; „bald wird nun die Frühlingssonne auf das Dach da drüben scheinen."

„Ja wohl," sagte sie, „und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo wir das Fenster wieder aufmachen, uns daran setzen und die frische Luft einatmen. Das war im vorigen Sommer gar so schön, als wir vom Park draußen sogar hier den Duft der Lindenblüte spürten."

Sie holte zwei kleine Töpfchen herbei, die mit Erde gefüllt waren und in welchen sie Blumen aufzog. „Sieh!" fuhr sie fort, „diese Hyazinthe und diese Tulpe kommen nun doch heraus, die wir schon verloren gaben. Wenn sie gedeihen, so will ich es als ein Orakel ansehen, daß sich auch unser Schicksal bald wiederum zum Bessern kehren wird."

„Aber, Liebchen," sagte er etwas empfindlich, „was geht uns denn ab? Haben wir nicht bis jetzt noch Überfluß an Feuer, Brot und Wasser? Das Wetter wird augenscheinlich milder, wir werden des Holzes weniger bedürfen, nachher kommt die Sommerwärme. Zu verkaufen haben wir freilich nichts mehr, aber es wird, es muß sich irgend ein Weg auftun, auf welchem ich etwas verdienen kann. Bedenke nur unser Glück, daß keines von uns krank geworden ist, auch die alte Christine nicht."

„Wer steht uns aber für die getreuste Dienerin?"

antwortete Klara; „ich habe sie nun seit so lange nicht gesehen; du fertigst sie jetzt immer des Morgens schon früh ab, wenn ich noch schlafe; du nimmst dann von ihr das eingekaufte Brot sowie den Wasserkrug. Ich weiß, daß sie oft für andre Familien arbeitet; alt ist sie, ihre Nahrung nur eine dürftige, wenn also ihre Schwäche zunimmt, so kann sie leicht erkranken. Warum ist sie nicht schon längst wieder einmal zu uns heraufgekommen?"

„Je nun," sagte Heinrich nicht ohne einige Verlegenheit, welche Klara auch bemerkte und die ihr auffallen mußte, „es wird sich wohl bald wieder eine Gelegenheit finden, warte nur noch einige Zeit."

„Nein, Liebster!" rief sie mit ihrer Lebhaftigkeit aus, „du willst mir etwas verbergen, es muß etwas vorgefallen sein. Du sollst mich nicht abhalten, ich will gleich selbst hinuntergehen, ob sie etwa in ihrem Kämmerchen ist, ob sie leidet, ob sie unzufrieden mit uns sein mag."

„Du hast diese fatale Treppe schon seit so lange nicht betreten," sagte Heinrich; „es ist finster draußen, du könntest fallen."

„Nein," rief sie, „du sollst mich nicht zurückhalten; die Treppe kenne ich; ich werde mich in der Finsternis schon zurechtfinden."

„Da wir aber das Geländer verbraucht haben," sagte Heinrich, „welches mir damals als ein Überfluß erschien, so fürchte ich jetzt, da du dich nicht anhalten kannst, daß du stolpern und stürzen könntest."

„Die Stufen," erwiderte sie, „sind mir bekannt genug, sie sind bequem und ich werde sie noch oft betreten."

„Diese Stufen," sagte er mit einiger Feierlichkeit, „wirst du niemals wieder betreten!"

„Mann!" rief sie aus und stellte sich gerade vor

ihn hin, um ihm in die Augen zu sehen, — „es ist nicht richtig hier im Hause; du magst reden, was du willst, ich laufe schnell hinab, um selber nach Christine zu sehen."

So wandte sie sich um, die Tür zu öffnen, er aber stand eilig auf und umschlang sie, indem er ausrief: „Kind, willst du mutwillig den Hals brechen?"

Da es nicht mehr zu verschweigen war, öffnete er selber die Tür; sie traten auf den Vorplatz und, indem sie weiter gingen und der Gatte die Frau noch immer umfaßt hielt, sah diese, daß keine Treppe mehr da war, die hinabführen sollte. Sie schlug verwundert in die Hände, bog sich hinüber und schaute hinab; dann kehrte sie um, und als sie wieder in der verschlossenen Stube waren, setzte sie sich nieder, um den Mann genau zu betrachten. Dieser hielt ihrem forschenden Auge ein so komisches Gesicht entgegen, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrach. Hierauf ging sie nach dem Ofen, nahm eins der Hölzer in die Hände, betrachtete es genau von allen Seiten und sagte dann: „Ja, nun begreife ich freilich, warum die Heizstücke so ganz andre Statur hatten als die vorigen. Also die Treppe haben wir nun auch verbrannt!"

„Ja wohl," antwortete Heinrich jetzt ruhig und gefaßt; „da du es nun einmal weißt, wirst du es ganz vernünftig finden. Ich begreife auch nicht, warum ich es dir bisher verschwiegen habe. Sei man auch noch so sehr alle Vorurteile los, so bleibt irgendwo doch noch ein Stückchen hangen, und eine falsche Scham, die im Grunde kindisch ist! Denn erstlich warst du das Wesen in der Welt, das mir am vertrautesten ist; zweitens das einzige, denn mein Sechzehntel-Umgang mit der alten Christine ist nicht zu rechnen; drittens war der Winter immer noch hart und kein andres Holz aufzutreiben; viertens war

die Schonung fast lächerlich, da das allerbeste, härteste, ausgetrocknete, brauchbarste dicht vor unsern Füßen lag; fünftens brauchten wir die Treppe gar nicht und sechstens ist sie schon, bis auf wenige Reliquien, ganz verbrannt. Du glaubst aber nicht, wie schlecht sich diese alten, ausgebogenen, widerspenstigen Stufen sägen und zersplittern ließen. Sie haben mich so warm gemacht, daß mir die Stube oft nachher zu heiß dünkte."

„Aber Christine?" fragte sie.

„O, die ist ganz gesund," antwortete der Mann. „Alle Morgen lasse ich ihr einen Strick hinunter, woran sie dann ihr Körbchen bindet; das zieh' ich herauf und nachher den Wasserkrug, und so geht unsre Haushaltung ganz ordentlich und friedlich. — Als unser schönes Treppengeländer sich zum Ende neigte und immer noch keine warme Luft eintreten wollte, sann ich nach und es fiel mir ein, daß unsre Treppe recht gut die Hälfte ihrer Stufen hergeben könnte; denn es war doch nur ein Luxus, ein Überfluß, so gut wie die dicke Lehne, daß der Stufen bloß der Bequemlichkeit wegen so viele waren. Schritt man höher aus, wie man in manchen Häusern muß, so konnte der Treppenmaschinist mit der Hälfte ausreichen. Mit Christinens Hilfe, die mit ihrem philosophischen Geiste sogleich die Richtigkeit meiner Behauptung einsah, brach ich nun die unterste Stufe los, dann, indem sie mir nachschritt, die dritte, fünfte und so fort. Unser Grabstichel nahm sich, als wir diese Filigranarbeit geendigt hatten, recht gut aus. Ich sägte, zerschnitt und du heiztest in deiner Arglosigkeit mit den Stufen ebenso geschickt und wirksam, als du es vordem mit dem Geländer getan hattest. Aber unserer durchbrochenen Arbeit drohte von der unermüdlichen Winterkälte ein neuer Angriff. Was war diese ehemalige Treppe überhaupt noch als eine Art von Kohlenberg-

werk, eine Grube, die ihre Steinkohlen jetzt lieber ganz und auf einmal zu Tage fördern konnte? Ich stieg demnach in den Schacht hinab und rief die alte, verständige Christine. Ohne nur zu fragen, teilte sie gleich meine Ansicht; sie stand unten, ich brach mit großer Anstrengung, da sie mir nicht helfen konnte, die zweite Stufe los. Als ich diese der vierten anvertraut hatte, reichte ich der guten Alten den Abgrund hinunter die Hand zum ewigen Abschied; denn diese ehemalige Treppe sollte uns nun niemals wieder verknüpfen oder zu einander führen. So zerstörte ich sie denn nicht ohne Mühsal am Ende völlig, immer die geretteten Tritte oder Stufen nach den übrigen noch vorhandenen obern Stufen hinaufführend. Jetzt hast du das vollendete Werk angestaunt, mein herziges Kind, und siehst nun wohl ein, daß wir uns zur Zeit noch mehr als sonst selbst genügen müssen. Denn wie möchte es doch eine Kaffeegesellschaft anfangen, mit ihren Nachrichten hier zu dir hinauf zu dringen? Nein, ich bin dir, du bist mir genug; der Frühling kommt, du stellst deine Tulpe und Hyazinthe an das Fenster und wir sitzen hier,

Wo uns die Gärten der Semiramis
Auf zu den Wolken steigenden Terrassen,
In bunter Sommerpracht entgegenlachen
Mit dem Geplätscher ihrer spielenden Brunnen!
Den langen Sommer durch soll dort auf uns
Ein paradiesisch Liebesleben tau'n!
Dort auf der höchsten der Terrassen will ich,
Von dunkel glüh'nden Rosen überlaubt,
An deiner Seite sitzen, uns zu Füßen
Die heißbesonnten Dächer Babylons. —

„Ich glaube, unser Freund Üchtritz hat das ganz eigen auf unsern Zustand hier gedichtet. Denn, sieh nur, dort sind die heißbesonnten Dächer, wenn näm-

lich erst die Sonne im Julius wieder scheinen wird, wie wir doch hoffen dürfen. Ist nun erst deine Tulpe und Hyazinthe in Blüte geraten, so haben wir hier wirklich und anschaulich die fabelhaften hängenden Gärten der Semiramis, und noch viel wunderbarer, als jene; denn wer nicht Flügel hat, kann gar nicht hieher zu ihnen gelangen, wenn wir ihm nicht hilfreiche Hand bieten und etwa eine Strickleiter präparieren.

„Wir leben eigentlich," erwiderte sie, „ein Märchen, leben so wunderlich, wie es nur in der Tausendundeinen Nacht geschildert werden kann. Aber wie soll das in der Zukunft werden; denn diese sogenannte Zukunft rückt doch irgend einmal in unsre Gegenwart hinein."

„Sieh, herzlichstes Herz," sagte der Mann, „wie du nun wieder von uns beiden die prosaische bist. Um Michaelis reisete unser alter grämlicher Hauswirt nach jener entfernten Stadt, um bei seinem Doktorfreunde Hilfe oder Erleichterung für sein Podagra zu suchen. Wir waren damals so unermeßlich reich, daß wir ihm nicht nur die vierteljährige Miete, sondern sogar die Vorausbezahlung bis Ostern geben konnten, was er mit schmunzelndem Danke annahm. Von ihm haben wir also bis nach Ostern wenigstens nichts zu besorgen. Der eigentliche strenge Winter ist bereits vorüber, Holz werden wir nicht mehr viel brauchen, und im äußersten Fall sind uns immer noch die vier Stufen zum Boden hinauf übrig, und unsre Zukunft schläft dort noch sicher in mancher alten Tür, den Brettern des Fußbodens, den Bodenluken und manchen Utensilien. Darum getrost, meine Liebe, und laß uns recht heiter des Glückes genießen, daß wir hier von aller Welt so völlig abgetrennt sind, von keinem Menschen abhängig und keines Menschen bedürftig. So ganz eine Lage, wie der weise Mann sie sich immer gewünscht hat, und wie nur wenige

und seltene glücklich genug sind, sich aneignen zu können." — —

Aber es kam dennoch anders, als er vorausgesetzt hatte. Als sie am nämlichen Tage kaum ihre dürftige Mahlzeit beschlossen hatten, fuhr ein Wagen vor das kleine Haus. Man hörte das Rasseln der Räder, das Anhalten des Fuhrwerks, das Aussteigen von Personen. Das seltsam vorgebaute Dach hinderte freilich die beiden Eheleute, zu erfahren, wer oder was die Ankommenden sein möchten. Es wurde abgepackt, so viel konnten sie vernehmen, und den Gatten überschlich jetzt die bängliche Vermutung, daß es denn doch wohl der grämliche Hausherr sein könne, der früher, als man berechnet, den Anfall des Podagra möchte überstanden haben.

Es war deutlich zu hören, der Angekommene richtete sich unten ein, und so konnte kein Zweifel bleiben, wer er sei. Koffer wurden abgepackt und in das Haus geschafft, verschiedene Stimmen redeten durcheinander, man begrüßte sich mit den Nachbarn. Es war ausgemacht, Heinrich würde noch heut einen Kampf zu bestehen haben. Er horchte mißtrauisch hinunter und blieb an der nur angelehnten Tür stehen. Klara sah ihn mit einem fragenden Blick an; er aber schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und blieb stumm. Unten wurde alles ganz still; der Alte hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen.

Heinrich setzte sich zu Klara hin und sagte mit etwas unterdrückter Stimme: „Es ist in der Tat verdrießlich, daß nur sehr wenige Menschen so viel Phantasie wie der große Don Quichotte besitzen. Als man diesem sein Bücherzimmer vermauert hatte und ihm erklärte, ein Zauberer habe ihm nicht nur seine Bibliothek, sondern auch die ganze Stube zugleich hinweggeführt, so begriff er sogleich, ohne nur zu zweifeln, die ganze Sache. Er war nicht so prosaisch, sich zu er-

kundigen, wo denn ein so ganz abstraktes Ding, wie der Raum, hingekommen sei. Was ist Raum? Ein Unbedingtes, ein Nichts, eine Form der Anschauung. Was ist eine Treppe? Ein Bedingtes, aber nichts weniger als ein selbständiges Wesen, eine Vermittelung, eine Veranlassung, von unten nach oben zu gelangen, und wie relativ sind selbst diese Begriffe von oben und unten. Der Alte wird es sich nimmermehr ausreden lassen, daß dort, wo jetzt nur eine Lücke ist, ehemals eine Treppe gestanden habe; er ist gewiß zu empirisch und rationalistisch, um einzusehen, daß der wahre Mensch und die tiefere Intuition der gewöhnlichen Übergänge jener armseligen, prosaischen Approximation einer so gemeinen Stufenleiter der Begriffe nicht bedarf. Wie soll ich ihm das alles von meinem höhern Standpunkt auf seinem niedern da unten deutlich machen? Er will sich auf die alte Erfahrung des Geländers stützen und zugleich gemächlich eine Staffel nach der andern zur Höhe des Verständnisses abschreiten, und er wird unsrer unmittelbaren Anschauung niemals folgen können, die wir unter uns alle diese trivialen Erfahrungs- oder Ergehungssätze abgebrochen und dem reinsten Erkennen nach alter Parsenlehre durch die reinigende und erwärmende Flamme geopfert haben."

„Ja, ja," sagte Klara lächelnd, „phantasiere und witzle nur; das ist der wahre Humor der Angstlichkeit."

„Niemals," fuhr er fort, „will das Ideal unsrer Anschauung mit der trüben Wirklichkeit ganz aufgehen. Die gemeine Ansicht, das Irdische will immerdar das Geistige unterjochen und beherrschen." —

„Still!" sagte Klara, „unten rührt es sich wieder."

Heinrich stellte sich wieder an seine Tür und öffnete sie ein wenig. „Ich muß doch einmal meine lieben Mietsleute besuchen," sagte man unten ganz deutlich;

„ich hoffe, die Frau ist noch ebenso hübsch und die beiden Leutchen sind noch so gesund und heiter wie sonst.“ — „Jetzt wird er,“ sagte Heinrich leise, „an das Problem geraten.“

Eine Pause. Der Alte tappte unten in der Dämmerung umher. „Was ist denn das?“ hörte man ihn sagen; „wie bin ich denn in meinem eignen Hause so fremd geworden? Hier nicht — da nicht — was ist denn das? — Ulrich! Ulrich, hilf mir doch einmal zurecht.“

Der alte Diener, der in seiner kleinen Wirtschaft alles in allem war, kam aus der Kammer herbei. „Hilf mir doch einmal die Treppe hinauf,“ sagte der Hauswirt, „ich bin ja wie verhext und verblindet, ich kann die großen, breiten Stufen nicht finden. Was ist denn das?“

„Nun, kommen Sie nur, Herr Emmerich,“ sagte der mürrische Hausknecht, „Sie sind noch vom Fahren etwas duselig.“

„Der da,“ bemerkte Heinrich oben, „gerät auf eine Hypothese, die ihm nicht standhalten wird.“

„Schwerenot!“ schrie Ulrich, „ich habe mir hier den Kopf zerstoßen; ich bin ja auch wie verdummt; es ist fast, als wenn uns das Haus nicht leiden wollte.“

„Er will es sich,“ sagte Heinrich, „durch das Wunderbare erklären; so tief liegt in uns der Hang zum Aberglauben.“

„Ich fasse rechts, ich fasse links,“ sagte der Hausbesitzer, „ich greife nach oben — ich glaube beinah', der Teufel hat die ganze Treppe geholt.“

„Fast,“ sagte Heinrich, „die Wiederholung aus dem Don Quichotte; sein Untersuchungsgeist wird sich aber damit nicht zufrieden geben; es ist im Grunde auch falsche Hypothese, und der sogenannte Teufel wird oft

nur eingeschoben, weil wir eine Sache nicht begreifen, oder, was wir begreifen, uns in Zorn versetzt."

Man hörte unten nur murmeln, leise fluchen, und der verständige Ulrich war still fortgegangen, um ein brennendes Licht zu holen. Dieses hielt er jetzt mit starker Faust empor und leuchtete in den leeren Raum hinein. Emmerich blickte verwundernd hinauf, stand eine Weile mit aufgesperrtem Munde, starr vor Schrecken und Erstaunen, und schrie dann mit den lautesten Tönen, deren seine Lunge fähig war: „Donnerwetter noch einmal! Das ist mir ja eine verfluchte Bescherung! Herr Brand! Herr Brand da oben!"

Jetzt half kein Verleugnen mehr, Heinrich ging hinaus, beugte sich über den Abgrund und sah beim ungewissen Schein des flackernden Lichtes die beiden dämonischen Gestalten in der Dämmerung des Hausflurs. „Ach! wertgeschätzter Herr Emmerich." rief er freundlich hinab, „seien Sie uns willkommen; es ist ein schönes Zeichen Ihres Wohlseins, daß Sie früher ankommen, als Sie es sich vorgesetzt hatten. Es freut mich, Sie so gesund zu sehen."

„Gehorsamer Diener!" antwortete jener, — „aber davon ist hier die Rede nicht. Herr! wo ist meine Treppe geblieben?"

„Ihre Treppe, verehrter Herr?" erwiderte Heinrich; „was gehn mich denn Ihre Sachen an. Haben Sie sie mir bei Ihrer Abreise aufzuheben gegeben?"

„Stellen Sie sich nicht so dumm," schrie jener, — „wo ist die Treppe hier geblieben? Meine große, schöne, solide Treppe?"

„War hier eine Treppe?" fragte Heinrich; „ja, mein Freund, ich komme so wenig oder vielmehr gar nicht aus, daß ich von allem, was nicht in meinem Zimmer vorgeht, gar keine Notiz nehme. Ich studiere

und arbeite und kümmere mich um alles andre gar nicht."

„Wir sprechen uns, Herr Brand," rief jener, „die Bosheit erstickt mir die Zunge und Rede; aber wir sprechen uns noch ganz anders! Sie sind der einzige Hausbewohner; vor Gericht werden Sie mir schon melden müssen, was dieser Handel zu bedeuten hat."

„Seien Sie nicht so böse," sagte Heinrich jetzt; „wenn Ihnen an der Geschichtserzählung etwas liegt, so kann ich Ihnen auch schon jetzt damit dienen; denn allerdings erinnere ich mich jetzt, daß vormals hier eine Treppe war, auch ich bin nun eingeständig, daß ich sie verbraucht habe."

„Verbraucht?" schrie der Alte und stampfte mit den Füßen; „meine Treppe? Sie reißen mir mein Haus ein?"

„Bewahre," sagte Heinrich, „Sie übertreiben in der Leidenschaft; Ihr Zimmer unten ist unbeschädigt, so steht das unsre hier oben blank und unberührt, nur diese arme Leiter für Emporkömmlinge, diese Unterstützungsanstalt für schwache Beine, dieses Hilfsmittel und diese Eselsbrücke für langweilige Besuche und schlechte Menschen, diese Verbindung für lästige Eindringlinge, diese ist durch meine Anstalt und Bemühung, ja schwere Anstrengung, allerdings verschwunden."

„Aber diese Treppe," schrie Emmerich hinauf, „mit ihrer kostbaren, unverwüstlichen Lehne, mit diesem eichenen Geländer, diese zweiundzwanzig breiten, starken, eichenen Stufen waren ja ein integrierender Teil meines Hauses. Habe ich noch, so alt ich bin, von einem Mietsmann gehört, der die Treppen im Hause verbraucht, als wenn es Hobelspäne oder Fidibus wären?"

„Ich wollte, Sie setzten sich," sagte Heinrich, „und hörten mich ruhig an. Diese Ihre zweiundzwanzig Stu-

sen lief oft ein heilloser Mensch herauf, der mir ein kostbares Manuskript abschwatzte, es drucken wollte, sich dann für bankrott erklärte und auf und davon ging. Ein andrer Buchhändler stieg unermüdet diese Ihre eichenen Stufen hinauf und stützte sich dabei immer auf jenes starke Geländer, um sich den Gang bequemer zu machen; er ging und kam und kam und ging, bis er, meine Verlegenheit grausam benutzend, mir die erste kostbare Edition meines Chaucer abdrang, die er für mehr als einen Spottpreis, für einen wahren Schandpreis, in seinen Armen davontrug. O, mein Herr, wenn man solche bittre Erfahrungen macht, so kann man wahrlich eine Treppe nicht liebgewinnen, die es solchen Gesellen so übermäßig erleichtert, in die obern Etagen zu bringen."

„Das sind ja verfluchte Gesinnungen," schrie Emmerich.

„Bleiben Sie gelassen," sprach Heinrich etwas lauter hinunter. „Sie wollten ja den Zusammenhang der Sache erfahren. Ich war betrogen und hintergangen; so groß unser Europa ist, Asien und Amerika nicht einmal zu rechnen, so erhielt ich doch von nirgend her Rimessen, es war, als wenn alle Kredite sich erschöpft hätten und alle Banken leer geworden wären. Der überharte, unbarmherzige Winter forderte Holz zum Einheizen; ich hatte aber kein Geld, um es auf dem gewöhnlichen Wege einzukaufen. So verfiel ich denn auf diese Anleihe, die man nicht einmal eine gezwungene nennen kann. Dabei glaubte ich nicht, daß Sie, geehrter Herr, vor den warmen Sommertagen wiederkommen würden."

„Unsinn!" sagte jener, „glaubten Sie denn, Armseliger, daß meine Treppe bei der Wärme wie der Spargel von selbst wieder herauswachsen würde?"

„Ich kenne die Natur eines Treppengewächses zu wenig, wie ich auch von Tropenpflanzen nur geringe Kenntnisse habe, um das behaupten zu mögen," antwortete Heinrich. „Ich brauchte indes das Holz höchst nötig, und da ich gar nicht ausging, meine Frau ebensowenig, auch kein Mensch zu mir kam, weil bei mir nichts mehr zu gewinnen war, so gehörte diese Treppe durchaus zu den Überflüssigkeiten des Lebens, zum leeren Luxus, zu den unnützen Erfindungen. Ist es, wie so viele Weltweise behaupten, edel, seine Bedürfnisse einzuschränken, sich selbst zu genügen, so hat dieser für mich völlig unnütze Anbau mich vor dem Erfrieren gerettet. Haben Sie niemals gelesen, wie Diogenes seinen hölzernen Becher wegwarf, als er gesehen, wie ein Bauer Wasser mit der hohlen Hand schöpfte und so trank?" —

Sie führen aberwitzige Reden, Mann," erwiderte Emmerich; „ich sah einen Kerl, der hielt die Schnauze gleich an das Rohr und trank so Wasser; somit hätte sich Ihr Mosje Diogenes auch noch die Hand abhauen können. — Aber, Ulrich, lauf 'mal gleich zur Polizei; das Ding muß einen anderen Haken kriegen." —

„Übereilen Sie sich nicht," rief Heinrich, „Sie müssen einsehen, daß ich Ihr Haus durch diese Hinwegnahme wesentlich verbessert habe."

Emmerich, der schon nach der Haustür ging, kehrte wieder um. „Verbessert?" schrie er in höchster Bosheit; „nun, das wäre mir denn doch etwas ganz Neues!"

„Die Sache ist jedoch ganz einfach," erwiderte ihm Heinrich, „und jeder kann sie einsehen. Nicht wahr, Ihr Haus steht nicht in der Feuerkasse? Nun hatte ich zeither böse Träume von Brandunglück, auch fielen Häuserbrände hier in der Nachbarschaft vor; ich hatte eine ganz bestimmte Ahnung, ja ich möchte es ein Vorauswissen nennen, daß unser Haus hier dasselbe

Unglück betreffen würde. Gibt es nun wohl (das frage ich jeden Bauverständigen) etwas Ungeschickteres als eine hölzerne Treppe? Die Polizei sollte dergleichen gefährliches Bauwerk geradezu verbieten. So oft ein Feuer auskommt, so ist in allen Städten, wo dieser Mißbrauch noch stattfindet, immer die hölzerne Treppe das allergrößte Unheil. Sie leitet das Feuer nicht nur in alle Stockwerke, sondern macht auch oft die Rettung der Menschen unmöglich. Da ich nun gewiß wußte, daß binnen kurzem hier oder in der Nachbarschaft Feuer auskommen würde, so habe ich mit vieler Mühe und saurem Schweiß diese elende, verderbliche Treppe mit eignen Händen weggebrochen, um das Unglück und den Schaden soviel als möglich zu mildern. Und darum hatte ich sogar auf Ihren Dank gerechnet."

„So?" rief Emmerich hinauf; wäre ich länger ausgeblieben, so hätte mir der saubre Herr wohl aus eben den spitzigen Gründen mein ganzes Haus verbraucht. Verbraucht! Als wenn man Häuser so verbrauchen dürfte! Aber wart', Patron! — Ist die Polizei da?" fragte er den wiederkehrenden Ulrich.

„Wir legen," rief Heinrich hinab, „eine große, steinerne Treppe, und Ihr Palais, geehrter Mann, gewinnt dadurch ebenso sehr wie die Stadt und der Staat."

„Mit der Windbeutelei soll es bald zu Ende sein," antwortete Emmerich und wendete sich sogleich an den Führer, der mit verschiedenen Gehilfen der Polizei herbeigekommen war.

„Mein Herr Inspektor," sagte er, sich zu diesem wendend, „haben Sie je von dergleichen Attentat gehört? Mir aus meinem Hause die große, schöne Treppe wegzubrechen und sie als Klafterholz im Ofen während meiner Abwesenheit zu verbrennen!"

„Das wird in die Stadtchronik kommen," erwiderte der Anführer trotzig, „und der saubere Patron, der Treppenräuber, in das Zuchthaus oder auf die Festung. Das ist schlimmer als Einbruch! Den Schaden muß er außerdem noch ersetzen. Kommen Sie nur herunter, Herr Missetäter!"

„Niemals," sagte Heinrich; „wohl hat der Engländer ein Recht, sein Haus ein Kastell zu nennen, und meines hier ist ganz unzulänglich und unüberwindlich; denn ich habe die Zugbrücke aufgezogen."

„Dem läßt sich abhelfen!" rief der Anführer. „Leute, schafft 'mal eine große Feuerleiter herbei; so steigt ihr dann hinauf und schleppt, wenn er sich wehren sollte, den Verbrecher mit Stricken gebunden herunter, um ihn seiner Strafe zu überliefern."

Jetzt hatte sich das Haus unten schon mit Leuten aus der Nachbarschaft gefüllt; Männer, Weiber und Kinder hatte der Tumult herbeigelockt, und viele Neugierige standen auf der Gasse, um zu erforschen, was hier vorgehe, und zu sehen, was aus dem Handel sich ergeben werde. Klara hatte sich an das Fenster gesetzt und war verlegen, doch hatte sie ihre Fassung behalten, da sie sah, daß ihr Gatte so heiter blieb und sich die Sache nur wenig anfechten ließ. Doch begriff sie nicht, wie es endigen werde. Heinrich aber kam jetzt einen Augenblick zu ihr herein, um sie zu trösten und etwas aus der Stube zu holen. Er sagte: „Klara, schau', wir sind jetzt ebenso eingeschlossen wie unser Götz in seinem Jaxthausen; der widerwärtige Trompeter hat mich auch schon aufgefordert, mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und ich werde ihm jetzt Antwort sagen, aber bescheidentlich, nicht wie mein großes Vorbild von damals." Klara lächelte ihm freundlich zu und sagte nur die wenigen Worte: „Dein Schicksal ist das meinige;

ich glaube aber doch, daß, wenn mein Vater mich jetzt sähe, er mir verzeihen würde."

Heinrich ging wieder hinaus, und als er sah, daß man wirklich eine Leiter herbeischleppen wollte, sagte er mit feierlichem Ton: „Meine Herren, bedenken Sie, was Sie tun, ich bin seit Wochen schon auf alles, auf das Äußerste gefaßt, ich werde mich nicht gefangen geben, sondern mich bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen. Hier bringe ich zwei Doppelflinten, beide scharf geladen, und noch mehr, diese alte Kanone, ein gefährliches Feldstück voller Kartätschen und gehacktem Blei, zerstoßenem Glas und derlei Ingredienzen. Pulver, Kugeln, Kartätschen, Blei, alles Nötige ist im Zimmer aufgehäuft; während ich schieße, ladet meine tapfere Frau, die als Jägerin wohl damit umzugehen weiß, die Stücke aufs neue, und so rücken Sie denn an, wenn Sie Blut vergießen wollen."

„Das ist ja ein Erzsakermenter," sagte der Polizeianführer, „ein solcher resoluter Verbrecher ist mir seit lange nicht vor die Augen gekommen. Wie mag er nur aussehen; denn man kann in diesem dunkeln Neste keinen Stich sehen."

Heinrich hatte zwei Stäbe und einen alten Stiefel auf den Boden niedergelegt, die ihm für Kanone und Doppelflinten gelten mußten. Der Polizeimann winkte, daß sich die Leiter wieder entfernen solle; „hier ist wohl der beste Rat, Herr Emmerich," setzte er dann hinzu, „daß wir den ungeratenen Abällino aushungern, so muß er sich uns ergeben."

„Weit gefehlt!" rief Heinrich mit heiterer Stimme hinab; „auf Monate sind wir mit getrocknetem Obst, Pflaumen, Birnen, Äpfeln und Schiffszwieback versehen; der Winter ist ziemlich vorüber, und sollte es uns an Holz gebrechen, so ist oben noch die Bodenkammer; da

finden sich alte Türen, überflüssige Dielen, selbst vom Dachstuhle kann gewiß manches als entbehrlich losgebrochen werden."

„Hören Sie den Heidenkerl!" rief Emmerich; „erst reißt er mir unten mein Haus ein, nun will er sich auch noch oben an das Dach machen."

„Es ist über die Beispiele," sagte der Polizeiwächter. Viele von den Neugierigen freuten sich über Heinrichs Entschlossenheit, weil sie dem geizigen Hausbesitzer dieses Ärgernis gönnten. „Sollen wir das Militär kommen lassen, auch mit geladenen Flinten?"

„Nein! Herr Inspektor, um des Himmels willen nicht; darüber würde mir am Ende mein Häuschen in Grund und Boden geschossen und ich hätte das leere Nachsehen, wenn wir den Rebellen auch endlich bezwungen hätten."

„Richtig," sagte Heinrich, „und haben Sie nebenher vergessen, was seit vielen Jahren in allen Zeitungen steht? Der erste Kanonenschuß, er falle, wo er wolle, wird ganz Europa in Aufruhr setzen. Wollen Sie nun, Herr Polizeimann, die ungeheure Verantwortung auf sich nehmen, daß aus dieser Hütte, der engsten und finsterſten Gasse der kleinen Vorstadt, die ungeheure europäische Revolution sich herauswickeln soll? Was würde die Nachwelt von Ihnen denken? Wie könnten Sie diesen Leichtsinn vor Gott und Ihrem Könige verantworten? Und doch sehen Sie hier schon die geladene Kanone liegen, welche die Umwandlung des ganzen Jahrhunderts herbeiführen kann."

„Er ist ein Demagog und Karbonari," sagte der Polizeianführer, „das hört man nun wohl an seinen Reden. Er steckt in den verbotenen Gesellschaften und rechnet in seiner Frechheit auf auswärtige Hilfe. Möglich, daß unter diesem lärmenden und gaffenden Haufen schon

viele seiner Gesellen verkleidet lauern, die nur auf unsern Angriff warten, um uns dann mit ihrem Mordgewehr in den Rücken zu fallen."

Als diese Müßiggänger erlauschten, daß die Polizei sich vor ihnen fürchte, erhoben sie in ihrer Schadenfreude ein lautes Geschrei, die Verwirrung vermehrte sich und Heinrich rief seiner Gattin zu: „Bleibe heiter, wir gewinnen Zeit und können gewiß kapitulieren, wenn nicht vielleicht gar ein Sickingen kommt, uns zu erlösen."

„Der König, der König!" hörte man jetzt von der Straße her das laute Geschrei. Alles sprang zurück und durcheinander; denn eine glänzende Equipage suchte sich in der engen Gasse Bahn zu machen. Livreebedienten in betreßten Kleidern standen hinten auf, ein glänzender, geschickter Kutscher lenkte die Rosse und aus dem Wagen stieg ein prächtig gekleideter Herr mit Orden und Stern.

„Wohnt hier nicht ein Herr Brand?" fragte der vornehme Mann; „und was hat dieser Auflauf zu bedeuten?"

„Sie wollen da drin, Ew. Durchlaucht," sagte ein kleiner Krämer, „eine neue Revolution anfangen und die Polizei ist dahinter gekommen; es wird auch gleich ein Regiment von der Garde einrücken, weil sich die Rebellen nicht ergeben wollen."

„Es ist halt eine Sekte, Exzellenz," rief ein Obsthöker; „sie wollen als gottlos und überflüssig alle Treppen abschaffen."

„Nein, nein!" schrie eine Frau dazwischen, „er soll vom heiligen Sankt Simon abstammen, der Empörer; alles Holz, sagt er, und alles Eigentum soll gemeinschaftlich sein, und die Feuerleiter haben sie schon geholt, um ihn gefangen zu nehmen."

Es war dem Fremden schwer, in die Tür des Hauses zu gelangen, obgleich ihm alles Platz machen wollte. Der alte Emmerich trat ihm entgegen und berichtete auf Nachfrage mit vieler Höflichkeit die Lage der Dinge, und wie man noch nicht einig sei, auf welche Weise man des großen Verbrechers habhaft werden könne. Der Fremde schritt jetzt tiefer in den dunkeln Hausflur hinein und rief mit lauter Stimme: „Wohnt denn hier wirklich ein Herr Brand?"

„Jawohl," sagte Heinrich; „wer ist da unten neues, der nach mir fragt?"

„Die Leiter her!" sagte der Fremde, „daß ich hinaufsteigen kann."

„Das werde ich jedem unmöglich machen," rief Heinrich; „es hat kein Fremder hier oben bei mir etwas zu suchen und keiner soll mich molestieren."

„Wenn ich aber den Chaucer wiederbringe?" rief der Fremde, „die Ausgabe von Caxton, mit dem beschriebenen Blatt des Herrn Brand?"

„Himmel!" rief dieser, „ich mache Platz, der gute Engel, der Fremde, mag heraufkommen." — „Klara!" rief er seiner Frau fröhlich, aber mit einer Träne entgegen, „unser Sickingen ist wirklich angelangt!"

Der Fremde sprach mit dem Wirt und beruhigte ihn völlig, die Polizei ward entlassen und belohnt, am schwersten aber war es, das aufgeregte Volk zu entfernen; doch als endlich auch dies gelungen war, schleppte Ulrich die große Leiter herbei und der vornehme Unbekannte stieg allein zur Wohnung des Freundes hinauf.

Lächelnd sah sich der Fremde im kleinen Zimmer um, begrüßte höflich die Frau und stürzte dann dem seltsam bewegten Heinrich in die Arme. Dieser konnte nur das eine Wort: „Mein Andreas!" hervorbringen. Klara

sah nun ein, daß dieser rettende Engel jener Jugendfreund, der vielbesprochene Vandelmeer sei.

Sie erholten sich von der Freude, von der Überraschung. Das Geschick Heinrichs rührte Andreas tief; dann mußte er über die seltsame Verlegenheit und die Aushilfe lachen, dann bewunderte er wieder die Schönheit Klaras und beide Freunde konnten es nicht müde werden, die Erinnerung jugendlicher Szenen wiederzubeleben und in diesen Gefühlen und Rührungen zu schwelgen.

„Aber nun laß uns auch vernünftig sprechen", sagte Andreas. „Dein Kapital, welches du mir damals bei meiner Abreise anvertrautest, hat in Indien so gewuchert, daß du dich jetzt einen reichen Mann nennen kannst; du kannst also jetzt unabhängig leben, wie und wo du willst. In der Freude, dich bald wiederzusehen, stieg ich in London ans Land, weil ich dort einige Geldgeschäfte zu berichtigen hatte. Ich verfüge mich wieder zu meinem Bücherantiquar, um für deine Liebhaberei an Altertümern ein artiges Geschenk auszusuchen. Sieh da, sage ich zu mir selber, da hat ja jemand den Chaucer in demselben eigensinnigen Geschmack binden lassen, wie ich die Art damals für dich ersann. Ich nehme das Buch in die Hand und erschrecke, denn es ist das deinige. Nun wußte ich schon genug und zu viel von dir; denn nur Not hatte dich bewegen können, es wegzugeben, wenn es dir nicht gestohlen war. Zugleich fand ich, und zu unser beider Glück, ein Blatt von deiner Hand vorn beschrieben, in welchem du dich unglücklich und elend nanntest, mit dem Namen Brand unterzeichnetest und Stadt, Gasse und Wohnung anzeigtest. Wie hätte ich, bei deinem veränderten Namen, bei deiner Verdunklung, dich jemals auffinden

können, wenn dieses liebe, teure Buch dich mir nicht verraten hätte. So empfange es denn zurück zum zweiten Male und halte es in Ehren, denn dieses Buch ist wunderbarerweise die Treppe, die uns wieder zueinander geführt hat. — Ich kürze in London meinen Aufenthalt ab, ich eile hieher — und erfahre vom Gesandten, der seit acht Wochen schon von seinem Monarchen hieher geschickt ist, daß du seine Tochter entführt hast."

„Mein Vater hier?" rief Klara erblassend.

„Ja, meine gnädige Frau", fuhr Vandelmeer fort, „aber erschrecken Sie nicht; noch weiß er es nicht, daß Sie sich in dieser Stadt befinden. — Der alte Mann bereut jetzt seine Härte, er klagt sich selber an und ist untröstlich, daß er jede Spur von seiner Tochter verloren hat. Längst hat er ihr verziehen und mit Rührung erzählte er mir, daß du völlig verschollen seist, daß er trotz aller eifrigen Nachforschung nirgend eine Spur von dir habe entdecken können. — Es ist nun begreiflich, Freund, wenn man sieht, wie du, fast wie ein thebaischer Einsiedler oder wie jener Simeon Stylites, zurückgezogen gelebt hast, daß keine Nachricht, keine Zeitung zu dir gedrungen ist, um dir zu sagen, daß dein Schwiegervater dir ganz nahe lebt, und wie froh bin ich, daß ich hinzusetzen kann, dir versöhnt. Ich komme eben von ihm her, aber ohne ihm gesagt zu haben, daß ich die fast gewisse Hoffnung hegte, dich heut noch zu sehn. Er wünscht, wenn du dich mit der Tochter wiederfindest, daß du auf seinen Gütern lebst, da du gewiß selbst nicht in deine frühere Karriere zurücktreten möchtest."

Alles war Freude. Den beiden Eheleuten war die Aussicht, wieder anständig und in behaglicher Wohlhabenheit zu leben, wie dem Kinde die Weihnachtsbescherung. Gern ließen sie die notgedrungene Philosophie

der Armut fahren, deren Trost und Bitterkeit sie bis auf den letzten Tropfen ausgekostet hatten.

Vandelmeer führte sie in der Kutsche erst nach seiner Wohnung, wo man sogleich für anständige Kleider sorgte, um sich in diesen dem versöhnten Vater vorzustellen. Daß die alte getreue Christine nicht vergessen wurde, bedarf wohl keiner Erinnerung. Sie war in ihrer Art ebenso alücklich wie ihre Herrschaft.

Nun sah man in der kleinen Gasse Maurer, Zimmerleute und Tischler tätig. Lachend führte der alte Emmerich die Aufsicht über diese Wiederherstellung und den Bau seiner neuen Treppe, die, ungeachtet der Anmahnungen Heinrichs, doch wieder eine hölzerne war. Sein Verlust war ihm so reichlich und großmütig vergütet worden, daß der alte Geldsammler sich oft fröhlich die Hände rieb und gern wieder einen abenteuerlichen Mietsmann ähnlicher Gesinnung in seine Wohnung genommen hätte. — —

Nach drei Jahren empfing der alte Zusammengekrümmte mit vielen verlegnen Scharrfüßen und übertriebenen Verbeugungen eine vornehme Herrschaft, die in einer reichen Equipage ankam und die er selber die neue Treppe in das kleine Quartier hinaufführte, das jetzt ein armer Buchbinder bewohnte. Klaras Vater war gestorben, sie war mit ihrem Gatten von den fernen Gütern hereingekommen, um den Verscheidenden noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Arm in Arm standen sie jetzt am kleinen Fenster, sahen wieder nach dem roten und braunen Dache hinüber und beobachteten wieder jene traurigen Feuermauern, in denen der Sonnenschein wie damals spielte. Diese Szene

ihres vormaligen Elends und zugleich unendlichen Glücks rührte sie innigst. — Der Buchbinder war eben beschäftigt, die zweite Auflage dieses Werkes, was dem Verarmten gewissenlos war geraubt worden, für eine Lesebibliothek einzubinden. „Das ist ein sehr beliebtes Buch," äußerte er bei seiner Arbeit, „und wird noch mehr Editionen erleben."

„Unser Freund Vandelmeer erwartet uns," sagte Heinrich, und bestieg, nachdem er den Handwerker beschenkt hatte, mit der Gattin den Wagen. Beide sannen nach über den Inhalt des menschlichen Lebens, dessen Bedürfnis, Überfluß und Geheimnis. — —

BOUND BY
HNM

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118495313